Lec 42.

Schmid Litt. H.

137.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Hist. lit. 1454

Ile 42.

Scriptores Latt. vet.

137.

# Theorie und Literatur

der

# deutschen Dichtungsarten.

---

## Ein Handbuch

zur

## Bildung des Stils und des Geschmackes.

Nach den besten Hilfsquellen

bearbeitet

von

Dr. Philipp Mayer.

---

Erster Band.

Bibliothek
des
K. Alten Gymnasiums
in
Regensburg.

---

Wien.

Gedruckt und im Verlage bei Carl Gerold.

1824.

Zur

Vaterländischen Bibliothek

für

Erzählung 1841.

»Das schönste Denkmal für einen schriftstellerischen Künstler ist: daß sein eigener Werth öffentlich anerkannt wird, daß alle, einer allgemeinen Ausbildung Fähige immer wieder mit Liebe von ihm lernen, daß einige die Eigenthümlichkeit seiner Geisteswerke bis auf die feinsten Züge durchforschen und verstehen lernen.«

Fr. Schlegel.

STUDIEN-BIBLIOTHEK REGENSBURG

Staatliche Bibliothek Regensburg

G. 1964/140

Ihrer Excellenz,

der

hochgebornen Frau

# Therese

## Landgräfin von Fürstenberg,

gebornen

## Fürstin von Schwarzenberg

in

tiefer Ehrfurcht

gewidmet.

# Vorrede.

Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Gabe, seine Gedanken durch die Rede genau und bestimmt zu bezeichnen, so angenehm als nothwendig sei. Die vielen Anleitungen zum Stile, welche in einem Zeitraume von zwanzig Jahren erschienen, bestätigen das Gesagte, ohne daß seither die Klagen über den häufigen Mangel jener Gabe gänzlich verstummt wären. Wiederholte Erfahrungen, welche ich zum Theil an mir selbst, zum Theil an Andern zu machen Gelegenheit hatte, brachten in mir die lebendige Überzeugung hervor, daß die Gewandtheit und Anmuth des Ausdrucks vorzugsweise durch zwei Mittel bewirkt werde, welche zugleich nebstbei andere Zwecke auf erfreuliche Weise erreichen helfen. Diese Mittel sind: Selbstübung in einigen schriftlichen Aufsätzen, und Lesung der classischen Schriftsteller. So wirksam indeß die letztere zu dem beabsichteten Zwecke benützt wird, so muß man doch gestehen, daß dieselbe in mehr als einer Rücksicht Verderben bringen könne. Nicht allein, daß oft gefährliche Grundsätze des Truges im schönen, gleißenden Gewande erscheinen, können oft wahrhaft gute Schriften, zumal für die beschränkte Jugend, ver-

derblich werden, wenn sie solche entweder zu einer Zeit kennen lernet, in der sie ihren Inhalt zu fassen nicht vermag, oder wenn ihr der Standpunct nicht angedeutet wird, von welchem sie dieselben beachten und würdigen soll. Ferner wird das für jeden Eindruck empfängliche, jugendliche Gemüth leicht auf Abwege geführt, von denen es oft erst nach geraumer Zeit zur Erkenntniß des Wahren und Schönen zurückkehrt. Soll daher das Lesen der Dichter und Prosaisten die gewünschte Wirkung hervorbringen, so muß denselben nothwendig eine Anleitung vorhergehen, welche durch Aufstellung reiner Grundsätze des Schönen, die auf dem Wege der Selbstbildung nur spät und wenigstens nicht ohne unnütze Zeitaufopferung erlangt werden, den Geist vor Irrwegen bewahret und für den Werth dichterischer Schöpfungen empfänglicher macht. Hat eine solche Anleitung den angezeigten Erfolg, dann äußern sich bei jenem, dem sie zu Theil ward, die erfreulichsten Wirkungen. Abgesehen davon, daß die Fertigkeit im Ausdrucke ungemein befördert wird, werden jene unvergänglichen Dichterwerke einen um so größern Eindruck bei denjenigen zurücklassen, welche ihren Werth nun tiefer und genügender erkennen. Durch die genauere Kenntniß ihrer Vorzüge wird Mancher zu eigenen Versuchen ermuntert, welche, wenn sie die Vorbilder auch nicht erreichen, oder ihnen nahe kommen, doch als nicht unrühmliche Nachstrebungen Anerkennung verdienen. Endlich wird hierdurch der Geschmack an allem wahrhaft Schönen überhaupt gebildet, da dasselbe in den verschieden-

sten Formen, so wie das Wahre und Gute doch nur Eines ist, und manches schlechte Buch wird dann wegen Kenntniß des Bessern aus eigener Wahl als müßig und unnütz verworfen, welches ohne jene durch das strenge Verbot desselben allein Bedeutung und Reiz erhielt.

Diese Ansichten waren es vorzüglich, welche, angewandt auf die schöne Literatur der Deutschen, mich bei der Bearbeitung des vorliegenden Buches leiteten. Der Zweck, welchen ich hierbei nach meinen besten Kräften zu erreichen eifrigst strebte, war vor Allem dieser, der reifenden Jugend vor ihrem Eintritte in das ernste Leben die Möglichkeit zu verschaffen, die Gefilde einer verschönerten Wirklichkeit nicht ohne mannigfachen Nutzen zu durchwandeln, dieselbe zu nachstrebenden Versuchen zu ermuntern, und zugleich die Liebe zu einer Literatur zu erwecken, welche den Satz von Neuem bestätigt, daß die Deutschen, was ihre Geistesbildung belangt, wenn sie in mancher Rücksicht fremden Nationen überlegen, doch in keiner den Vergleich mit ihnen scheuen dürfen. Indem ich auf solche Weise etwas Gutes zu befördern ausschließend beflissen war, fällt jeder Anspruch auf schriftstellerische Bedeutenheit von meiner Seite von selbst hinweg, und der Vorwurf, daß das Meiste dessen, was in diesen Blättern gesagt wird, nicht neu sei, wird dem Werthe derselben nichts benehmen, wenn das Gesagte nur gut und für das vorgesteckte Ziel ersprießlich ist. So leistet diese Schrift auch auf den Vorzug streng philosophischer Darstellung freiwillig Verzicht; im Gegentheile suchte ich

vielmehr die aus jenem Gebiete entnommenen Grundsätze in einem Gewande wiederzugeben, in welchem sie auch dem minder Vorbereiteten verständlich sein sollten, wobei ich das Bedürfniß der weiblichen Jugend, für welche die wenigsten der bisher in diesem Fache erschienenen Werke benützt werden können, vorzüglich beachtete.

In der Darstellung der Theorie der einzelnen Dichtungsarten waren Herder, Jean Paul Fridrich Richter und die Brüder Schlegel meine Führer, deren Werke das Trefflichste und Genügendste enthalten, was die Poetik aller Völker, nicht bloß die der Deutschen, aufzuweisen hat. Ihre Aussprüche habe ich zu meinem Zwecke vielfach benützet, und das Beste, was hierüber in dieser Schrift sich findet, gehört jenen Männern an. In der Wahl der Beispiele war ich durch manche Rücksichten, namentlich durch die Erfahrung beschränkt, daß durch die große Anzahl von deutschen Mustersammlungen viele der bedeutendsten Meisterwerke schon bekannt geworden, deren nochmaligen Abdruck ich wo möglich vermeiden wollte. Vor Allem war aber meine Absicht dahin gerichtet, solche Muster zu finden, aus welchen die Anwendung der kurz vorher aufgestellten Grundsätze ersichtlich wird. Ob ich hierbei noch andere nicht unwichtige Nebenzwecke zugleich erreicht habe, möge die getroffene Wahl entscheiden. Übrigens habe ich die nothwendigsten Muster allein aufgenommen, und mehrere nur angedeutet, um die Zahl der ohnehin zu häufigen Beispielsammlungen nicht zu vermehren. Die

Materialien zu den kritischen Notizen der deutschen Dichter nahm ich aus W. A. Schlegel's »Charakteristiken und Kritiken«, Jean Paul's »Vorschule der Ästhetik«, und Franz Horn's Werken dieses Inhalts, besonders aus seinen »Umrissen zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands bis 1818« u. a. m.; jene zu den historischen verdanke ich zum Theil Göthe's trefflichen Schilderungen aus seiner Lebens- und Bildungsgeschichte, und den hierher gehörenden Artikeln aus der »allgemeinen deutschen Real-Encyclopädie für gebildete Stände«, so wie ich zuweilen in der systematischen Behandlung den in dem genannten Werke ausgesprochenen Ansichten A. Gruber's und des Professors Wendt zu Leipzig folgte. In Behandlung jener Notizen glaubte ich, zumal bei den Heroen unserer Literatur, etwas vollständiger sein zu müssen, weil dieser wichtige Theil der Literaturgeschichte zu den angedeuteten Zwecken bisher wenig, oder gar nicht benützt wurde. Weit entfernt davon, zu wähnen, daß ich hierdurch die angezeigten Werke auch nur einiger Maßen entbehrlich gemacht habe, bin ich vielmehr innig überzeugt, daß derjenige, so etwa durch diese Blätter zu tieferen Forschungen über Dichtkunst und Literatur angeregt werden sollte, diese Schriften mit größerem Vortheile lesen, jener aber, der sich mit dem hier Vorhandenen begnüget, dieselben kaum jemals näher, als dem Namen nach kennen lernen werde.

Somit übergebe ich der öffentlichen Kenntniß ein Werk, worauf ich, von Lust und Liebe für diesen Gegenstand be-

seelt, die besten Stunden mehrerer Jahre gerne verwendete, und zu dessen Bekanntmachung ich durch den glücklichen Erfolg, welcher diese Darstellungsweise im Unterrichte bei mehr als Einer Gelegenheit krönte, so wie durch den Ausspruch mehrerer dieses Faches kundiger Männer ermuntert wurde, welche mich versicherten, daß die vorliegende Art der Behandlung der deutschen Poetik und schönen Literatur in Beziehung auf den vorgesetzten Zweck nicht ganz mißlungen sei. Indem ich aber selbst am innigsten fühle, wie sehr dieselbe noch der Vervollkommnung bedürfe, werde ich jeden gerechten Tadel jener Stellen, wo ich etwa in irgend einer Beziehung geirrt habe, aufmerksam beachten und die Winke zur Verbesserung, so ferne es thunlich, dankbar benützen. Wenn es mir durch die Herausgabe dieser Blätter gelingen sollte, zur Verbreitung reiner Principien des Schönen und der Kenntniß und Liebe zur deutschen Literatur Einiges beizutragen, so wäre mein Streben durch die Erfüllung der kühnsten Hoffnungen genügend belohnet.

Wien, im October 1823.

Der Verfasser.

# Inhalt

des

# ersten Bandes.

## Vorstudien.


Seite

Einleitung . . . . . 1

Von dem Stile . . . . . 4

Eigenschaften des Stils . . . . . 6

Von den Figuren . . . . . 7

Von den Tropen . . . . . 8

Metapher . . . . . 9

Prosopopöe . . . . . 11

Allegorie . . . . . 11

Metonymie . . . . . 13

Synekdoche . . . . . 14

Einige Stellen aus deutschen Schriftstellern zur Übung im Auf-
finden und Classificiren der in denselben enthaltenen Tropen 15

Von den Wortfiguren . . . . . 15

Asyndeton . . . . . 16

Polysyndeton . . . . . 16

Coacervation . . . . . 17

Epitheton . . . . . 18

Inversion . . . . . 18

Repetition . . . . . 19

Von den Redefiguren . . . . . 21

Apostrophe . . . . . 21

Exclamation . . . . . 24

Seite

Antitheſe . . . . . 25
Gradation . . . . . 26
Interrogation . . . . . 27
Das Geſpräch . . . . . 28
Comparation . . . . . 30
Von dem Gleichniſſe . . . . . 30
Poeſie und Proſa. — Haupteintheilung aller Werke der Dichtkunſt . . . . . 34

## Epiſche Dichtungen.

Allgemeine Grundſätze . . . . . 39
Von der poetiſchen Erzählung überhaupt . . . 43
1. Von der Allegorie, als einer für ſich beſtehenden Dichtungsart. . . . . 46
Beiſpiel: Die Sorge, von Herder . . . . . 48
2. Von der äſopiſchen Fabel . . . . . 49
Beiſpiel einer theoretiſchen Fabel: Wolf und Lamm, von Herder . . . . . 51
Beiſpiel einer ſittlichen Fabel: Die Nachtigall und die Lerche, von Gellert . . . . . 52
Beiſpiel einer Schickſals-Fabel: Der gelähmte Kranich, von E. v. Kleiſt . . . . . 53
Die Lerche, von Pfeffel . . . . . 54
3. Von der Parabel. . . . . 55
Beiſpiel: Das Samenkorn, von Krummacher . . . 56
Die Paramythie . . . . . 57
Beiſpiel: Flora und die Blumen, von Herder . . . 57
» Der Nectartropfen, von Göthe . . . . . 58
4. Von der Legende . . . . . 59
Beiſpiel: Der himmliſche Garten, von Herder . . . 62
5. Von der Romanze und Ballade. . . . . 64
Beiſpiel: Des Sängers Fluch, von Uhland. . . . . 66

Seite

6. Von der Idylle . . . . . 69
Bruchstück aus Herrmann und Dorothea, von Göthe . 73
7. Von der Novelle . . . . . 75
Beispiel: Das gegebene Wort, von Herder . . . . 77
» Das Bettelweib von Locarno, von H. v. Kleist 77
8. Von dem Mährchen . . . . . 80
Beispiel von Justinus Kerner . . . . . 83
9. Von dem Heldengedichte. — Begriff des Helden=
gedichtes . . . . . 87
Von dem Stoffe des Heldengedichtes . . . . . 88
Umfang des Heldengedichtes . . . . . 90
Einheit der Zeit und des Ortes . . . . . 91
Versificirte Darstellung . . . . . 92
Von Charakteren überhaupt . . . . . 92
Von poetischen Charakteren . . . . . 93
Von Charakteren im Heldengedichte . . . . . 95
Vom antiken Heldengedichte . . . . . 96
Bruchstück aus der Messiade, von Klopstock . . . 97
Bruchstück aus Reineke Fuchs, von Göthe . . . . 101
Vom romantischen Heldengedichte . . . . . 104
Bruchstück aus Oberon, von Wieland . . . . . 105
Von der äußern Form des Heldengedichtes . . . . 107
10. Von dem Romane. — Begriff und wesentliche Er=
fordernisse des Romans . . . . . 108
Ehrenrettung des Romans . . . . . 110
Arten des Romans . . . . . 112
Die italienische Schule . . . . . 113
Bruchstück aus dem Geisterseher, von Schiller . . 113
Bruchstück aus dem Hesperus, von Jean Paul . . 115
Die deutsche Schule . . . . . 121
Bruchstück aus Lorenz Stark, von Engel . . . . 122

Seite

Die niederländische Schule . . . . . 126
Bruchstück aus Wahrheit und Dichtung, von Göthe 126
Grundsätze der Bearbeitung des Romans . . . . . 130
Entstehung des Romans . . . . . 131

## Anhang zur Theorie der epischen Dichtungsarten.

Von der poetischen Schilderung . . . . . 132
Arten der poetischen Schilderung . . . . . 133
Von der poetischen Malerei — a) Die menschliche Gestalt 134
Beispiel von Werner . . . . . 136
b) Poetische Landschaftsmalerei . . . . . 136
Beschreibung einer Gegend, von Jean Paul . . . . 137
Erfordernisse der poetischen Schilderung überhaupt . . . 138
Beschreibung einer Schlacht, von Grillparzer . . . 139

## Biographische und kritische Notizen von den vorzüglichsten epischen Dichtern Deutschlands.

### Nach ihrer chronologischen Folge geordnet.

F. v. Hagedorn . . . . . 141
E. Ch. v. Kleist . . . . . 141
Ch. F. Gellert . . . . . 142
M. G. Lichtwehr . . . . . 144
J. W. L. Gleim . . . . . 144
F. G. Klopstock . . . . . 145
J. F. W. Zachariä . . . . . 146
G. E. Lessing . . . . . 146
S. Geßner . . . . . 148
Ch. M. Wieland . . . . . 148
J. C. A. Musäus . . . . . 151
J. G. Willamov . . . . . 152
G. C. Pfeffel . . . . . 152

Seite

M. A. v. Thümmel . . . . . 153
Th. G. v. Hippel . . . . . 154
J. J. Engel . . . . . 155
F. H. Jacobi . . . . . 156
J. G. v. Herder . . . . . 156
G. A. Bürger . . . . . 160
J. W. v. Göthe . . . . . 162
Chr. Graf v. Stolberg . . . . . 166
F. L. Graf v. Stolberg . . . . . 167
J. H. Voß . . . . . 168
F. M. v. Klinger . . . . . 168
A. G. Meißner . . . . . 170
J. B. v. Alxinger . . . . . 171
F. X. Bronner . . . . . 171
L. Th. Kosegarten . . . . . 172
J. C. F. v. Schiller . . . . . 172
A. F. v. Kotzebue . . . . . 177
Jean Paul F. Richter . . . . . 178
A. F. Lafontaine . . . . . 180
A. F. Langbein . . . . . 180
A. W. Schlegel . . . . . 181
Fr. Kind . . . . . 182
Jens Baggesen . . . . . 183
F. v. Schlegel . . . . . 183
Novalis . . . . . 185
L. Tieck . . . . . 187
F. B. de la Motte Fouqué . . . . . 190
Caroline de la Motte Fouqué . . . . . 193
E. T. A. Hoffmann . . . . . 193
Fr. Horn . . . . . 194
L. Uhland . . . . . 195
F. A. J. J. M. F. v. Sonnenberg . . . . . 196

Seite

E. C. Fr. Schulze . . . . . 196
Carol. Pichler . . . . . 198
Carl Clauren . . . . . 198
F. A. Krummacher . . . . . 199
Van der Velde . . . . . 199
Ladislaus Pyrker . . . . . 200
Georg v. Gaal . . . . . 200
Fr. J. Perin . . . . . 201

Verzeichniß der übrigen bedeutenden epischen Schriftsteller in Deutschland . . . . . 201

# Vorstudien.

I. 1

Kolik

# Einleitung.

»Die Natur konnte dem Menschen keine schönere Gabe verleihen, als die Stimme, die zu jedem Ausdrucke des Gefühls im Gesange fähig, durch ihre Biegsamkeit zu den künstlichsten Sonderungen und Verknüpfungen der mannigfaltigsten Laute den Stoff herleiht zu dem künstlichen Gebilde der Sprache. Von allem aber, was der menschliche Geist erfunden hat, ist die Schrift ohne Vergleich das Wunderbarste und das Wichtigste. Die Gottheit selbst konnte dem Menschen kein köstlicheres Geschenk machen, als das Wort, welches sie verkündigt, die Menschen eint und verbindet. So unzertrennlich ist Geist und Sprache, so wesentlich Eins Gedanke und Wort, daß wir, so gewiß wir den Gedanken als das eigenthümliche Vorrecht des Menschen betrachten, auch das Wort nach seiner inneren Bedeutung und Würde als das ursprüngliche Wesen des Menschen nennen könnten. Wie sehr auch diese beiden hohen Gaben, die eigentlich nur Eine sind, dieser höchste Vorzug des Menschen, der ihn erst zum Menschen macht, der Gedanke und die Rede, oft mißbraucht werden mögen; das tief eingeprägte Gefühl von der ursprünglichen Würde der Sprache und der Rede zeigt sich selbst durch die Wichtigkeit, welche wir ihnen in unsern gewöhnlichsten Urtheilen einräumen. Welchen Einfluß die Kunst der Rede im gewöhnlichen Leben, in den bürgerlichen und den gesellschaftlichen Verhältnissen auf unser Urtheil, welche Gewalt die Kraft des Ausdrucks über unsere Gedanken ausübt, ist überflüssig auseinander zu setzen. Eben so, wie über die Einzelnen, lassen wir uns auch in unserm Urtheil über die Nationen durch eben diese Rücksicht bestimmen, und sind gleich geneigt, die-

jenige Nation für die geistvollste und gebildet'ste anzuerkennen, welche sich am meisten klar und dem Zweck angemessen, bestimmt und angenehm ausdrückt. Man ist fast überall und in allen Verhältnissen des Lebens gewohnt und geneigt, von der Sprache auf den Geist, von dem Ausdruck auf den Gedanken zu schließen*).« Daher die Anleitung zu einem richtigen und zweckmäßigen Ausdruck der Gedanken so nützlich als nothwendig erscheinet.

## Von dem Stile.

Unter Stil versteht man den zweckmäßigsten Ausdruck der Gedanken überhaupt. Es ist wohl gewöhnlich, aber nicht nothwendig, daß die Gedanken durch Worte, d. i. artikulirte Laute, die einen Begriff bezeichnen, ausgedrückt werden; daher man auch einen Stil in der Musik, Bildnerkunst, Baukunst u. s. w. unterscheidet. Der Stil in der gewöhnlichsten Bedeutung, als zweckmäßigster Ausdruck der Gedanken durch die menschliche Rede, wird auf verschiedene Weise eingetheilt. Am häufigsten erscheinet die Eintheilung in niederen, mittleren und höheren Stil.

Der niedere Stil ist derjenige, welcher ohne irgend eine Verschönerung nur das sagt, was er zunächst und eigentlich sagen soll. In Geschäfts-Aufsätzen wird er ausschließend beobachtet. Als Beispiel dieser Art des Stils möge folgende Stelle dienen:

» Gerade darin besteht der Geschmack, das heißt, die richtige Wahl des Schönen, das Allgemeine auf das Einzelne anzuwenden und also, wenn die Rede von der Sprache ist, die Regel mit dem Idiotismus zu verbinden. Man muß sich eben so sehr vor Farbelosigkeit und Allgemeinheit, als vor Undeutlichkeit und Sprachverdrehung hüten. Eine Sprache correct schreiben, kann man als Knabe von zehn Jahren lernen; eine solche Kenntniß ist aber mit einem gleichförmigen Rund, oder mit Linien zu vergleichen, die mit jedem Zirkel und Lineal gefertigt

*) Fr. Schlegel: Geschichte der alten und neuen Literatur. Wien, 1822. Erste Vorlesung.

werden können; allein die Sprache der Poesie ist durchaus eine freie Handzeichnung, zu der Urtheilskraft, Wahl, Fantasie und eine durch manche Jahre geübte Kunst erforderlich sind.«

Öhlenschläger.

Der mittlere Stil wird jener genannt, welcher die Verschönerungen der Sprache nicht gänzlich verschmäht, aber doch immer Deutlichkeit zu seinem Hauptaugenmerke macht. Zum Beispiel:

»Religion zu haben, ist überall die Ehre des Menschen; denn nur durch das Höchste und Edelste der menschlichen Natur tritt man mit ihr in Gemeinschaft. Die wahrhaft großen Menschen haben immer Religion gehabt, wenn nicht Mißverständniß, oder Leidenschaft sie von ihr entfernten. Wie sollte nicht auch das den Menschen ehren, was ihn über sich selbst erhebt, was ihm die Schranken seines irdischen Daseins öffnet, und ihm die Unendlichkeit hingibt; was ihn fähig macht, sich zu behaupten in seiner Größe, und aus allen Stürmen unbeschädigt hervorzugehen?«

Ehrenberg.

Unter höherem Stil endlich versteht man jenen, welcher, ohne die Deutlichkeit zu vernichten, die Verschönerungen der Sprache vorzüglich beabsichtet, und dadurch eine lebhafte Empfindung in dem Gemüthe des Lesenden zu erregen zum Zwecke hat. Diese Gattung des Stils ist es auch, welche insgemein die poetische genannt wird. Indessen kann unter den gehörigen Bedingungen jede der drei angeführten Arten des Stils in poetischen Werken ihre Stelle finden. Beispiele des höheren Stiles sind:

»Es gibt Augenblicke, wo die beiden Welten, die irdische und die geistige, nahe an einander vorüberstreifen, und wo Erdentag und Himmelsnacht sich in Dämmerungen berühren. Wie die Schatten der himmlischen Glanzwolken über die Blüthen und Ernten der Erde weglaufen: so wirft überall der Himmel auf die gemeine Fläche der Wirklichkeit seine leichten Schatten und Wiederscheine.«

Oder:

»O die Jahre, worin der Mensch seine ersten Gedichte und Systeme lieset und macht, wo der Geist seine ersten Welten schaffet und segnet, und wo er voll frischer Morgengedanken die ersten Gestirne der

Wahrheit kommen sieht, tragen einen ewigen Glanz und stehen ewig vor dem sehnenden Herzen, das sie genossen hat!«

Jean Paul.

---

## Eigenschaften des Stils.

Das Erforderniß, welches jede der drei angeführten Gattungen des Stils haben muß, ist Wahrheit; jene Eigenschaft nämlich, vermöge welcher durch das Geschriebene dieselbe, wenigstens eine ähnliche Vorstellung oder Empfindung in dem Geiste des Lesenden hervorgebracht werde, wie jene war, welche in der Seele des Schreibenden zur Zeit, als er dieses schrieb, herrschte. Aus diesem Erfordernisse entspringen zwei Haupteigenschaften des Stils, aus welchen alle übrigen besonderen Anforderungen an denselben abgeleitet werden können. Sie heißen: I. Correctheit; II. Schönheit.

Mit dem Worte Correctheit bezeichnet man jene Eigenschaft des Stils, vermöge welcher derselbe den allgemeinen Regeln des Denkens Genüge leistet. Daher begreift sie unter sich:

a) Richtigkeit, worunter man die strenge Beobachtung der Regeln jener Sprache, in welcher man schreibt, versteht. Ein Aufsatz kann wohl richtig geschrieben sein, ohne deßhalb schon correct genannt werden zu können. Es können nämlich Ausdrücke, welche nur uneigentlich das bezeichnen, was sie bezeichnen sollen, nach den Sprachregeln zusammengefügt werden, welche Zusammenfügung eine richtige Vorstellung oder Empfindung in der Seele des Lesenden zu erregen wohl schwerlich im Stande seyn dürfte. Es ist daher noch

b) Deutlichkeit erforderlich, welche darin besteht, daß ohne besondere Geistesanstrengung des Lesenden, nach den gewöhnlichen Regeln des Denkens, dieselbe oder wenigstens eine ähnliche Vorstellung in seinem Innern hervorgebracht werde, welche der Schreibende zur Zeit, als er schrieb, hatte. Die Deutlichkeit wird vorzüglich durch das richtige Verhältniß der einzelnen Glieder der Rede nach ihrer inneren Folge, welche man logische Ordnung nennt, beför-

dert. Den Mangel dieser Eigenschaft des Stils nennt man Dunkelheit. Endlich wird noch

c) Kürze durch die Correctheit bedingt, vermöge welcher nur das, was zur Deutlichkeit erforderlich ist, aber auch alles das gesagt werden soll.

Schönheit, als die zweite Haupteigenschaft des Stils, besteht in der Versinnlichung der Gedanken in einer idealen Form der Sprache. Dieser Zweck wird durch Würde und Lebhaftigkeit erreicht.

Die Würde des Stils besteht darin, daß bei Schilderung des heftigsten Affectes die Besonnenheit des Verstandes waltet, doch so, daß man die besonnene Anlage erst bei näherer Zergliederung des Aufsatzes erkennet. Würde aber das Vorwalten des Verstandes jede Empfindung unterdrücken, so wäre Kälte vorhanden, welche der wahren Würde eben so sehr entgegen ist, als z. B. zügelloser Ausdruck der Leidenschaft.

Lebhaftigkeit überhaupt ist die Erhebung eines unsinnlichen Begriffes zur sinnlichen Anschauung durch sinnliche Beispiele. Im Stile wird diese Wirkung vorzüglich durch den angemessenen Gebrauch der verschiedenen Arten von Figuren erreicht.

## Von den Figuren.

Eine Figur in der weitesten Bedeutung ist jede äußere Gestalt, die durch einen beschränkten Raum entsteht. Daher gibt es Tanzfiguren, mathematische Figuren, Figuren der bildenden Kunst u. s. w. Da jede Figur nur im Raume bestehen kann, so ist der Ausdruck Figur in der Lehre vom Stile nur uneigentlich. Schon aus dem angegebenen Begriffe der Figur überhaupt geht hervor, daß auch die Figuren in der Rede etwas Bildliches enthalten müssen; man kann daher sagen, Figuren der Sprache sind Ausdrücke, wodurch eine Vorstellung oder ein Begriff auf eine besondere, von der gewöhnlichen verschiedene Weise gestaltet wird.

Es kann diese verschiedene Gestaltung auf zweifache Art bewirkt werden, und zwar

1) dadurch, daß unsinnliche Begriffe zur lebhaften Anschauung durch sinnliche Bilder gebracht werden;

2) daß man selbst Namen sinnlicher Gegenstände mit andern sinnlichen Bildern, welche die Lebhaftigkeit des Ausdrucks verstärken, vertauschet, z. B. die goldenen (gelben) Ähren.

Um eine solche uneigentliche Gestaltung eines Ausdrucks hervorzubringen, ist es oft hinreichend, daß, ohne die ganze Form der Rede oder das ganze Bild zu verändern, durch die Vertauschung des Hauptbegriffs mit einem mehr anschaulichen die Lebhaftigkeit vermehrt wird; oder es ist dazu die Veränderung der ganzen Form der Rede nothwendig. Die erstere Art der Sprachfiguren bezeichnet man mit dem Worte: Tropen, die letztere begreift die Figuren im engeren Sinne.

Die Veränderung der ganzen Form der Rede wird wieder entweder durch Hinzufügung, Weglassung oder Veränderung einzelner Wörter, oder durch Veränderung oder Hinzufügung ganzer Sätze bewirkt. Daher unterscheidet man Wort- und Redefiguren.

## Von den Tropen.

Ein Trope (Umkehrung) ist die Stellung eines uneigentlichen Ausdrucks für den eigentlichen, um die Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit zu befördern. Es wird dadurch nicht so sehr die Einkleidung der Hauptvorstellung, als die Hauptvorstellung selbst geändert. Dieß ist der Unterschied, welcher die Tropen von den Figuren trennt, die dem ganzen Gedanken eine fremde, bildliche Einkleidung verleihen. Die Tropen gehen bis zur ältesten Bildung der Sprache hinab, und manche von ihnen sind schon so allgemein angenommen und gewöhnlich, daß man die eigentliche Bedeutung dieser Ausdrücke nicht mehr, sondern nur die uneigentliche damit bezeichnet; solche sind z. B. Tugend, Geist, Urtheil; andere lassen noch ihre Abstammung und daher

ihre eigentliche Bedeutung erkennen, wie Begriff von greifen, Anschauung von schauen, erwägen von wagen, ämsig von Ameise u. s. w. Sie sind in jeder Sprache vorhanden, aber überall verschieden, nach dem eigenthümlichen Charakter eines Volkes. So sagten z. B. die Römer »Dach« statt »Haus«, »Kiel« statt »Schiff«, während andere »Schwelle, Segel« dafür setzen.

Ihr Nutzen zur Beförderung der Lebhaftigkeit des Stils ist unbezweifelt, denn sie bringen das, was eigentlich dem Verstande und der Urtheilskraft zu untersuchen angehört, durch das sinnliche Bild, welches sie dem unsinnlichen Begriffe verleihen, der Einbildungskraft näher. Nicht immer wird in den Tropen etwas Unsinnliches durch ein Bild ausgedrückt; manchmal wird eine sinnliche Vorstellung mit einer anschaulicheren vertauscht, und somit der Eindruck verstärkt, die Lebhaftigkeit vergrößert.

Man rechnet folgende Figuren im weiteren Sinne zu den Tropen: 1) Die Metapher, 2) Prosopopöe, 3) Allegorie, 4) Metonymie, 5) Synekdoche.

## Die Metapher.

Die Metapher (Übertragung) ist eine Figur, wodurch die Eigenschaft einer Sache durch eine ähnliche bildliche Vorstellung, welche kräftiger auf die Fantasie wirket, ausgedrücket wird. Ein neuerer Schriftsteller *) nennt sie die Verwandtschaft der Ähnlichkeit. Sie hat nicht bloß Versinnlichung der Begriffe, sondern auch größere Anschaulichmachung des Sinnlichen zum Zwecke und äußert sich auf dreifache Art:

1) Durch die Verkörperung des Geistigen, z. B. das Ruder des Staats. Das Grab der Freude. Der umnachtende Tod lagerte sich über die Heere.
2) Durch die Vergeistigung des Körperlichen. Diese Personification wird vorzugsweise Metapher genannt, obwohl

*) Auerbacher in München.

sie in gewisser Rücksicht zur Prosopopöe gehört. Z. B. der zürnende Strom. Der heulende Sturm. Das stolze Blut u. s. w.

3) Durch Übertragung des Ähnlichen auf einen bedeutenderen Gegenstand, wodurch die Anschauung verstärket wird. Z. B. der silberne Mond. Der Teppich der Flur. Die goldenen Haare.

Bei der Metapher bleibt also der Hauptbegriff unverändert, und nur die Eigenschaften desselben werden mit anderen mehr sinnlichen vertauscht, damit das Gefühl lebhafter angesprochen werde. Im Ganzen kann man die Metapher als eine abgekürzte Vergleichung ansehen, wobei die vergleichenden Partikeln mangeln.

Ein vorzügliches Erforderniß der Metapher ist Deutlichkeit, vermöge welcher der eigentliche Sinn in dem uneigentlichen Ausdrucke leicht erkannt wird. Daher soll die Ähnlichkeit hinlänglich bekannt und nicht gesucht sein.

Eine fernere Eigenschaft einer guten Metapher ist energische Kürze. Durch Ein passend angebrachtes Wort wird oft eine Vorstellung, aus welcher sich mannigfache Bilder fruchtbar entwickeln, hervorgebracht. Wenn in einer bildlichen Vorstellungsweise zu sprechen angefangen wurde, so muß man die Rede auch in derselben fortsetzen, und nicht sogleich den eigentlichen Ausdruck statt dem Bilde hinstellen. Dieß gilt auch insbesondere von der Metapher. So kann man z. B. nicht sagen: »Die Sterne seines Verdienstes werden vergessen«, sondern »sie verlöschen«. Die Eigenschaft der Metapher, vermöge welcher sie in dem Anfangs angenommenen Bilde fortfahren soll, nennt man Beständigkeit.

Bei Anwendung der Metapher ist überhaupt der Sprachgebrauch zu berücksichtigen, welcher manches verwirft, das an sich eine Metapher genannt werden könnte. So z. B. sagt man nicht der Scheitel, die Wurzel des Berges, sondern der Gipfel, der Fuß desselben u. s. w.

## Prosopopöe.

Die Prosopopöe (Personification) ist eine Figur, wodurch ein leblofer Gegenstand als Person, überhaupt das Lebloſe als lebend, das Vergangene oder Zukünftige als gegenwärtig dargestellt wird. Z. B. das grausame Schwert, die lechzende Rache, die Natur freut sich u. s. w. In dieser Bedeutung faßt die Prosopopöe manchmal die Allegorie, die Metapher und gewisser Maßen die Metonymie in sich. Im engeren Sinne ist aber die Prosopopöe eine Figur, wodurch ein lebloser Gegenstand als Person redend eingeführt wird; z. B. »die Trümmer der Vergangenheit sprachen zu dem jungen Helden«. In diesem Verstande ist auch der Unterschied von den übrigen Tropen gehörig begründet. Nicht ganz richtig nennt man aber zuweilen jene Figur Prosopopöe, in welcher ein lebender, aber nicht durch die Sinne wahrnehmbarer Gegenstand, z. B. ein Engel, die Tugend u. s. w. redend eingeführt wird. Hier ist keine eigentliche Personification vorhanden.

Dieser Trope gehört der höhern Schreibart größten Theils an, weil ein hoher Grad des Affectes erfordert wird, um das Uneigentliche solcher Ausdrücke vergessen zu machen.

## Allegorie.

Die Allegorie ist eine Figur, wodurch ein Gegenstand, nicht eine Eigenschaft, durch einen ähnlichen oder verwandten ausgedrückt wird. Im weitesten Sinne bezeichnet Allegorie jede Darstellung, in welcher das Zeichen noch etwas anderes ausdrücket, als was es eigentlich bedeutet. In diesem Sinne ist jede Figur eine Allegorie. Sie kommt in dieser Bedeutung nicht bloß in der Dicht- und Redekunst, sondern auch bei anderen bildenden Künsten vor. Z. B. die Statue des Herkules, der Minerva u. s. w.

Entweder entsteht in uns ein allgemeiner Begriff durch die Darstellung eines besonderen Gegenstandes, z. B. des Löwen, welcher die Stärke überhaupt vorstellt, oder es wird durch

die Betrachtung eines allgemeinen Begriffes ein individuelles Bild begründet, z. B. die allegorischen Personen des Fleißes.

Die Allegorie unterscheidet sich vom Symbol, welches überhaupt nur Begriffe durch allbekannte Zeichen darstellt, z. B. der Öhlzweig, ein Ring, ohne nothwendig auf eine Handlung oder Begebenheit hinzudeuten, welche die Stellung des Bildes statt des Gegenstandes selbst begründet, was bei der Allegorie immer der Fall ist, z. B. Herkules. Ist nur ein Gegenstand in der Rede allegorisch dargestellt, ohne daß der ganze Aufsatz eine allegorische Darstellung bezweckte, so ist dieß ein Trope, wie aus dem Begriffe von Tropen überhaupt hervorgeht. Werden aber die allegorischen Personen handelnd eingeführt, oder herrscht durch den ganzen Aufsatz die allegorische Darstellung, so ist dieß eine abgeschlossene, eigenthümliche Dichtungsart, welche auch Allegorie genannt wird, die aber, wie leicht ersichtlich, nicht zu den Tropen gezählt werden kann, von welcher wir daher in der Folge sprechen wollen.

Die Allegorie als Trope hat viel Ähnlichkeit mit der Metapher, unterscheidet sich aber von dieser dadurch, daß sie den Gegenstand selbst, und nicht die Eigenschaft, durch einen ähnlichen ersetzt. Die Metapher wird also oft durch die Veränderung der Eigenschaft allein schon bewirkt, während bei der Veränderung des Gegenstandes selbst doch gewöhnlich einige Nebenvorstellungen oder Eigenschaften verändert werden müssen. Z. B. Wen erfreuen die Blumen, wenn ihre Wurzel verdorrt ist? Auch die Allegorie wird auf dieselbe dreifache Art, wie die Metapher hervorgebracht:

1) Durch Verkörperung des Geistigen. Z. B. Mir ist der Kelch mit Wermuth bis an den Rand gefüllt.

Oder:

Auf dem glatt niedergehenden Lebensstrome steht der Mensch ohne Ruder, selig in seinem Kahne und regiert ihn nicht.

Jean Paul.

2) Durch Vergeistigen des Körperlichen. Z. B.

Jeder fromme Mensch ist ein Wort, ein Blick des Alliebenden, denn die Liebe zu Gott ist das Göttliche und Ihn nennt das Herz in jedem Herzen.

Jean Paul.

3) Durch Vertauschung ähnlicher Gegenstände, insbesondere durch Personification, z. B. Aurora, Phöbus u. s. w. Die Allegorie soll kurz sein, und immer ein solches Bild statt dem eigentlichen Gegenstande darbieten, welches, ohne gesucht zu erscheinen, denselben kräftiger als der eigentliche Ausdruck bezeichnet. Sie wird, wie schon aus ihrem Wesen hervorgeht, nur im leidenschaftlichen Ausdrucke wirksam gebraucht, gehört daher auch der höhern Schreibart beinahe ausschließend an.

## Metonymie.

Die Metonymie (Namenverwechslung) ist eine Figur, wodurch ein Begriff mit einem andern, der ihm eben nicht ähnlich ist, wegen des natürlichen Zusammenhanges, in welchem beide Begriffe stehen, vertauschet wird. Man kann sie daher die Verwandtschaft des Inhalts nennen *). So werden oft verwechselt:

1) Ursache und Wirkung. Z. B. Der Schweiß des Landmanns. Die Arbeit der Stiere. Die Wolken träufeln Segen. Die Morgen-, Abendsonne. Ich lese Schillern. Man sieht in Italien Blüthen und Früchte und Blumen zu gleicher Zeit sich erheben.
2) Das Zeichen und die bezeichnete Sache. Z. B. Kronen und Zepter entreißen. Lorbeer erringen. Fahnen und Wimpel. Der Mann im Purpur. Er steckte das Schwert in die Scheide.
3) Der Stoff und das aus dem Stoffe Verfertigte, welche Verwechslung von Mehreren als Synekdoche betrachtet wird. Z. B. der Stahl, das Gold.

Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und vom Meißel beseelt, redet der fühlende Stein.

Schiller.

4) Raum und Ort mit den darin enthaltenen Gegenständen. Z. B. der Hof. Die Universität. Der Eimer.

---

*) wie Aurbacher.

5) Vorhergehendes und Nachfolgendes. Z. B. den letzten Gruß senden. Sich' empfehlen. Thränen der Freude. Es rieselt durch Mark und Bein.

Noch mehrere verbundene Begriffe, die mit einander häufig verwechselt werden, könnte man hier anführen, obwohl sie auch mit der möglichsten Vollständigkeit nicht erschöpft werden dürften, weil diese Art von Tropen am innigsten mit der Sprache selbst verwebt ist. Es genüge daher an den angeführten Beispielen, aus welchen schon hervorgeht, daß der Zusammenhang, in welchem die verwechselten Begriffe stehen, manchmal nothwendig, manchmal nur zufällig ist.

## Synekdoche.

Die Synekdoche (Vertauschung) ist eine Figur, in welcher statt der Bezeichnung des ganzen Gegenstandes ein einzelner Theil desselben, oder im Gegentheil der ganze Gegenstand für einen einzelnen Theil gesetzet wird. Sie ist die Verwandtschaft des Umfangs *). Diese Vertauschung geschieht, indem man:

1) einen Theil für das Ganze, und umgekehrt das Ganze für einen Theil setzet. Z. B. die öden Mauern. Achtzig Sommer. Das menschliche Herz. Die Erde erbebt. Der Himmel blitzt.
2) Durch Stellung der Einheit für die Mehrheit und umgekehrt. Z. B. der Mensch ist ein vernünftiges Wesen. Der Fleißige. Die Sterblichen.
3) Durch Stellung der Eigenschaft für die Person, welche diese Eigenschaft besitzet. Z. B. Unschuld und Tugend rühren auch das unempfindlichste Herz.
4) Gewisser Maßen kann man auch die Hyperbel hierher rechnen, welche in der unmäßigen Verkleinerung oder Vergrößerung eines Gegenstandes besteht. Z. B. die Minute unsers Daseins. Ich habe es tausend Mal schon gesagt.

---

*) Aurbacher.

## Einige Stellen aus deutschen Schriftstellern zur Übung im Auffinden und Classificiren der in denselben enthaltenen Tropen.

Gleich der Morgen- oder Abendsonne,
Ist farbenreich der Jugend Fantasie,
Und nie verweigert sie's, die schnell bestochne,
Die keiner Wallung widerstehen kann,
Auch das gemeinste Zerrbild, wenn's dem Herzen
Gefallen konnte, mit dem Strahlenkranz
Der Heiligen zum Engel zu verklären.

Raupach.

Im innersten, heiligsten Funken des Daseins muß das Band angeknüpft werden, an Vater und Mutter und Geschwister, oder an ein liebendes Weib, oder an ein liebendes Kind, sonsten ist es mit all anderm Lieben ein Schatten, der über die Wiesen fährt.

Fouqué.

Dein Wollen wachse gerade und beuge sich nicht, aber dein Wissen neige sich beweglich nach allen Gegenden des Lichts; so gleichst du den Bäumen, ihr Stamm steigt aufrecht dem Himmel zu, aber ihr Gipfel beugt sich immer, obwohl nach der Sonne nur.

Jean Paul.

O, es ist ein finsterer Trauertag, der Begräbnißtag der Freundschaft, wo das ausgesetzte verwaisete Herz allein heimgeht, und es sieht die Todeseule vom Todtenbette derselben schreiend über die ganze Schöpfung fliegen.

Jean Paul.

Leicht, wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Sehne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom. — —
Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
— — — — — Es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß.

Schiller.

---

## Von den Wortfiguren.

Eine Wortfigur entsteht, wenn durch Veränderung, Versetzung, Hinzufügung, oder Hinweglassung eines oder mehrerer Wörter die Form der Rede auf eine, von der gewöhn-

lichen verschiedene Weise gestaltet wird. Einige der vorzüglichsten Figuren dieser Art sind: Asyndeton, Polysyndeton, Coacervation, Epitheton, Inversion und Repetition.

## Asyndeton.

Asyndeton (Abgebrochenheit) ist eine Figur, welche durch Hinweglassung der Bindewörter zwischen mehreren Sätzen oder Wörtern entsteht. Sie befördert, richtig angebracht, die Lebhaftigkeit ungemein. Beispiele sind:

Krachend, wie aus Ofens Rachen,
Glüh'n die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern,
Alles rennet, rettet, flüchtet;
Taghell ist die Nacht gelichtet,
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.

Schiller.

Wie hört man da viel süße Namen nennen:
Sohn, Vater, Mutter, Tochter, Gatte, Freund.

Schulze.

## Polysyndeton.

Polysyndeton ist eine Figur, welche durch Anhäufung von passenden Bindewörtern, an solchen Stellen, wo man nach der gewöhnlichen Fügung der Worte sie weglassen würde, bewirket wird. Nur in den Momenten des Affectes wird sie mit Wahrscheinlichkeit und wirksam gebraucht. Entweder geschieht die Anhäufung der Bindewörter zwischen einzelnen Wörtern, oder zwischen kleineren Sätzen. Zum Beispiel:

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel dampfet der brausende Gischt,
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt,

Und will sich nimmer erschöpfen, noch leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Schiller.

O, hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen.
Doch wachsend erneut sich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet.
Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Muth,
Und stürzt sich hinein in die brausende Fluth,
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.
Und gewinnet das Ufer, und eilet fort,
Und danket dem rettenden Gotte.

Schiller.

## Coacervation.

Die Coacervation (Anhäufung) ist eine Figur, welche in der Aufzählung mehrerer Eigenschaften eines Gegenstandes, oder in dem Gebrauche häufiger, beinahe gleichbedeutender Ausdrücke besteht, und dadurch den Gegenstand, von welchem man spricht, in ein helleres Licht setzt. Sie ist gewöhnlich mit einer der vorhergehenden Figuren, manchmal auch mit der Anrufung (Apostrophe) verbunden. Dieß ist der Fall in folgenden Beispielen:

Heil'ge Ordnung, segenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten
Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Schiller.

Religion der Gottheit, du heilige Menschenfreundin,
Tochter Gottes, der Tugend erhabene Lehrerin, Ruhe,
Bester Segen des Himmels, wie Gott, dein Stifter, unsterblich!
Schön, wie der Seligen Einer, und süß, wie das ewige Leben!
Schöpferin hoher Gedanken, der Frömmigkeit seligster Urquell,
Oder wie sonst dich die Seraphim, Unaussprechliche, nennen,
Wenn dein ewiger Strahl in edlere Seelen sich senket.

Klopstock.

## Epitheton.

Das Epitheton ist eine Figur, welche durch Hinzufügung passender Beiwörter zu dem Hauptbegriffe, mehrere das Hauptbild unterstützende Nebenvorstellungen erregt. Sie ist eine der gewöhnlichsten Figuren, und sowohl bei Schriftstellern der älteren als auch der neueren Zeit häufig zu finden. Beispiele dieser Figur sind:

Siehe, wie schwebenden Schritt's im Wellenschwung sich die Paare
Drehen! den Boden berührt kaum der geflügelte Fuß.
Seh' ich flüchtige Schatten, befreit von der Schwere des Leibes?
Schlingen im Mondlicht dort Elfen den luftigen Reih'n?
Wie, vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch in die Luft fließt,
Wie sich leise der Kahn schaukelt auf silberner Fluth,
Hüpft der gelehrige Fuß auf des Takts melodischer Woge;
Säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib.

Schiller.

Die früheste Jugend ist wohl jedem eine abgeschlossene, unaussprechlich liebliche Frühlingswelt, und die sehnsüchtigen Erinnerungen eines ganzen zerstückelten, kämpfenden Lebens tauchen sich dahin zurück.

Caroline Fouqué.

## Inversion.

Die Inversion (Umkehrung) ist eine Figur, welche durch eine von der gewöhnlichen Wortfolge verschiedene Ordnung, nach welcher die Redetheile zusammengefügt werden, die Lebhaftigkeit der Darstellung befördert. Diese Figur wird bei Aufsätzen in deutscher Sprache besonders häufig angewendet, weil keine andere Sprache eine freiere Versetzung der Wörter zuläßt. Zu bemerken ist jedoch, daß durch die Anwendung dieser Figur der Verständlichkeit auf keine Weise geschadet werden darf. Als Beispiele dieser Figur können folgende Stellen dienen:

Ein leichter Vorhang
Vor unserm innern Leben sind die Lippen.
Und dennoch, mit Gewalt ihn aufzuheben,
Wo ist die Macht auf Erden, die's vermag?

Raupach.

Wie dringt es balsamisch durch's Herz, im fremden Lande — und sei es das schönste — den Bruder, die Schwester des rauheren wiederzufinden, gleichsam in der zweiten Welt den verwandten Erdensohn!

Jean Paul.

— — Die Zeit ist hingeflogen,
Die Erinn'rung weichet nie;
Als ein lichter Regenbogen
Steht auf trüben Wolken sie.

Uhland.

## Repetition.

Die Repetition (Wiederholung) ist eine Figur, welche durch die mehrmalige Stellung desselben Ausdrucks die Aufmerksamkeit des Lesenden auf eine bestimmte Vorstellung zu lenken sucht. In der Schilderung des Affects ist diese Figur so passend, als gewöhnlich, und wird auf mannigfache Weise hervorgebracht. Die wichtigsten Arten sind folgende:

a) Wenn man mehrere auf einander folgende Sätze mit demselben Worte anfängt (Anaphora), z. B.

Wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar,
Wo die Gemse nur springt, nur horstet der Aar,
Wo das Menschengewühl zu Füßen ihm grollt,
Wo das Donnergebrüll tief unten rollt;
Da steht des Kaisers Majestät,
Doch nicht zur Wonne hoch erhöht.

Heinr. v. Collin.

Laß mich der neuen Freiheit genießen,
Laß mich ein Kind sein, sei es mit!
Und auf dem grünen Teppich der Wiesen
Prüfen den leichten, beweglichen Schritt!
Bin ich dem finstern Gefängniß entstiegen,
Hält sie mich nicht mehr, die traurige Gruft?
Laß mich in vollen, in durstigen Zügen
Trinken die reine, die himmlische Luft.

Schiller.

b) Wenn man mehrere auf einander folgende Sätze mit demselben Ausdrucke endiget (Epiphora). Z. B.

O, eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges. — Alle Wesen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf,
Die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte.

Schiller.

c) Wenn dieselben Worte, mit welchen man die Rede beginnt, sie auch beschließen (Epanalepsis). Z. B.

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl!

Schiller.

Erhab'ne, heil'ge Götter!
Ihr habt mit reichem Segen mich geschmückt!
In meine Hand gabt ihr des Sanges Bogen,
Der Dichtung vollen Köcher gabt ihr mir,
Ein Herz zu fühlen, einen Geist zu denken,
Und Kraft zu bilden, was ich mir gedacht.
Ihr habt mit reichem Segen mich geschmückt,
Ich dank' euch!

Grillparzer.

d) Wenn man zur Hervorbringung des Gegensatzes die Wörter, welche wiederholet werden, der Ordnung nach umkehrt (Epanodos). Z. B.

Das Recht ist Eins, doch tausend heißt die Sünde,
D'rum ist die Sünde leicht, und schwer das Recht.

Raupach.

e) Wenn der Ausdruck unmittelbar nach einander wiederholt wird (Epizeuxis). Z. B.

Ich habe Niemand, Niemand,
Auf dieser großen, weiten Erde Niemand,
So weit das Zepter meines Vaters reicht,
So weit die Schifffahrt ihre Flaggen sendet,
Ist keine Stelle, keine, keine,
Wo ich der Thränen mich entlasten darf,
Als diese. O bei allem, Roderich,

Was du und ich dereinst im Himmel hoffen,
Verjage mich von dieser Stelle nicht!

Schiller.

## Von den Redefiguren.

Eine Redefigur nennt man diejenige, welche durch eine von der gewöhnlichen Form verschiedene Gestaltung der Sätze die Lebhaftigkeit der Rede befördert. Sie beruhet also nicht, wie die Wortfiguren, auf Veränderung der einzelnen Wörter, sondern vielmehr auf Veränderung der Form, und kann daher immer noch bestehen, wenn auch die Ausdrücke mit andern verwechselt werden, was bei den Wortfiguren, ohne diese ganz aufzuheben, nie Statt haben kann. Zu den vorzüglichsten Figuren dieser Art gehören: die Apostrophe, Exclamation, Antithese, Gradation, Interrogation, das Gespräch, die Comparation und das Gleichniß.

### Apostrophe.

Die Apostrophe (Anrufung) ist eine Figur, in welcher sich die Rede von dem Gegenstande, an welchen der Aufsatz gerichtet ist, weg- und einem andern zuwendet. Es können daher, um die Darstellung lebhafter zu machen, leblose Gegenstände, als ob sie lebend, oder lebende, aber abwesende Gegenstände, als ob sie gegenwärtig, oder endlich unsinnliche Wesen, als ob sie im Raume vorhanden wären, angerufen werden. Nach diesem Gesagten begreift die Apostrophe mehrere Arten unter sich, welche einzeln zu durchgehen der Mühe lohnt. Bei allen Arten findet sich aber das allgemeine Merkmal, daß die Rede von der Person, an welche sie ursprünglich gerichtet war, ab- und an andere gewendet wird, daher man sie sämmtlich mit demselben Namen bezeichnet. Es werden also

a) leblose Gegenstände als lebend und empfindend angeredet. Z. B.

Dort, wo die grauen Nebelberge ragen,
Fängt meines Reiches Gränze an;
Und jene Wolken, die nach Mittag jagen,
Sie suchen Frankreichs fernen Ocean.

Eilende Wolken, Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!
Grüßet mir freundlich mein Jugendland!
Ich bin gefangen, ich bin in Banden,
Ach ich hab' keinen andern Gesandten;
Frei in Lüften ist eure Bahn,
Ihr seid nicht dieser Königin unterthan.

Schiller.

b) Werden lebende, aber abwesende Personen als gegenwärtig angesprochen. Z. B.

— — Blinder alter Vater!
Du kannst den Tag der Freiheit nicht mehr schauen,
Du sollst ihn hören. Wenn von Alp zu Alp
Die Feuerzeichen flammend sich erheben,
Die festen Schlösser der Tyrannen fallen;
In deine Hütte soll der Schweizer wallen,
Zu deinem Ohr die Freudenkunde tragen,
Und hell in deiner Nacht soll es dir tagen!

Schiller.

Jenen Kopf bewohnten einst Gedanken,
Stolz vielleicht und Dünkel seine Stirn.
Jetzt durchkriecht ein Nachtwurm ihn und Ranken
Wilder Kräuter nähret sein Gehirn. —
Welch ein Anblick! — Hierher Volksregierer,
Hier, bei dem verwitterten Gebein
Schwöre, deinem Volk ein sanfter Führer,
Deiner Welt ein Friedensgott zu sein!
Hier schau her, wenn dich nach Ruhme dürstet,
Zähle diese Schädel, Völkerhirt,
Vor dem Ernste, der dein Volk entfürstet
In die Stille niederlegen wird!

Tiedge. Auf dem Schlachtfelde bei Kunersdorf.

Laß eines dumpfen, dunklen Traumgeflechtes
Verworr'ne Todesnetze mich zerreißen!
Und bleibe mir, du vielgeliebtes Bild,
Vollkommen, ewig jung und ewig gleich!
Laß deiner klaren Augen reines Licht
Mich immerfort umglänzen! Schwebe vor,
Wohin ich wandle, zeige mir den Weg
Durch dieser Erde Dornenlabyrinth!

Du bist kein Traumbild, wie ich dich erblicke;
Du warst, du bist. Die Gottheit hatte dich
Vollendet einst gedacht und dargestellt.
So bist du theilhaft des Unendlichen,
Des Ewigen und bist auf ewig mein.

Göthe.

c) Werden unsinnliche Gegenstände zur Erregung der Lebhaftigkeit angesprochen. Z. B.

Blick' nieder, hohe Königin des Himmels,
Und halte deine Hand auf dieses Herz,
Daß es der Übermuth nicht schwellend hebe;
Denn leicht vergäße sich der Mutter Freude,
Wenn sie sich spiegelt in der Söhne Glanz.
Zum ersten Mal, seitdem ich sie geboren,
Umfass' ich meines Glückes Fülle ganz.

Schiller.

Gewöhnlich werden durch diese Figur die Musen um Beistand zum Gelingen eines größeren Gedichtes angerufen. Z. B.

Noch Einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen,
Zum Ritt in's alte, romantische Land!

Wieland.

d) Manchmal finden sich mehrere dieser Arten der Apostrophe vereinigt. Z. B.

Frommer Stab! o hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauscht!
Hätt' es nie in deinen Zweigen,
Heil'ge Eiche! mir gerauscht!
Wärst du nimmer mir erschienen,
Hohe Himmelskönigin!
Nimm, ich kann sie nicht verdienen,
Deine Krone, nimm sie hin!
— — — — — — — —
Willst du deine Macht verkünden,
Wähle sie, die frei von Sünden
Steh'n in deinem ew'gen Haus,
Deine Geister sende aus,
Die Unsterblichen, die Reinen
Die nicht fühlen, die nicht weinen!

Nicht die zarte Jungfrau wähle,
Nicht der Hirtin weiche Seele!

Schiller.

So strömt ihr Klagen denn!
Zerstöre Jammer diesen festen Bau,
Den ein zu günstig Alter noch verschont.
Verhaßt sei mir das Bleibende, verhaßt,
Was mir in seiner Dauer Stolz erscheint;
Erwünscht, was fließt und schwankt. Ihr Fluthen schwellt,
Zerreißt die Dämme, wandelt Land in See!
Eröffne deine Schlünde, wildes Meer!
Verschlinge Schiff und Mann und Schätze. Weit
Verbreitet euch, ihr kriegerischen Reihen
Und häuft auf blut'gen Fluren Tod auf Tod.
Entzünde Strahl des Himmels dich im Leeren
Und triff der kühnen Thürme sich'res Haupt.
Zertrümmr', entzünde sie und geißle weit
Im Stadtgedräng, der Flamme Wuth umher,
Daß ich, von allem Jammer rings umfangen,
Dem Schicksal mich ergebe, das mich traf!

Göthe.

## Exclamation.

Die Exclamation (Ausrufung) ist eine Figur, welche wie die Apostrophe im höheren Affecte gebraucht wird, und wodurch gewöhnlich vermittelst eines Empfindungswortes die an jemanden gerichtete Rede in eine allgemeine verwandelt wird. Sie hat viele Ähnlichkeit mit der Apostrophe, unterscheidet sich aber von derselben dadurch, daß die Rede nie an einen besondern Gegenstand als lebend gerichtet sein darf. Zu Beispielen dienen folgende Stellen:

O, wie doch im Schmerze das Leben seine vielfachen schönen Gestalten verliert, und in eine dunkle zusammenfließet, gleich den Wolken, die sich am stillen Himmel in alle Farben und Formen theilen und die nur im Gewitter und Regen in eine düstre Fläche zusammenrinnen!

Jean Paul.

Verzweifle keiner je, dem in der trübsten Nacht
Der Hoffnung letzte Sterne schwinden!

Wieland.

O weiser Brauch der Alten, das Vollkomm'ne,
Das ernst und langsam die Natur geknüpft,
Des Menschenbild's erhab'ne Würde, gleich,
Wenn sich der Geist, der wirkende, getrennt,
Durch reiner Flammen Thätigkeit zu lösen.
Und wenn die Gluth mit tausend Gipfeln sich
Zum Himmel hob, und zwischen Dampf und Wolken
Des Adlers Fittig, deutend, sich bewegte;
Da trocknete die Thräne, freier Blick
Der Hinterlaßnen stieg dem neuen Gott
In des Olymps verklärte Räume nach.
O sammle mir in köstliches Gefäß
Der Asche, der Gebeine trüben Rest,
Daß die vergebens ausgestreckten Arme
Nur etwas fassen, daß ich dieser Brust,
Die sehnsuchtsvoll sich in das Leere drängt,
Den schmerzlichsten Besitz entgegendrücke.

Göthe.

## Antithese.

Die Antithese (Gegensatz) ist eine Figur, welche durch die Verbindung entgegengesetzter Bilder oder Begriffe die Deutlichkeit und Lebhaftigkeit befördert. Schiller gebraucht diese Figur häufig, doch wird sie nur im ruhigen Zustande richtig angewendet, da der Affect die dazu nöthige Reflexion nicht erlaubt. Beispiele sind:

Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand;
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Schiller.

Köstlich ist dein Schlummer,
Ruhig schläft's sich's in dem engen Haus;
Mit der Freude stirbt hier auch der Kummer,
Röcheln auch der Menschen Qualen aus. —
Wohl dir, wohl in deiner schmalen Zelle!
Diesem komisch tragischen Gewühl,
Dieser ungestümen Glückeswelle,
Diesem possenhaften Lottospiel,

Diesem faulen, fleißigen Gewimmel,
Dieser arbeitsvollen Ruh,
Bruder — diesem teufelvollen Himmel
Schloß dein Auge sich auf ewig zu.

Schiller.

Des Staates Bande sahet ihr zerreißen,
Doch mir zerriß im Innersten das Herz —
Ihr fühltet nur das öffentliche Leiden,
Und fragtet wenig nach der Mutter Schmerz.

Schiller.

Im Erdenleben sind gerade die Jahre kurz, die Lebensalter noch kürzer, und das Leben am kürzesten; aber die Tage sind lang, die Stunden noch länger, und die Minuten oft Ewigkeiten.

Jean Paul.

Wenn ich manchmal kühn den Blick erhebe
Und in die Wolken schaue, glaubt dann nicht,
Daß mich ein Künstlerstolz ergriffen! Nein,
Je höher sich mein Blick nach dort erhebt,
Je reiner, demuthvoller ist mein Herz.
Und senk' ich manchmal still mein Haupt zur Erde,
Und wage kaum die Augen aufzuschlagen,
Glaubt nicht, daß ich dann schüchtern, furchtsam sei.
O nein! dann haben höhere Gestalten,
Als Menschen sind, sich um mich her versammelt,
Auftragend mir, was kühn ich soll vollenden.
Vor diesen beug' ich mich, doch nicht vor Menschen.

Houwald.

## Gradation.

Die Gradation (Steigerung) ist eine Figur, in welcher gleichmäßig vom schwächeren Bilde bis zum stärksten, oder von allgemeinen Begriffen zu speciellen fortgeschritten wird, um die Anschaulichkeit der Darstellung zu erhöhen. Z. B.

— Hätt' ich die Hoheit
Eines Propheten, zu fassen die ewige Seele des Menschen
Und mit gewaltigem Arm sie fortzureißen, und hätt' ich
Eines Seraphs erhab'ne Stimme, mit welcher er Gott singt;
Tönte mir von dem Munde die schreckenvolle Posaune,
Die am Sina erklang, daß unter ihr bebte des Berg's Fuß;

Sprächen der Cherubim Donner aus mir, Gedanken zu sagen,
Deren Hoheit selbst der Posaune Ton nicht erreichte:
Dennoch ersänk' ich, du Gottversöhner! dein Leiden zu singen,
Als mit dem Tode du rangst, als unerbittlich dein Gott war.

Klopstock.

Es saust und dröhnt von ferne,
Finster kräuselt sich das Meer,
Und es löscht das Licht der Sterne,
Und es naht gewitterschwer.
Auf des Pontus weite Fläche
Legt sich Nacht, und Wetterbäche
Stürzen aus der Wolken Schooß;
Blitze zucken in den Lüften,
Und aus ihren Felsengrüften
Werden alle Stürme los,
Wühlen ungeheure Schlünde
In den weiten Wasserschlund,
Gähnend wie ein Höllenrachen,
Öffnet sich des Meeres Grund.

Schiller.

## Interrogation.

Die Interrogation (Frage) ist eine Figur, wodurch der Schreibende seinen Leser, oder sich selbst befraget, und entweder, ohne eine Antwort zu erwarten, wieder fortfährt, oder die Antwort auf die Frage selbst hinzufügt. Daher gibt es zwei Hauptarten dieser Figur:

a) Wenn der Schreibende, ohne eine Antwort zu erwarten, fortfährt. Z. B.

Wer sagt dem Menschen, wo die Gränze sei,
An der Natur und Geisterwelt sich trennen?
Nennt's Zauberei, Verschwörung, Fluch, Verhängniß,
Das Wort gilt gleich. Es gibt im Erdenleben
Furchtbare Augenblicke der Bedrängniß,
Die wunderbar des Menschen Kraft erheben,
Und an sein Wort die Unsichtbaren binden.

Ad. Müllner.

Ist heiliger das Band, das die Natur
In ihrer dunklen Werkstatt unter'm Leben
Geschürzt hat? — oder jenes, das wir selbst
Geknüpft im lichten Kreise des Bewußtseins
Und des Entschlusses? — Ist der Mensch verpflichtet,
Jedwede Schuldverschreibung anzunehmen,
Die eine räthselvolle, ja ihm feindlich
Gesinnte Macht nach Willkür auf ihn stellt?

Raupach.

b) Wenn der Fragende seine Frage selbst beantwortet. Z. B.

Wohin segelt das Schiff? Es trägt sidonische Männer,
Die von dem frierenden Nord bringen den Bernstein, das Zinn.

Schiller.

Groß bauen wir in großer Stadt die Schulen,
Die Fürsten unterstützen Fleiß und Streben;
Nach guten Mustern bildet sich die Jugend,
Von zarter Kindheit an übt sich die Hand,
Dann zeigt sich glänzende Gelegenheit,
Die Kunst, die wohl gelernte, auszuüben.
Und was, was werden wir, wir Schüler? — Schüler!
Mitunter wack're, gute, selt'ne Schüler.
Soll aber das Genie sich wieder zeigen,
Es blüht nicht in dem Treibhaus, künst'ge Wärme
Entwickelt nicht die wunderschöne Frucht.

Öhlenschläger.

c) Eine Art der Figur der Frage ist ferner vorhanden, wenn der Schriftsteller die Frage, welche der Leser machen könnte, ausdrückt und sie zugleich beantwortet. Z. B.

Keiner sei gleich dem Andern, doch gleich sei jeder dem Höchsten!
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich.

Schiller.

## Das Gespräch.

Das Gespräch ist eine Figur, durch welche einzelne Personen, von welchen die Rede ist, und die vom Schriftsteller verschieden sind, sprechend erscheinen. Diese Figur umfaßt zwei Arten: a) den Monolog, wenn eine solche Person allein; und b) den Dialog, wenn mehrere sprechend eingeführt werden.

Einzelne Unterarten des Monologs, z. B. der Zweifel (Dubitatio), die Mittheilung (Communio), Verbesserung (Correctio) werden als besondere Figuren angeführt *). Beispiele der Figur des Gesprächs sind:

Und zu mir selber sprach ich dann:
Was schmückt den Jüngling, ehrt den Mann,
Was leisteten die tapfern Helden,
Von denen uns die Lieder melden?
Die zu der Götter Glanz und Ruhm
Erhub das blinde Heidenthum?
Sie reinigten von Ungeheuern
Die Welt in kühnen Abenteuern,
Begegneten im Kampf dem Leu'n
Und rangen mit den Minotauren,
Die armen Opfer zu befrei'n,
Und ließen sich das Blut nicht dauren.
Ist nur der Sarazen' es werth,
Daß ihn bekämpft des Christen Schwert?
Bekriegt er nur die falschen Götter?
Gesandt ist er der Welt zum Retter,
Von jeder Noth und jedem Harm
Befreien muß sein starker Arm;
Doch seinen Muth muß Weisheit leiten
Und List muß mit der Stärke streiten.
So sprach ich oft.

Schiller.

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen,
Spielend an des Baches Rand.
»Mutter, Mutter laß mich gehen,
Jagen nach des Berges Höhen!« —
Willst du nicht die Heerde locken
Mit des Hornes munter'm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang.
»Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!«

*) Vgl. Aurbacher.

Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich steh'n?
Draußen ladet dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höh'n!
»Laß die Blümlein, laß sie blühen!
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!«

Schiller.

## Comparation.

Die Comparation (Vergleichung) ist eine Figur, in welcher dem Gegenstande, von welchem die Rede ist, ein demselben ähnlicher, vermittelst einer Vergleichungspartikel angefügt wird. Immer muß das ähnliche Bild in der Darstellung Nebensache bleiben, weil die Vergleichung im entgegengesetzten Falle zum Gleichnisse sich erhebt. Ein Meister in neuen und treffenden Vergleichungen ist Jean Paul. Z. B.

Die Entfernung des Ortes löset an Menschen, wie an Bühnen-Decorationen die harten Striche in Schönheitslinien und die Kleckse in Laubwerk auf; der Abwesende ist ein Todter, den unser lossprechendes Herz verklärt, und der selig wird, wenn er wieder aufersteht.

Jean Paul.

Das Unglück kommt, so wie des Menschen Sohn,
Gleich einem Dieb, urplötzlich in der Nacht;
Mit allen seinen Schrecken steht es da.
Der Kampf beginnt; wohl dem, der Waffen hat!
Und wehe dem, der sie erst schmieden will!

Raupach.

---

## Von dem Gleichnisse.

Ein Gleichniß im weitern Sinne ist nichts anderes, als eine durch den ganzen Aufsatz fortgesetzte Vergleichung. Es setzt also immer eine Vergleichung voraus, unterscheidet sich aber von der also genannten Figur darin, daß es den ähnlichen Gegenstand, mit welchem der andere verglicher wird, vorzüglich auszumalen sucht; den Gegenstand aber, wegen welches man das ähnliche Bild aufstellte, wenig oder gar nicht durchführt. Nach der aufgestellten Erklärung einer Figur überhaupt ist das Gleichniß, als solches, den eigentlichen Figuren nicht beizuzäh-

len, und wird nur wegen des innigen Zusammenhanges mit der Vergleichung hier behandelt.

Das Gleichniß ist eine der schönsten Zierden der Rede, und, wenn es gehörig angebracht wird, besonders wirksam. Es setzt immer eine lebhafte Einbildungskraft voraus, welche aber von einem ausgebildeten Verstande geregelt sein muß. Damit das Gleichniß aber seine Wirkung nicht verliere, sind folgende Eigenschaften unerläßlich:

a) Ähnlichkeit. Das Gleichniß muß mit dem Gegenstande in der Hauptsache übereinstimmen; d. h. es muß eine ähnliche Vorstellung oder Empfindung durch das Bild, so wie bei Betrachtung des Verglichenen selbst erreget werden. Doch nur im Ganzen gilt das Gesagte; nicht als ob jeder einzelne Zug ähnlich sein müßte, unter welcher Bedingung wohl schwerlich ein treffendes Gleichniß gefunden werden dürfte.

b) Wahrheit. Der Leser muß die Ähnlichkeit erkennen, und zugleich von der Wirklichkeit des gewählten Bildes überzeugt sein. Das Bild darf keinen logischen Widerspruch in sich enthalten.

c) Würde. Das Gleichniß darf weder zu sehr unter dem Verglichenen, noch über demselben stehen; d. h. es darf weder zu geringfügigen, noch zu unverhältnißmäßig erhabenen Bildern gegriffen werden, sondern sie müssen sowohl dem verglichenen Gegenstande, als der herrschenden Empfindung angemessen sein. Daß niedrige Bilder stets unpassend und fehlerhaft sind, geht aus dem Gesagten von selbst hervor.

d) Neuheit. Das Gewöhnliche verdient die Sorgfalt der Ausführung nicht, welche man auf das Gleichniß verwenden soll.

e) Sparsamkeit. Die allzuhäufige Anwendung von Gleichnissen ermüdet den Leser, und kann sogar der Deutlichkeit schaden. Eine sparsame, aber weise Vertheilung bringt den wirksamsten Erfolg hervor.

Die äußere Form der Gleichnisse ist sehr verschieden. Am gewöhnlichsten unterscheidet man folgende Arten:

Staatliche Bibliothek
Regens[illegible]

a) Wenn das Verglichene voran, und das Gleichniß nachgesetzt wird. Z. B.

Die Saduzäer standen
Gegen Philo mit Ungestüm auf. Wie tief in der Feldschlacht
Krieg'rische Rosse von eisernen Wagen sich zügellos heben,
Wenn die klingende Lanze daherbebt, fliegend dem Feldherrn,
Den sie zogen, den Tod trägt, dann blutathmend zur Erd' ihn
Stürzt. Sie wiehern empor und drohen mit funkelnden Augen,
Stampfen die Erde, die bebt, und hauchen entgegen dem Sturmwind.

Klopstock.

b) Wenn das Gleichniß voran, und das Verglichene nachgesetzt wird. Z. B.

Wie zur Zeit des belebenden Winters ein heiliger Festtag
Über beschneiten Gebirgen nach trüben Tagen hervorgeht,
Wolken und Nacht entfliehen vor ihm, die beeisten Gefilde,
Hohe durchsichtige Wälder entnebeln ihr Antlitz, zu glänzen:
So ging Gabriel jetzt auf mitternächtlichen Bergen.

Klopstock.

— Wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitter'm Schmerz
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz:
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten,
Den Flüchtling der Gesang zurück;
In der Natur getreuen Armen
Von kal[illegible]e Regel zu erwarmen.

Schiller.

c) Wenn eine oder beide Vergleichungspartikeln gesetzt werden. Z. B.

Die Blume blühet und verblüht
Zu ihres Schöpfers Ruhme,
Wer heut noch ihre Schönheit sieht.
Der Mensch ist eine Blume.
Und wie die Blume wieder blüht,
Wenn Gottes Auge nieder
Auf sie von seinem Himmel sieht,
Und unter ihr die Erde glüht:
So blüht der Mensch auch wieder.

Gleim.

Laßt mich ein Gleichniß geben: —
Vor euren Blicken zieht die Wolke hin
In wunderbarer, herrlicher Gestaltung:
Im reinen Äther badet sie den Busen,
Der Abend kränzt mit Rosen ihr das Haupt
Und stickt um ihr Gewand den gold'nen Saum.
Ihr schaut bewundernd und entzückt ihr nach,
Doch wißt ihr nicht, woraus sie sich gestaltet:
Ob aus des Altars heil'gem Opferrauch,
Ob aus dem Nebelathem der Gefilde,
Wenn Gottes Regen sie erquickte, sie
Entstanden, oder ob sie aus dem Dampf
Der Schlacht und aus dem Qualm der Feuersbrunst
Sich riesig aufgethürmt. Euch gilt es gleich,
Ihr freut euch ihrer Form und ihres Schimmers. —
So geht das Kunstwerk auch an euch vorüber;
Ob es ein frohes und zufried'nes Herz,
Begeistert von beglückter Lieb' erschuf, —
Ach oder ob's in nie gestillter Sehnsucht,
Bei tiefem und geheimen Herzenskummer,
Ob es im halben Todeskampf entstand,
Euch gilt es gleich, ihr freut euch seines Glanzes
Und fraget nicht, was es dem Künstler kostet.

Houwald.

d) Wenn gar keine Vergleichungspartikel gesetzt wird. Z. B.

Nur des Schwächlings Saiten,
Zerreißt der Eisenfinger des Geschick's;
Der Heldenmüth'ge bietet kühn die Harfe,
Die ihm der Schöpfer in den Busen legte,
Dem Schicksal dar. — Mag's in den Saiten wühlen,
Allein den innern, herrlichen Accord
Kann's nicht zerstören und die Dissonanzen
Verschmelzen bald in reine Harmonie,
Weil Gottes Friede durch die Saiten lispelt.

F. L. Z. Werner.

Erlebst du eine Entzückung des Lebens, so brennt sich vor dir ein Feuerwerk ab auf eckigem, vielstämmigen Gerüst unter Getümmel, Geprassel und Dampf. Erlebst du das Entzücken im Gedächtniß oder Gedicht, so stehst du auf einem fernen Berge und siehst in deiner hohen Stille ein Feuerwerk in den Himmel aufsteigen — blitzende Blumen

durchfliegen das Blau — Siegesbogen wölben sich licht über die Wolken, schimmernde Städte hängen zwischen den Sternen, und die Erde schwebt verklärt, von ihren finstern Rinden erlöset, empor mit Edelsteinen und Goldadern in den Lüften und mit luftigen Nachspielen des dicken Menschengedrängs. Aber auf deiner Höhe ist alles still um dich, selig schauet das Auge hinüber, und wenn alles entschwunden ist, so schauet es noch lange in den Himmel hinein.

Jean Paul.

Übrigens können sowohl sinnliche als unsinnliche Gegenstände mit einander, oder ein unsinnlicher mit einem sinnlichen verglichen werden. Das Gleichniß ist in der Regel größeren Gedichten, besonders epischen und didactischen, weniger den dramatischen, eingewebet. Seltener findet man dasselbe als abgeschlossenes Kunstwerk unter den einzelnen Dichtungsarten. Caroline Pichler, geb. v. Greiner, hat Gleichnisse, als für sich bestehende Dichtungen geliefert, wovon manche recht gelungen sind. Meister in treffenden Gleichnissen sind unter mehreren: Klopstock, Schiller, vor allen aber Jean Paul.

---

Ein zweites Beförderungsmittel der Schönheit des Stils ist, nebst den Figuren, der Gebrauch des Versmaßes und des Reimes. Die hierüber bestehenden Grundsätze bilden aber eine eigene Wissenschaft, die Metrik, deren Behandlung außer den Gränzen dieser Blätter liegt. Die vorzüglichsten Werke, welche über diesen Gegenstand erschienen, sind folgende:

Voß, Zeitmessung der deutschen Sprache. 8. Königsberg, 1802.
Apels Metrik. 2 Bde. 8. 1814.
Grotefends Anfangsgründe der deutschen Prosodie. 8. Gießen, 1815.

---

## Poesie und Prosa.

---

### Haupteintheilung aller Werke der Dichtkunst.

»Poesie, im weitesten Sinne genommen, ist die Fähigkeit, das Schöne zu ersinnen und es sichtbar oder hörbar darzustellen; sie ist eine allgemeine Gabe

des Himmels, und selbst Barbaren und Wilde haben nach ihrem Maße Antheil daran *).« In objectiver Beziehung ist sie die anmuthige Darstellung der verschönerten Wirklichkeit, welche durch vorzugsweise Einwirkung auf die Fantasie des Menschen hervorgebracht wird. Prosa hingegen ist die einfache Darstellung der Wirklichkeit, welche auf die menschlichen Verstandeskräfte einzuwirken sucht, ohne Veränderung oder Hinweglassung unangenehm störender Merkmale. »Wie Singen zum Reden, so verhält sich Poesie zur Prosa, und wie der Sington schon für sich allein Musik ist, noch ohne Tact, ohne melodische Folge und ohne harmonische Verstärkung, so gibt es Poesie schon ohne Metrum, ohne dramatische oder epische Reihe, ohne lyrische Gestalt **).« Andere nennen mit Rücksicht auf die Redeform jedes in Versen geschriebene Werk ein poetisches; allein die Versform entscheidet so wenig für die Poesie, als die ungebundene Rede für die Prosa. Ihr Unterschied liegt in der Verschiedenheit der Darstellung und in dem Zwecke. Die metrische Form kann wohl als taugliches Mittel zur Erreichung des beabsichteten Zweckes irgend eines poetischen Werkes mit Erfolg angewendet werden, sie wird aber nur bei einigen Dichtungsarten, und dieß aus andern Rücksichten, wesentlich erfordert.

Wenn wir die Dichterwerke der alten mit jenen der neueren Nationen vergleichen, so bemerken wir große, gänzlich abweichende Unterschiede, beinahe einen scheinbaren Widerspruch. Daher zerfällt die Poesie in zwei Haupttheile, in die antike und in die neuere, romantische, und jedes poetische Werk wird nach dem Geiste, welcher dasselbe beseelt, mehr zur antiken oder zur romantischen Poesie zu zählen sein. Das Wesen der antiken und romantischen Dichtung wird wohl nach dem Überblicke über sämmtliche einzelne Dichtungsarten am richtig-

*) W. A. Schlegel, Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur. Heidelberg, 1817.

**) Jean Paul, Vorschule der Ästhetik.

sten aufgefaßt werden können, daher wir die Bestimmung desselben, so wie die nähere Erklärung des Begriffs: Poesie, bis dorthin aufbehalten wollen.

Die Poesie überhaupt, die antike sowohl, als die romantische, besteht aus drei Hauptgattungen: aus der epischen, der lyrischen und der dramatischen. Alle übrigen Nebenarten lassen sich entweder nach ihrer Verwandtschaft einer von diesen unterordnen und daraus ableiten, oder sie sind als Mischungen aus ihnen zu erklären *).

Der Geist der epischen Dichtungsarten ist Mittheilung des Geschehenen mit klarer Besonnenheit. Der Dichter erzählt sowohl traurige, als fröhliche Begebenheiten; aber er erzählt sie mit Gleichmuth und hält sie als schon vergangen in einer gewissen Ferne von unserm Gemüth. Die lyrische Poesie ist der musikalische Ausdruck von Gemüthsbewegungen durch die Sprache. Das Wesen der musikalischen Stimmung besteht aber darin, daß wir irgend eine Empfindung, sie sei nun an sich erfreulich oder schmerzlich, mit Wohlgefallen festzuhalten suchen.

Der dramatische Dichter stellt uns zwar auch, wie der epische, äußerliche Vorfälle dar, aber als wirklich und gegenwärtig. Er nimmt unsre Theilnahme dabei in Anspruch, aber nicht so genügsam, wie der lyrische Dichter, sondern weit unmittelbarer, als dieser, will er uns erfreuen und betrüben. Außerdem, daß er durch Darstellung menschlicher Handlungen Empfindungen in uns erregt, will er dieselben auch am Schlusse in die Befriedigung einer harmonischen Stimmung auflösen **).

Die poetische Schilderung (Beschreibung) enthält von jeder der drei angeführten Dichtungsarten einige Züge, ohne jedoch einer derselben ausschließend anzugehören. Sie steht in der Mitte zwischen der epischen und der dramatischen Poesie.

---

*) W. A. Schlegel a. a. O.

**) Nach W. A. Schlegel.

# Epische Dichtungen.

# Allgemeine Grundsätze.

Erzählung nennt man jede Mittheilung einer Begebenheit. Es ist wesentlich bei der Erklärung des Begriffs von Erzählung, daß diese Darstellungsweise stets etwas zum Gegenstande habe, was sich schon begeben, während die Beschreibung, zum Beispiel, Gegenwärtiges oder etwas Vergangenes als gegenwärtig schildert. In so fern die Begebenheit, welche erzählt wird, wirklich sich eben so zugetragen hat, oder nur erdichtet ist, unterscheidet man eine historische und eine poetische Erzählung, welche Eintheilung für unsern Zweck die vortheilhafteste ist.

Der nächste Zweck jeder Erzählung ist immer Mittheilung des Geschehenen; doch sind mit demselben, besonders bei der poetischen Erzählung, wichtige, entferntere Zwecke verbunden, welche aber, wie leicht ersichtlich, nur durch die voraus gegangene Mittheilung erreicht werden können. So wird zum Beispiel eine Wahrheit in einem besonderen Bilde anschaulich dargestellt, oder begründet, wie in der Parabel und Fabel; oder das sittliche Gefühl überhaupt erhoben und geläutert, wie in dem Heldengedichte; oder man sucht in dem Gemüthe des Lesenden ein Urtheil, eine Entschließung hervorzubringen, wie in der Legende u. s. w. Zu tadeln aber ist jene Erzählung, welche durch ihre Mittheilung Belustigung und Erholung des Lesers zum einzigen Zwecke hat, weil sich dieser Zweck durch eine gefällige Form bei jeder Art von Erzählungen erreichen läßt, wobei aber immer etwas Höheres noch beabsichtet werden kann und soll.

Eine Eigenschaft, welche der poetischen Erzählung nicht

minder, als der historischen eigen sein muß, ist Wahrheit. Was diese bei der historischen Erzählung bedeute, geht aus dem Wortverstande hervor; bei der poetischen aber bezeichnet sie jene Eigenschaft, vermöge welcher die Begebenheit, wenn sie sich wirklich zugetragen hätte, sich leicht auf diese Weise hätte zugetragen haben können. Diese Eigenschaft ist nicht nur dort erforderlich, wo die Begebenheit im Reiche der Möglichkeit überhaupt liegt, sondern selbst dann, wenn jedem Leser die Unmöglichkeit des angeblich Geschehenen sogleich in die Augen fällt, wie zum Beispiel in der Fabel. Die nähere Erörterung hierüber gehört in die besondere Lehre.

Die Haupttheile, aus welchen jede Erzählung, sie mag zu was immer für einer Art gehören, bestehet, und welche einer abgesonderten Beachtung würdig erscheinen, sind: der Ursprung, die Verwickelung und die Entwickelung der Begebenheit.

1) Unter Ursprung der Begebenheit versteht man die Gründe und Veranlassungen der erzählten Handlung, welche derselben voraus gegangen sind und sie herbeigeführt haben. Die Darstellung und Auseinandersetzung derselben soll, so viel möglich, gedrängt sein, damit der eigentlichen Erzählung der Begebenheit gehöriger Raum gelassen werde. Gewöhnlich wird des Ursprungs der Begebenheit im Eingange der Erzählung erwähnt, welches aber nicht nothwendig ist. Häufig fängt man bei dem Beginnen, manchmal sogar vom Verlaufe der Begebenheit zu erzählen an, und holt das noch mangelnde Vorausgegangene an einem schicklichen Orte später nach. Weil diese Ordnung zu erzählen bei den poetischen Erzählungen vorzugsweise angenommen wird, so hat sie den nicht ganz passenden Namen der poetischen Ordnung, zum Unterschiede der natürlichen, womit man diejenige bezeichnet, nach welcher der Ursprung der Begebenheit selbst voraus geschickt wird.

2) Die Verwickelung (Knoten). Darunter begreift man die Aufzählung der Schwierigkeiten und Hindernisse, welche der Entfaltung der Handlung und der Erreichung des Ziels in

derselben im Wege stehen. Diese Verwickelung ist es, welche jeder Erzählung das gehörige Interesse verleiht. So würde zum Beispiel die Erzählung, daß jemand seinen geliebten Bruder an einem dritten Orte zu finden hofft, und ihn daselbst auch wirklich findet, weniger Interesse haben, als jene, worin er den Bruder an dem bestimmten Orte nicht mehr trifft, sondern seine Abreise vernimmt und denselben nun unter vielen Hindernissen längere Zeit hindurch suchet, bis er ihn endlich nach Besiegung aller Schwierigkeiten, da, wo er es am wenigsten vermuthete, wiederfindet. Eine Begebenheit, welche ohne alle Hindernisse zu Ende geht, kann wohl nicht durch sich selbst, sondern bloß durch die schöne Form, in welcher sie erzählt wird, ergetzen. Luise von Voß ist eine jener Ausnahmen, welche, ohne alle Verwickelung, die Aufmerksamkeit des Lesers nicht ermüdet. Bei der historischen Erzählung liegt die Verwickelung im Verlaufe des wirklich Geschehenen selbst, denn ohne Widerstand, Kampf und Sieg gibt es im Erdenleben keine Befriedigung. In der poetischen Erzählung hingegen muß der Schriftsteller sich die Verwickelung erschaffen, er muß sich selbst den Knoten schürzen, welchen er späterhin zu lösen sich vorgenommen hat. Dabei ist nun vor Allem zu bemerken, daß die Verwickelung natürlich, deutlich, nicht unwahrscheinlich entstehe; daß die Hindernisse aus den Umständen der Begebenheit, oder aus den Charakteren der handelnden Personen hervorzugehen scheinen, und nicht geringfügig und unbedeutend seien. Ferner müssen die Hindernisse in gehöriger Steigerung bis zur Lösung des Knotens auf einander folgen, damit die Aufmerksamkeit des Lesers bis an den Schluß in der nothwendigen Spannung erhalten werde. Die Verwickelung befördern, zumal in Erzählungen von größerem Umfange, geschickt angebrachte Episoden, das sind Ereignisse, welche zwar zur Hauptbegebenheit nicht nothwendig gehören, aber mit derselben doch in einiger Verbindung stehen, von welchen in der Lehre vom Heldengedichte ausführlicher die Rede sein wird. Die Verwickelung macht gewöhnlich, aber wieder nicht nothwendig, die Mitte

der Erzählung aus; sie kann auch im Eingange derselben angebracht werden.

3) Die Entwickelung (Lösung) ist die Darstellung des Ausgangs der Begebenheit, aus welcher erhellet, ob die Hindernisse besiegt worden, oder ob die handelnde Person denselben erliegen mußte. Die Entwickelung muß nothwendig im Schlusse der Erzählung vorkommen, weil, nachdem man die Lösung erfahren, die spätere Darstellung der Verwickelung den Geist nicht leicht zu fesseln vermöchte. Sie muß auch immer vorhanden sein, weil ohne sie die Erzählung nicht geendet genannt werden kann. Wesentliche Erfordernisse der Entwickelung sind, daß sie

a) natürlich, d. h. nicht durch bloßen Zufall herbeigeführt sei, sondern nach den gewöhnlichen Naturgesetzen aus den Umständen erfolge. Durch die Wirkung übernatürlicher Wesen kann die Lösung nur in einigen Gattungen der poetischen Erzählung, zum Beispiele: dem Mährchen, der Legende u. s. w. geschehen. Ferner muß die Entwickelung

b) vollständig und befriedigend sein, d. h. es muß die Verwickelung gänzlich aufgelöst, aber durch diese Auflösung kein Sitten- oder Naturgesetz verletzet werden. Dann soll sie auch

c) überraschend sein; man soll nämlich die Lösung auf diese Weise nicht leicht vorher haben vermuthen können. Endlich soll sie

d) zur gehörigen Zeit geschehen; nicht zu früh, weil dann unsre Erwartung noch nicht gehörig gespannt ist; aber auch nicht zu spät, weil unsre gespannte Erwartung durch die zu lange verzögerte Entwickelung leicht ermüden kann.

Nebst diesen drei Hauptbestandtheilen der Erzählung ist noch die Wirkung zu bemerken, welche durch dieselbe hervorgebracht wird. Sie beruht ganz auf dem Zwecke der Erzählung, und je nachdem dieser mehr oder weniger erreicht worden, ist auch dieselbe kräftiger oder schwächer.

Da die Erzählung die Darstellung von etwas Vergangenem ist, so folgt daraus, daß der Stil klar und besonnen sein muß; theils damit die deutliche Übersicht der Ereignisse nicht verhindert, theils damit die Wahrscheinlichkeit nicht verletzt werde, weil man von Etwas, das sich schon seit einiger Zeit zugetragen hat, immer in einem etwas ruhigen Tone spricht. Dadurch wird aber keineswegs die Anwendung der höheren Schreibart aus der Erzählung ganz verbannt; im Gegentheile wird sie besonders in jenen Stellen, welche die Affecte der handelnden Personen schildern, mit dem sichersten Erfolge gebraucht. Nur durch den ganzen Aufsatz soll eine gewisse, ruhige, besonnene Darstellung herrschen, welche dem Leser den Überblick der Begebenheiten erleichtert. Die Schreibart wird also nach Maßgabe des Gegenstandes und der Tendenz der Erzählung verschieden sein.

Da die historische Erzählung, nach der oben aufgestellten Erklärung, außer den Gränzen der Dichtkunst überhaupt liegt, so bleibt uns hier nur von der poetischen Erzählung und ihren besonderen Arten zu sprechen übrig.

## Von der poetischen Erzählung überhaupt.

Die poetische Erzählung (Epos) ist, wie schon erwähnt wurde, die Darstellung einer erdichteten Begebenheit. Es ist aber zugleich auch angedeutet worden, daß bei jeder Erzählung durch die Mittheilung die Erreichung irgend eines ferneren Zweckes beabsichtet werde, und daß eine Erzählung, die eines solchen gänzlich ermangelt, als müßig und unnütz zu verwerfen sei. Daraus folget, daß der Begebenheit, welche man erdichtet, doch etwas zum Grunde liegen müsse, was man durch diese Erdichtung auszusprechen wünschet. Dieses Etwas kann nur in einer allgemeinen, aus der zufälligen Betrachtung oder aus dem Nachdenken hervorgegangenen, sittlichen Wahrheit bestehen, welche man durch das besondere Bild zur Anschaulichkeit zu bringen strebt. Man wird daher den Begriff der poetischen

Erzählung treffender und vollständiger bezeichnen, wenn man sagt: die poetische Erzählung ist die ästhetische *) Darstellung einer sittlichen Idee unter der Form einer besondern Begebenheit. Aus beiden Erklärungen geht aber hervor, daß das Beiwort »poetische« sich keineswegs auf den Stil, sondern einzig und allein auf den Gegenstand der Erzählung beziehe, und daß nach Maßgabe des Stoffs und der besondern Gattung der poetischen Erzählung sogar die niedere Schreibart manchmal richtig gebraucht werde. Es macht daher um so weniger einen Unterschied, ob die Erzählung in Versen oder in Prosa abgefasset ist.

Es ist nicht unumgänglich nothwendig, daß der Gegenstand der poetischen Erzählung eine Begebenheit sei, die sich unter Menschen zugetragen hat; es können sowohl höhere Wesen, wie im Mährchen, oder personificirte Begriffe, wie in der Allegorie, oder sogar Thiere und leblose Geschöpfe, wie in der Fabel als handelnd auftreten.

Nach der angegebenen Erklärung der poetischen Erzählung sind folgende zwei Erfordernisse zu ihrem Dasein wesentlich:

1) Ein poetischer Stoff. Darunter versteht man eine Reihe von Ereignissen, welche zusammen genommen die dem ganzen Gebilde zu Grunde liegende Idee klar aussprechen. Zu bemerken ist, daß dieser Stoff nicht aus den ganz gewöhnlichen Lebensverhältnissen genommen sein darf, weil daraus weder die darzustellende Idee klar und deutlich hervorgeht, noch die erforderliche Spannung der Aufmerksamkeit des Lesers bewirkt wird. Der poetische Stoff wird aber interessant
   a) durch Aufstellung solcher Charaktere, welche durch besondere Eigenschaften vor gewöhnlichen Personen sich auszeichnen;
   b) durch Erfindung anziehender Situationen und Verhältnisse; oder endlich

*) Ästhetisch heißt Alles, was durch die Anschauung Gegenstand eines höheren, nothwendigen Wohlgefallens wird.

c) durch eine abwechselnde Folge nicht ganz gewöhnlicher Begebenheiten.

Außer dem, was von der poetischen Ordnung schon gesagt worden, ist noch zu erinnern, daß, wenn die Erzählung mit der Mitte der Begebenheit beginnt, das Vorausgegangene mit möglichster Kürze nachgetragen werde; weil die Nachholung dessen, was sich schon früher zugetragen hat, den Verlauf der Begebenheit hemmet, und dadurch die Aufmerksamkeit des Lesers ermüdet.

2) Die poetische Darstellung, welche in der klaren und lebendigen Entwickelung der in dem Gebilde enthaltenen Verhältnisse und Charaktere, so wie in der wirksamen Zusammenstellung der einzelnen Begebenheiten besteht.

Auch hier wird das Wort »poetische« in einem verschiedenen Sinne genommen, indem man darunter jene Eigenschaft der Darstellung versteht, welche vermittelst Anschaulichkeit und Lebendigkeit der besonderen Form, die allgemeine Idee klar und deutlich zur Erkenntniß bringt.

Der durch die poetische Erzählung überhaupt durchherrschende Ton ist entweder ernsthaft oder komisch, satyrisch oder humoristisch *), fantastisch **) oder romantisch ***) nach Ver-

---

*) Humoristisch ist eine eigene, zwischen dem Komischen und Satyrischen in der Mitte liegende Art der Darstellung, wobei der Autor die menschlichen Unvollkommenheiten mehr als Schwächen, denn als Fehler behandelt, und mit einer gewissen Gutmüthigkeit, ohne bitter zu werden, über dieselben spottet und lächelt, sich selbst aber von denselben nicht freispricht. Jean Paul nennt es das Umgekehrt-Erhabene, weil es — so wie das Erhabene, bei Betrachtung des Endlichen das Gefühl des Unendlichen erregt — bei Betrachtung des Unendlichen den Gedanken an das Endliche erwecket.

**) Fantastisch nennt man jene Darstellung, in welcher die schöpferische Einbildungskraft des Schriftstellers, sowohl rücksichtlich des Stoffes als der Behandlung, vorzugsweise hervorleuchtet.

***) Das Romantische überhaupt besteht in der bunten Mannigfaltigkeit im schönen Gewande, welche der Einbildungskraft einen unbegränzten Spielraum öffnet.

schiedenheit des Stoffes. Doch lassen gewisse besondere Arten nur Einen Ton als den angemessenen zu. So ist zum Beispiel eine komische Legende, eine satyrische Ballade u. s. w. nicht leicht denkbar.

Die Form der Einkleidung ist ganz zufällig, und richtet sich gewöhnlich nach dem Stoffe der Erzählung. Die poetische Erzählung kann daher in Prosa oder in Versen geschrieben sein, die dialogische, monologische, die Briefform oder die eigentlich erzählende Form haben.

Zu den besonderen Arten der poetischen Erzählung sind zu rechnen: 1) die Allegorie, 2) die Fabel, 3) die Parabel, 4) die Legende, 5) die Romanze und Ballade, 6) die Idylle, 7) die Novelle, 8) das Mährchen, 9) das Heldengedicht, und 10) der Roman.

---

## 1. Von der Allegorie, als einer für sich bestehenden Dichtungsart.

Die Allegorie, als ein für sich bestehendes Ganzes, ist jener Aufsatz, in welchem bis an das Ende die allegorische Darstellung herrschet. Was unter der letzteren zu verstehen sei, ist schon oben gesagt worden, als von der Allegorie als Trope die Rede war. So gehört auch alles, was von der Allegorie im Allgemeinen gesagt wurde, hierher, wo nur von einer besondern Art derselben zu sprechen ist. Obwohl die Form, in welche die Allegorie als Gedicht eingekleidet wird, sowohl die dramatische als die erzählende sein kann, so scheint doch die letztere derselben vorzüglich angemessen zu sein, und wird deßhalb auch am gewöhnlichsten gebraucht.

Bei jedem allegorischen Gedichte sind drei Stücke einer näheren Betrachtung würdig:

1) Das allegorische Bild selbst. Die ganze Begebenheit, welche dargestellt wird, und der noch ein anderer, tieferer Sinn zu Grunde liegt, soll an sich schon ein würdiger Gegenstand einer Erzählung sein, also auch die erforderlichen Eigenschaften derselben haben. Die handeln-

den Personen sollen durch ihr ätherisches Leben uns stets daran erinnern, daß sie nur Bilder einer höheren Wahrheit seien.

2) Der Sinn, welcher dem allegorischen Bilde zum Grunde liegt. Auch dieser muß allein, für sich betrachtet, ein zusammenhängendes Ganzes von wichtigen Wahrheiten sein. Die Wahrheit darf aber nicht, wie eine Schlußfolge, aus dem allegorischen Bilde hervorgehen, sonst würde diese Darstellung mit der Parabel und mehreren andern Dichtungsarten zusammenfallen.

3) Die Übereinstimmung des Bildes mit der Bedeutung desselben. Diese muß leicht faßlich sein, die darzustellende Wahrheit muß in dem Gemüthe des Lesers erregt werden, so daß sie leicht und klar von demselben erkannt werde; daher diese Dichtungsart vorzüglich auf das Gemüth zu wirken hat.

Die in der Allegorie herrschende Schreibart ist schmucklos und einfach; sie entbehrt gerne der häufigen Redeblumen, und sucht mehr durch die innere lebendige Wahrheit auf das Gemüth zu wirken.

Die Allegorie läßt sich bei den höchsten übersinnlichen Begriffen anwenden; ja wir können zur Anschauung derselben nicht anders, als durch eine allegorische Vorstellung gelangen. Indessen ist die Hervorbringung guter Allegorien so selten, als schwierig, und in dieser Dichtungsart sind uns die alten Nationen, aus begreiflichen Gründen, doch eben nicht zu unserm Nachtheile, weit überlegen. Ihre Religionslehre nämlich ist eine unabsehbare Kette allegorischer, aus einer fruchtbaren Fantasie entstandener Bilder, während die christliche, aus göttlicher Offenbarung entstanden, durch die Vernunft begründet wird.

Deutsche Dichter, welche im Gebiete der Allegorie Treffliches geleistet haben, sind:

Götz.
Herder (die Sorge. — Die Kunst. — Die Bestimmung des Menschen).
Göthe (Seefahrt. — Gedicht).

Schiller (Pegasus im Joche. — Der Pilgrim).
Friedr. Schlegel.
Novalis.
Tieck.

Ein Beispiel einer allegorischen Dichtung ist

## Die Sorge.

Einst saß am murmelnden Strome
Die Sorge nieder und sann:
Da bildet' im Traum der Gedanken
Ihr Finger ein leimenes Bild.

»Was hast du sinnende Göttin?«
Spricht Zeus, der eben ihr naht.
»Ein Bild von Thone gebildet;
Beleb's, ich bitte dich, Gott.«

»Wohlan denn! Lebe! — Es lebet!
Und mein sei dieses Geschöpf!« —
Dagegen redet die Sorge:
»Nein laß es, laß es mir, Herr.«

»Mein Finger hat es gebildet.« —
»Und ich gab Leben dem Thon,«
Sprach Jupiter. Als sie so sprachen,
Da trat auch Tellus *) heran.

»Mein ist's! Sie hat mir genommen
Von meinem Schooße das Kind.«
Wohlan, sprach Jupiter, wartet,
Dort kommt ein Entscheider, Saturn **).

Saturn sprach: »Habet es alle!
So will's das hohe Geschick.
Du, der das Leben ihm schenkte,
Nimm, wenn es stirbet, den Geist.

---

*) Die Erde.
**) Die Zeit.

Du, Tellus, seine Gebeine:
Denn mehr gehöret dir nicht.
Dir, seiner Mutter, o Sorge,
Wird es im Leben geschenkt.

Du wirst, so lang' es nur athmet,
Es nie verlassen, dein Kind.
Dir ähnlich, wird es von Tage
Zu Tage sich mühen in's Grab.«

Des Schicksals Spruch ist erfüllet,
Und Mensch heißt dieses Geschöpf.
Im Leben gehört es der Sorge:
Der Erd' im Sterben und Gott.

Herder.

## 2. Von der äsopischen Fabel *).

Das Wort Fabel wird in der Lehre der einzelnen Dichtungsarten in zweifachem Sinne genommen. Im weiteren Sinne bedeutet sie, im Gegensatze mit Geschichte, die erdichtete Begebenheit, welche mehreren Gattungen der poetischen Erzählung und den dramatischen Gedichten zum Grunde liegt (Sujet); im engeren Sinne ist es eine eigene Dichtungsart, und wird zum Unterschiede von Fabel im Allgemeinen die äsopische Fabel nach ihrem ersten Erfinder Äsop genannt.

Die äsopische Fabel ist die Darstellung einer erdichteten Begebenheit aus der sinnlichen Welt, als Bild eines Naturgesetzes, zur Begründung einer moralischen Wahrheit. In so ferne die äsopische Fabel unter dem gewöhnlichen noch einen verborgenen Sinn enthält, ist sie der Allegorie; in so ferne sie durch die Darstellung einer Begebenheit aus der physischen Welt auf eine ähnliche in der sittlichen hinweiset, ist sie der Parabel ähnlich. Die Unterschiede von beiden Dichtungsarten gehen aus ihrem Begriffe hervor.

Die äsopische Fabel nimmt ihren Stoff aus dem Walten der physischen Welt, weil die unabänderlichen Gesetze der Na-

*) Nach Herder.

tur, welche im Bilde anschaulich zu zeigen der nächste Zweck der Fabel ist, sich an willenlosen Geschöpfen deutlicher und bestimmter offenbaren, als an mit Freiheit begabten Wesen, deren Handlungsweise, ihrer eigenen Bestimmung überlassen, sich nach den verschiedenen Eindrücken von außen richtet.

Wenn in der Fabel das Gesetz der Lebensweisheit im Bilde gezeigt, manchmal sogar ausgesprochen wird, so darf die Regel des sittlichen Verhaltens, welche dadurch begründet werden soll, nur durch einen Schluß des Verstandes aus dem Gesagten hervorgeh'n; denn das Naturgesetz der sinnlichen Welt wird erst durch die Beziehung desselben auf unsinnliche Wesen zum sittlichen Gesetze, zum moralischen Bestimmungsgrunde des Handelns.

Aus dem Gesagten ergibt sich schon, daß die äsopische Fabel aus zwei Haupttheilen bestehe:

a) Aus der Begebenheit, als Sinnbild des Naturgesetzes; und
b) aus der Anwendung der Begebenheit auf ein daraus hervorgehendes Gesetz der Lebensweisheit.

Diese Anwendung wird gewöhnlich, aber sehr mit Unrecht, die Moral der Fabel genannt; denn der Satz, welcher durch die Fabel bestätiget wird, ist oft nichts weniger als Moral, welche, wie schon angedeutet worden, erst durch einen Verstandesschluß dem Geiste des Lesers erkennbar werden soll.

Die in der äsopischen Fabel auftretenden Wesen, welche aus dem schon angezeigten Grunde in derselben redend und handelnd eingeführt werden, sind sinnliche, lebende oder selbst leblose Geschöpfe. In so ferne diese als Personen wirkend erscheinen, könnte man die äsopische Fabel eine Prosopopöe (S. 11) nennen. Wenn auf solche Weise jeder Leser von der Erdichtung der erzählten Begebenheit sogleich überzeugt sein muß, so soll doch in diesen Darstellungen der Charakter, welchen die Natur jenen sinnlichen Geschöpfen unabänderlich aufgedrückt hat, genau beobachtet werden, und es wäre ein nicht zu verzeihender Fehler, wenn zum Beispiel der Fuchs als Einfältiger, der Hase als Held, das Lamm als blutdürstiger Krieger eingeführt wür-

den. Daher kann man sagen, daß selbst in der äsopischen Fabel Wahrheit in dem oben angegebenen Sinne ein unerläßliches Erforderniß ist.

Übrigens soll die Darstellung der Begebenheiten kurz sein, d. h. es sollen alle jene Umstände als überflüssig weggelassen werden, welche nicht zur Anschaulichmachung des Naturgesetzes dienen können. Daher Beschreibungen, weithergeholte Eingänge u. s. w., als dem Zwecke der äsopischen Fabel entgegen, aus ihr verwiesen werden müssen.

Der Vortrag in der äsopischen Fabel sei edel, aber einfach und schmucklos. Daher Figuren und Redeblumen, so wie die ausführliche Schilderung mit Recht aus derselben verbannt werden. Die mittlere Schreibart eignet sich am füglichsten für die äsopische Fabel. Die Fabeln der Alten waren sämmtlich ernst; die Franzosen führten den Scherz in denselben ein; das Naive *) des Ausdrucks sowohl, als des Inhalts, ist, so wie die Wahrheit, ein nothwendiges Erforderniß der äsopischen Fabel. — Am erschöpfendsten werden die äsopischen Fabeln nach Herder, welcher überhaupt viel Treffendes über diese Dichtungsart gesagt hat, in theoretische, in sittliche, und in Schicksalsfabeln eingetheilt.

a) Theoretische (intellectuelle) sind jene, welche ein Ereigniß in der Natur als Gesetz, als allgemeine Weltordnung darstellen. Diese bilden den Verstand, indem sie sämmtlich zeigen: So geht es in der Welt. Z. B.

### Wolf und Lamm.

Zu einem Flusse kamen Wolf und Lamm,
Dürstend. Den Fluß hinaufwärts stand der Wolf,
Das Lamm weit abwärts. Und mit frechem Maul
Erhub der Mörder stracks Ursach' zum Streit.

*) Naiv ist der natürliche Ausdruck ungekünstelter Empfindungen einer arglosen Seele, ohne Rücksicht auf das, was durch Übereinkunft als schicklich oder unschicklich angenommen wurde.

Was trübst du, schrie er, da ich trinken will,
Das Wasser mir? Wie kann ich, sprach mit Zittern
Das sanfte Schaf, wie kann ich es, o Wolf,
Da ja herab von dir der Strom mir kommt.
Zurückgetrieben von der Wahrheit Macht
Begann er wieder: Vor sechs Monden hast
Du schlecht von mir geredet; das weiß ich.
Ach, sprach das Lamm, vor jenen Monden lebt
Ich ja noch nicht. So that dein Vater es.
Und damit griff er und zerriß das Schaf
Schuldlosen Todes. Diese Fabel gilt
Dem, der mit Ränken Unschuld unterdrückt.

Herder nach Phädrus.

b) Sittliche Fabeln sind jene, welche durch Darstellung des rastlosen Waltens in der sinnlichen Natur uns daran erinnern sollen, daß auch unsere Bestimmung nur durch Ringen und Streben erreicht werde. Sie sprechen alle den Satz aus: So soll es in der Welt gehen. Z. B.

### Die Nachtigall und die Lerche.

Die Nachtigall sang einst mit vieler Kunst,
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunst;
Die Blätter in den Gipfeln schwiegen,
Und fühlten ein geheim Vergnügen.
Der Vögel Chor vergaß der Ruh,
Und hörte Philomelen zu.
Aurora selbst verzog am Horizonte,
Weil sie die Sängerin nicht g'nug bewundern konnte;
Denn auch die Götter rührt der Schall
Der angenehmen Nachtigall;
Und ihr, der Göttin, ihr zu Ehren,
Ließ Philomele sich noch zwei Mal schöner hören.
Sie schweigt darauf. Die Lerche naht sich ihr
Und spricht: Du sprichst viel reizender als wir;
Dir wird mit Recht der Vorzug zugesprochen.
Doch Eins gefällt uns nicht an dir,
Du singst das ganze Jahr nicht mehr, als wenig Wochen.
Doch Philomele lacht und spricht:
Dein bitt'rer Vorwurf kränkt mich nicht,
Und wird mir ewig Ehre bringen.

Ich singe kurze Zeit. Warum? Um schön zu singen.
Ich folg' im Singen der Natur;
So lange sie gebeut, so lange sing' ich nur.
Sobald sie nicht gebeut, so hör' ich auf zu singen;
Denn die Natur läßt sich nicht zwingen.

Gellert.

c) Schicksalsfabeln sind diejenigen, welche das Walten einer höheren Macht in dem Erdenleben zeigen, in welchem eine gerechte Vergeltung spät, aber sicher ihr Amt übet, und deren Wirkungen wir bald Zufall, bald Schicksal nennen. Sie rufen uns alle zu: So kann es in der Welt gehen. Z. B.

## Der gelähmte Kranich.

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain,
Und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur,
Als am Gestad' ein Heer von Kranichen
Zusammenkam, um in ein wirthbar Land
Jenseits des Meer's zu zieh'n. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein, betrübt und stumm, und mehrte nicht
Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden,
Und war der laute Spott der frohen Schaar.
Ich bin durch meine Schuld nicht lahm, dacht' er,
In sich gekehrt, ich half, so viel als ihr,
Zum Wohl von unserm Staat. Mich trifft mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur ach! wie wird's
Mir auf der Reis' ergeh'n! mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weiten Flug!
Ich Unglückseliger! das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab! — Warum erschoß
Der Grausame mich nicht? — Indessen weht
Gewog'ner Wind vom Land in's Meer. Die Schaar
Beginnt, geordnet, itzt die Reis' und eilt
Mit schnellen Flügeln fort und schreit vor Lust.
Der Kranke nur bleibt weit zurück und ruht
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreuet war, und seufzt vor Gram und Schmerz. —

Nach vielem Ruh'n sah er das beßre Land,
Den güt'gern Himmel, der ihn plötzlich heilt.
Die Vorsicht leitet ihn beglückt dahin;
Und vielen Spöttern ward die Fluth zum Grab. —
Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,
Ihr Redlichen, die ihr mit Harm erfüllt,
Das Leben oft verwünscht, verzaget nicht,
Und wagt die Reise durch das Leben nur,
Jenseit des Ufers gibt's ein besser Land;
Gefilde voller Lust erwarten euch!

Kleist.

In neuerer Zeit schufen einige Schriftsteller, unter den Deutschen vorzüglich Lessing und Pfeffel, eine neue Gattung der Fabel, welche nicht wohl unter den Begriff der äsopischen eingereihet werden kann. Sie kleideten nämlich einen witzigen Gedanken in die Form einer kleinen poetischen Erzählung, deren Stoff sie nach ihrem Bedürfniß, bald aus der sinnlichen, bald aus der sittlichen, manchmal sogar aus der alten Götterwelt nahmen. So hält diese Gattung zwischen der äsopischen Fabel und dem Epigramme die Mitte, ohne weder zu einer, noch zu der andern Dichtungsart zu gehören, indem sie die Form von der Fabel, die Tendenz von dem Epigramme entlehnt. Als Beispiel dieser Art von Fabeln kann folgende dienen:

## Die Lerche.

Die Lerche sang ihr frommes Morgenlied;
Wie Weihrauch stieg es durch die Lüfte
Bis zum sapphirnen Thron, an dem das erste Glied
Der Wesenkette hängt. Die schwarzen Klüfte
Der Felsen hallten es zurücke.
Ein Rohrspatz, welchen die Musik
Aus seinem trägen Schlummer weckte,
Fuhr auf: Verwünschte Muckerin!
Ich wollte, daß sie flugs verreckte!
So fluchet er. Die Lerche höret ihn

Und läßt den dummen Läst'rer toben;
Sie schwingt sich in des Äthers lichte Flur
Und ruft im Fliehn: Vergib o Vater der Natur!
Hier war es Sünde, dich zu loben.

Pfeffel.

Die äußere Form der Fabel ist in der Regel die erzählende; ja wir besitzen in dem Reinecke Fuchs selbst eine Fabel-Epopöe; aber auch dramatisch behandelt, ist die äsopische Fabel nicht ungedenkbar. Die vorzüglichsten deutschen Fabel-Dichter sind:

Burkard Waldis.
Hagedorn (z. B. Der Fuchs und der Bock. — Der Bauer und die Schlange. — Die Eulen).
Gellert (z. B. Das Füllen. — Die Biene und die Henne. — Die Fliege).
Lichtwehr (z. B. Der Strauß und die Vögel. — Der Hühnerhund. — Der Wandersmann und die Sonnenuhr).
Gleim (z. B. Die Götter und die Bäume. — Der Aal und die Schlange. — Die fromme Nachtigall).
Lessing (z. B. Zeus und das Pferd. — Die blinde Henne. — Der Rangstreit der Thiere).
Willamov (z. B. Der Schwan und die Lerche. — Der Kettenhund und der Pudel. — Der Acker und der Landmann).
Pfeffel (z. B. Das Pferd und der Fuchs. — Der Goldfasan. — Das Grillchen und der Schmetterling.)
u. s. w.

---

## 3. Von der Parabel.

So wie das Gleichniß eine fortgesetzte Vergleichung ist, so könnte man die Parabel ein fortgesetztes Gleichniß nennen. Sie ist nämlich die Darstellung einer erdichteten Handlung, als Sinnbild einer anderen, welcher ein moralischer Satz, als Bestimmungsgrund des Handelns zum Grunde liegt. Aus dieser Erklärung geht schon hervor, daß sie nicht wesentlich, sondern nur darin sich vom Gleichnisse unterscheidet, daß sie immer die Erzählung von etwas Geschehenem ist. Daher gelten die Eigenschaften des Gleich-

nisses auch von der Parabel. Wesentlich ist diese aber von der Fabel, der Allegorie und der Legende geschieden. Die Fabel will durch ihr Ereigniß die moralische Wahrheit begründen, die Parabel hat die Ähnlichkeit ihrer Erdichtung mit Etwas, das gewöhnlich geschieht, zum Hauptaugenmerke. Die Allegorie personificirt Begriffe, die Parabel bleibt in der Regel bei den Gegenständen der Sinnenwelt; die Legende endlich hat, wenigstens angeblich, wahre, die Parabel erdichtete Handlungen zum Gegenstande.

Eine der Parabel eigenthümliche Eigenschaft ist Einfachheit, vermöge welcher sie jeden Schmuck der Rede verschmäht, und das Geschehene im schlichten Gewande erzählt, und gerade durch diese einfache Darstellung uns rühret und erhebt. Muster von trefflichen Parabeln finden wir in der heiligen Schrift, besonders des neuen Testaments. Jene, welche nach der Aussage der Evangelisten aus dem Munde des göttlichen Lehrers flossen, sind unerreichbar, sowohl ihres Inhalts, als ihrer Form wegen. Übrigens wird diese Dichtungsart von europäischen Dichtern wenig, um so mehr aber von orientalischen bearbeitet. Ein Beispiel einer trefflichen Parabel ist

### Das Samenkorn.

Zwei Wanderer gingen durch ein Dorf, und als sie in der Herberge ausruheten, erscholl ein Geschrei, daß Brand sei. Als nun der eine Wanderer aufsprang, zu helfen, sagte der andere: Wie, sollen wir hier verzögern? Sind nicht Hände genug zu helfen, was kümmert uns die Fremde? Aber jener hörete nicht auf solche Rede, sondern lief hinaus, eilig zu dem brennenden Hause. Nun folgte ihm der andere und stellte sich von ferne.

Vor dem Hause aber stand eine Mutter wie erstarrt und rief: Meine Kinder, meine Kinder! Als der Fremdling solches hörte, sprang er in das brennende Haus, zwischen die krachenden Balken, und das Volk rief: Der ist verloren!

Aber siehe, bald trat jener hervor und trug zwei Kinder auf den Armen, und brachte sie der Mutter. Da umarmte sie die Kinder und fiel dem Fremdling zu Füßen. Dieser aber hob sie auf und tröstete sie. Unterdeß stürzte das ganze Gebälk zusammen.

Als nun der Fremdling und sein Begleiter wieder zur Herberge gingen, sagte dieser: Aber, wer hieß dich solch kühnes Wagstück unternehmen?

Jener antwortete: Er, der mich heißet das Samenkorn in die Erde legen, daß es verwese und neue Frucht bringe.

Aber — sagte der Andere — wäre nun das Haus über dir zusammengestürzt? Da antwortete jener lächelnd: So wäre ich das Samenkorn gewesen.

F. A. Krummacher.

## Unter den deutschen Parabel-Dichtern sind zu nennen:

J. G. v. Herder (z. B. Der Weinstock. — Die Schlange. — Drei Freunde. — Der Tag vor dem Tode u. s. w.).

F. A. Krummacher (z. B. Die sieben Kindlein. — Das Bäumchen. — Das Rothkehlchen. — Der Hollunderstab. — Der Edelstein. — Die beiden Eichen. — Die Pfirsiche. — Der Mann auf Karmel. — Tod und Schlaf u. s. w.).

Eine schöne Art der Parabel ist

### die Paramythie.

Sie ist nach den Worten ihres Verpflanzers auf deutschen Boden, eine Dichtung, welche auf den alten Mythos gebaut, demselben einen neuen Sinn unterlegt. Diese Dichtungsart hat alle genannten Eigenschaften mit der Parabel gemein, und unterscheidet sich auch größtentheils nur dem Namen nach von derselben. Bis jetzt steht Herder noch unerreicht da, als Verfasser trefflicher deutscher Paramythien. Beispiele dieser Dichtung sind:

### Flora und die Blumen.

» Kinderchen des holden, süßen Frühlings,
Hört, o hört der Mutter treue Warnung,
Wenn ein lauer Winterwest euch heuchelt,
Trauet nicht dem heuchelnd bösen Mörder.

Wartet, bis der gold'ne Vater rufet,
Bis die treue Mutter euch erscheinet,
Die euch weckt aus euren Winterbetten
Und euch Kleider bringt und schöne Häubchen.«

Also sprach zu ihren Blumenkindern
Flora scheidend, und ging auf zum Himmel.
Alle Blumen sagten ihr Gehorsam
Und Geduld zu, bis sie wiederkäme.

Als sie kam: der gold'ne Vater Frühling
Rief die Kinder aus dem Winterschlafe,
Und die Mutter brachte schöne Kleider,
Lief umher und sucht' und zählet alle.

Ach, da fand sie manche schöne Knospe
Früh hervorgelockt vom bösen Mörder.
Ausgetreten war sie aus der Zelle,
Hatt' hervorgeblickt mit ihren Äuglein;

Und war bald erstarret, von des bösen,
Heuchelnden Verführers Hauch vergiftet:
Denn der Winterwest war Frost geworden,
Und erstarret stand das arme Blümchen.

Traurig rief die Mutter ihrem Zephyr,
Der es brach; und sie begrub es traurig.
Seht! die ungeduldig frühe Blume
Prangt nun nimmer mehr im Lenz der Flora.

Herder.

## Der Nectartropfen.

Als Minerva jenen Liebling,
Den Prometheus, zu begünst'gen,
Eine volle Nectarschale
Von dem Himmel niederbrachte,
Seine Menschen zu beglücken,
Und den Trieb zu holden Künsten
Ihrem Busen einzuflößen;
Eilte sie mit schnellen Füßen,
Daß sie Jupiter nicht sähe;
Und die gold'ne Schale schwankte,
Und es fielen wenig Tropfen
Auf den grünen Boden nieder.
Emsig waren d'rauf die Bienen
Hinterher und saugten fleißig;

Kam der Schmetterling geschäftig
Auch ein Tröpfchen zu erhaschen;
Selbst die ungestalte Spinne
Kroch herbei und sog gewaltig.
Glücklich haben sie gekostet,
Sie und andre zarte Thierchen;
Denn sie theilen mit dem Menschen
Nun das schönste Glück, die Kunst.

Göthe.

J. G. v. Herder: Der sterbende Schwan. — Der Schlaf. — Die Lilie und die Rose. — Aurora. — Nacht und Tag. — Die Rose. — Sonne und Mond. — Sphinx.

Al. Schreiber: Der Rosmarin. — Das frühe Veilchen. — Jupiters Gabe. — Memnons Bildsäule u. s. w.

---

## 4. Von der Legende *).

Legende (das zu Lesende) hieß vormals das Buch, welches alles umfaßte, was das ganze Jahr hindurch dem Volke theils öffentlich vorgelesen, theils demselben zu seiner häuslichen Erbauung in die Hand gegeben wurde. Da der Gegenstand dieser Bücher nebst mehreren Stellen aus der heiligen Schrift vorzugsweise Lebensgeschichten heiliger und frommer Männer, oder einzelne Züge ihres festen Vertrauens auf die göttliche Allmacht enthielt; so kam es, daß man jetzt gewöhnlich unter Legende eine Erzählung versteht, welche durch die Darstellung der Wunderkraft der frommen Andacht zur Nachfolge im Guten reizen soll. Aus dieser Erklärung wird schon ersichtlich, daß der eigentliche Zweck der Legende sei, Andacht und gute Gesinnungen in gläubigen Gemüthern zu erwecken, nicht aber zur Quelle historischer Forschung zu dienen. Daraus beantwortet sich der Vorwurf von selbst, welchen man der Legende gewöhnlich, und manchmal bitter machte, daß sie nämlich oft aller historischen Wahrheit ermangle. Um den angedeuteten Zweck zu erreichen, bedarf es derselben nicht. Auch hat nie die Legende auf strengen Glau-

*) Nach v. Herder's Abhandlung über die Legende.

ben des Erzählten Anspruch gemacht, sondern so wie andere Gattungen, z. B. die Fabel, Parabel, das Mährchen u. s. w. den Samen des Guten auszustreuen gesucht. Dieses läßt sich aus der Veranlassung erweisen, welcher diese Erzählungen zunächst ihren Ursprung verdanken. In den meisten Klöstern bestand nämlich die löbliche Gewohnheit, die jungen Geistlichen im Schreiben der lateinischen Sprache dadurch zu üben, daß man ihnen Begebenheiten aus dem Leben der Heiligen als Stoff zu Ausarbeitungen an die Hand gab, welchen nach Gutdünken auszuschmücken der Fantasie des Schreibenden überlassen war.

Trotz allem dem läßt sich indessen selbst die historische Wahrheit eines großen Theils der Legenden mit siegreichen Gründen vertheidigen, wenn man sich bemühet, das Seltene, Ungewöhnliche von dem eigentlichen Wunder gehörig zu scheiden, und besonders, wenn man die beengte Verstandeskraft derjenigen, welche schrieben, so wie derjenigen, für welche sie schrieben, berücksichtiget; weil ein eng umfangenes Gemüth sich gerne und gewöhnlicher in sinnlichen Bildern ausspricht. Einem Frommen ließen sich z. B. Stimmen vom Himmel hören. Wer hörte diese Stimmen nicht in seinem Herzen, wenn sie gleich das Ohr nicht vernahm, wenn ihr Inhalt nur himmlisch ist. Einem andern sangen unsichtbare Chöre, diesem erschien sein Schutzgeist und sprach mit ihm, warnend, belehrend, tröstend. Jenem Rechtschaffenen glänzte sein Antlitz vor Gericht, im Gebet, gegen Verleumder und Bösewichter, bei einer frohen Wohlthat, bei einer großmüthig stillen Verzeihung, im Tode, nach dem Tode. Wem sind nicht ähnliche Eindrücke aus dem Leben, aus der Erzählung eng umfangener Menschen bekannt? Dem Einsamen z. B. schweben Töne, bleibende Töne im Ohr; sie kommen in Stunden der Niedergeschlagenheit, den Geist erhebend, als Freunde wieder. Siehe da die himmlischen Stimmen und Chöre. — — Endlich in den Schmerzen der Krankheit, der Leiden, der Verfolgung, im Tode, nach dem Tode; hier gönnet der frommen Legende ganz ihren Lauf; hier ist das Herz sich selbst eine reiche Legende. Wenn eine Tochter am

Sterbebette ihrer Mutter das Antlitz siehet, das sie bald nicht mehr sehen wird, und ihre letzten Worte höret; wenn der Blick des Redlichen, des zu Tode Gequälten sich noch ein Mal dankbar froh gen Himmel, segnend froh zu denen wendet, denen er hiernieden nichts als Gutes gethan hat, und wenige Augenblicke nachher von der ernsten Hand des Todes berührt, sein Gesicht die wahre Gestalt seiner Seele im festesten Bilde zeigt: da lasset doch ja dem stillen Gemüth einer traurenden Kindesliebe seine Kraft, die Züge des Sterbenden, des Gestorbenen zu einem Engel zu erhöhen und ihn in solcher Gestalt seinem Innersten einzuprägen. Lasset der Sage ihren Gang, daß ihn Stimmen gerufen, getröstet, bewillkommt haben; daß ein ambrosischer Duft, ein himmlischer Glanz den zum Himmel Eilenden umschwebte. — Hier läßt sich die Fantasie der Empfindung weder etwas vorschreiben, noch ausreden *).

Es liegt also auch der Legende Wahrheit zum Grunde, nur ist sie legendenmäßig eingekleidet und erzählt; aber es gehört ein Ausleger dazu, der auch das Wunderbare zum schlichten Menschensinn herabführe.

Wenn man den schönen Zweck, welchen die Legende hat, nämlich Andacht und gute Gesinnungen zu erwecken, betrachtet, so muß man gestehen, daß oft durch Eine solche Erzählung mehr Warnung, Rath und Trost verbreitet werde, als durch ganze Moralsysteme. Nur muß man sich rücksichtlich ihres Stoffes in das Zeitalter zurück versetzen können, in welchem und für welches sie ursprünglich geschrieben wurden. Dann erst wird die Wirkung, welche ihre stille Einfachheit auf den Lesenden machen soll, recht lebendig. Die allgemeinen Grundsätze von der Erzählung, insbesondere von der poetischen, welche oben ausgesprochen wurden, gelten, gehörig modificirt, auch für die Legende. Die Schreibart erhebt sich wegen der ruhigen Würde des Stoffs höchst selten über die mittlere, und der Ausdruck der ungemäßigten Leidenschaftlichkeit ist aus derselben

*) Herder a. a. O.

gänzlich zu verbannen. Die Züge der Geistesgestalten treten in den dunklen Zeiten der Vorwelt mit so edler Einfalt, mit so reiner Würde und Schönheit auf, daß ihnen eben deßwegen jeder fremde Schmuck entbehrlich ist.

Was die Form und den Vortrag der Legende betrifft, so muß man gestehen, daß die ursprüngliche Darstellung des Mittelalters für unsere Zeiten nicht mehr passe. Aber der poetische Gehalt, welchen die meisten derselben in sich tragen, hat mehrere deutsche Dichter bewogen, sie in eine neuere, unserer Denk- und Bildungsweise mehr entsprechende Form zu kleiden, und so die deutsche Literatur mit manchen Goldkörnern aus den Fundgruben des Mittelalters zu bereichern. Herder war der erste, welcher durch seine treffliche Abhandlung über die Legende und durch seine eigene Mustersammlung den zündenden Funken in die Gemüther deutscher Schriftsteller warf. Nach seinem Beispiele lieferten A. W. Schlegel, Kosegarten, und erst neuerlich Friedrich de la Motte Fouqué und Amalie v. Hellwig, geb. v. Imhof, mehrere zum Theil treffliche Legenden. Was man gewöhnlich scherzhafte Legende nennet, ist eine Erzählung komischen Inhalts, verdient aber nach den voraus geschickten Erklärungen den Namen Legende in keiner Rücksicht.

Beispiele schöner Legenden sind:

## Der himmlische Garten.

Maximina, die an ihres Vaters
Herzen hing — denn nach der Mutter Tode
Hat er sie, sein einzig Kind erzogen
Und der Mutter Bild in ihr geliebet —
Maximina hing auch nach des Vaters
Tod an seinem Herzen, und verlassen,
Wie ein Lamm in öder, wilder Wüste,
Sehnte sie sich oft zu ihm hinüber:
Ach, daß ich ihn Einmal schauen könnte,
Droben dort in seinem Paradiese! —
Und ein süßer Schlaf umfing sie freundlich,

Und sie sah im holden Traumgesichte
Einen Garten voll der schönsten Blumen,
Die auf Erden sie noch nicht gesehen.
Gold'ne Früchte glänzten auf den Bäumen,
Deren Zweige klingend sich bewegten.
Freundlich kam der Vater ihr entgegen,
Nahm sie bei der Hand und zeigt ihr tausend
Schöne Blumen. . .
Laß mich, sprach sie träumend,
Diese schöne Rosenknospe brechen —
Brich sie, wenn du kannst. — Die Knospe wich ihr.
Sieh' o Tochter, eben das war deine
Lebensblum'! Unausgeblühet kannst du,
Darfst du sie nicht brechen. Unter Dornen
Blühet sie, doch voll und schön und einsam.
O, so zeige mir dann, guter Vater,
Dein und meiner Mutter Lebensblume. —
Siehe hier auf Einem Stängel beide,
Eine längst, die andre kaum verblühet.
Wundernd sah sie jetzt die vielen Blumen,
Rosen, Lilien und Hyacinthen,
Knospend, blühend und verwelkend. — Tochter,
Sprach die himmlische Gestalt und wurde
Leuchtender, du siehest hier den weiten
Lebensgarten auserwählter Menschen.
Engel wachen über Bäum' und Früchte;
Deiner Knospe Hüter sind wir beide,
Ich und deine Mutter — Ach wo ist sie? —
Glänzend ging die schönste der Gestalten
Ihr vorüber, und das Kind erwachte.
Paradies und Vater war verschwunden.
Aber immer blieb ihr tief im Herzen
Dieser Traum. Auch sehnlich wünschend, wollte
Sie die Lebensknospe eh' nicht brechen,
Eh' es ihres unsichtbaren Wächters
Linde, leise Vaterhand geböte.

Herder.

J. G. v. Herder: Die Turteltaube. — Der gerettete Jüngling. — Der Tapfere. — Die Pilgerin. — Der Palmbaum. — Die laute Klage. — Die Ameise. — Christenfreude. — Tödten und Lebendig-

machen. — Die Orgel. — Die Geschwister. — Die wieder gefundenen Söhne. — Der Friedensstifter. — Der Schiffbruch.

Th. Kosegarten: Der Brunn des heiligen Gangolf.

Fouqué: Die Martinswand. — St. Georg.

Al. Schreiber: Maria und das Milchmädchen.

---

## 5. Von der Romanze und Ballade.

Die Theorie dieser beiden Dichtungsarten läßt sich am füglichsten in Einem Abschnitte vortragen, zumal da die Meinung nicht ganz ungegründet ist, daß beide Benennungen eine und dieselbe Form der schriftlichen Darstellung bezeichnen. Unbezweifelt ist es, daß sich beide Dichtungsarten wesentlich von einander nicht unterscheiden; die Ballade wird vielmehr am richtigsten als eine besondere Art der Romanze betrachtet. Wir wollen daher auch diese Ansicht zur Grundlage wählen, und zuerst das Nöthigste über die Romanze, dann das Besondere, welches etwa die Ballade auszeichnen dürfte, anführen.

Die Romanze ist die Erzählung einer romantischen Begebenheit in einer romantischen Form und bezeichnet somit schon durch ihren Namen das Gebiet der Poesie, zu welcher dieselbe gehöret. Ihr Vaterland ist größten Theils der Süden. Spanien ist das Land, aus welchem die meisten und trefflichsten Romanzen hervorgegangen sind. Auch manche Gesänge der alten Troubadours in der Provence sind Muster schöner Romanzen und Balladen; in der neueren Zeit trifft man aber auch Vorzügliches in Deutschlands Literatur an.

Der Gegenstand, welchen die Romanze darzustellen hat, soll nach der obigen Erklärung romantisch sein. Da nun die Geschichte des Mittelalters eine reiche Fundgrube des Abenteuerlichen und Mannigfaltigen im schönen Gewande ist, so wird der Stoff aus diesen Zeiten zu solchen Erzählungen wohl am glücklichsten, immer aber wirksamer aus der Geschichte der Vorzeit, als aus jener der Gegenwart oder nächsten Vergangenheit gewählt werden. Auch eine Begebenheit, die sich wirklich zugetragen hat, kann Gegenstand einer Ballade oder Ro-

manze sein. Da aber der Schriftsteller in der Darstellung derselben der eigentlichen Geschichte nie ganz treu bleibt, und besonders wegen der poetischen Einkleidung, wird sie mit vollem Rechte zu den poetischen Erzählungsarten gerechnet.

Die Form der Darstellung in der Romanze soll ebenfalls romantisch sein, d. h. das Ungewöhnliche, Abwechselnde des Stoffs soll in einer anmuthigen, überraschenden, nicht gewöhnlichen Form vorgetragen werden. Die Romanzen wurden ursprünglich alle gesungen, so wie überhaupt ehemals Musik und Dichtkunst immer aufs innigste verschwistert waren. Daher jede Romanze nothwendig in Versen geschrieben sein muß, eine Eigenschaft, welche noch bei keiner der angeführten Dichtungsarten als wesentlich erfordert wurde. Der liebliche Anklang des Reims und seine Wiederkehr ist wohl der romantischen Darstellung förderlich, aber zu derselben keineswegs unumgänglich nothwendig.

Damit nun die genannten Erfordernisse der Romanze eintreffen, muß die Behandlung des Stoffes, dem sie ihr Dasein verdankt, folgende Eigenschaften haben:

a) Leichtigkeit. Man muß bei Lesung der Romanze fühlen, daß dieselbe nicht einem anhaltenden Studium oder angestrengtem Nachdenken, sondern vielmehr einem glücklichen Augenblicke der Begeisterung ihr Dasein verdanke, daß sie ohne besondere Vorbereitung durch einen Anstoß von außen entstanden sei, so wie der Sänger seine schönsten Lieder in den Momenten der Weihe, ohne Vorbereitung zu seiner Harfe singt.

b) Gedrängtheit. Die Romanze umfaßt oft mit wenigen Zeilen einen Zeitraum von mehreren Jahren; sie ist keine getreue Erzählung dessen, was sich zugetragen hat, sondern läßt alles das ganz fallen, was nicht zu ihrem Zwecke gehöret; ja sie berührt selbst das Erzählte mit möglichster Kürze und eilt unaufhaltsam zum Schlusse.

Die Erzählung einer einfachen Begebenheit ist kein zweckmäßiger Stoff zu einer Romanze. Eine mit jeder Lösung sich erneuende Verwickelung, welche dem Dichter Gelegenheit gibt,

die verschiedenen Seiten des menschlichen Herzens zu zeigen, und die innersten verborgensten Gefühle in den Gemüthern der Leser zu erwecken, ist der angemessenste Stoff zu einer solchen Dichtung. Wenn sich dann über alles dieses der stillwaltende Zauber einer schönen, blumenreichen und doch treffenden Sprache ausbreitet, wenn eine solche Darstellung wie mit sanftem Lichte die ungewöhnliche Begebenheit erleuchtet, so sind die Bedingungen der Romanze erfüllt: es ist die Erzählung einer romantischen Begebenheit in einer romantischen Form vorhanden.

Ballade sollte man eigentlich mit den Italienern jene Romanze nennen, die aus mehreren Strophen besteht, und deren Musik so eingerichtet ist, daß man beim Absingen derselben tanzen kann. Allein diese in Italien gewöhnliche Bedeutung ist in Deutschland lange nicht mehr üblich, und von der deutschen Ballade gilt alles, was von der Romanze überhaupt gesagt wurde.

Die Balladen und Romanzen, welche deutsche Schriftsteller, vorzüglich Herder, aus den südlichen Ländern, Italien, Spanien ꝛc. auf deutschen Boden verpflanzten, haben alle Erfordernisse, die bis jetzt aus einander gesetzt wurden. Die aus dem kalten Norden zu uns kamen, haben wohl romantische Stoffe zum Gegenstande, aber es mangelt die Anmuth der südlichen Form.

Unter den deutschen Balladen und Romanzen zeichnen sich vor vielen jene von Bürger, von Göthe, den beiden Stolberg, von Schiller, Schlegel, Tieck, Fouqué und Uhland, als in gewisser Rücksicht treffliche Muster aus. Als Beispiele können folgende dienen:

## Des Sängers Fluch.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr,
Weit glänzt es über die Lande, bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
D'rin sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich,
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der ein' in gold'nen Locken, der and're grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: »Nun sei bereit mein Sohn!
Denk' unsrer tiefsten Lieder, stimm an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut zu rühren des Königs steinern Herz.«

Schon steh'n die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
Der König furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin süß und milde, als blickte Vollmond d'rein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll,
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger, gold'ner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit,
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott,
Die Königin, zerflossen in Wehmuth und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

»Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?«
Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
D'raus statt der gold'nen Lieder, ein Blutstrahl hoch aufspringt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all' der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm.
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

»Weh' euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
Nein! Seufzer nur und Stöhnen, und scheuer Sclavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh' euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

Weh dir verruchter Mörder! du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all' dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhm's,
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!«

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört,
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwund'ner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Heideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand;
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch.

Uhland.

G. A. Bürger: Das Lied vom braven Mann. — Der Raubgraf. — Die Kuh. — Der wilde Jäger.

J. W. v. Göthe: Erlkönig. — König im Thale. — Der Sänger. — Hochzeitlied.

F. v. Schiller: Der Kampf mit dem Drachen. — Die Kraniche des Ibicus. — Der Ring des Polycrates. — Die Bürgschaft. — Der Taucher. — Der Graf von Habsburg.

W. A. Schlegel: Arion.

F. B. de la M. Fouqué: Wolf Schlegel. — Königslohn. — Sängerlohn. — Die Stimme des Grabes. — Das Siegesfest. — Regner Lodbrog.

L. Uhland: Der blinde König. — Der Schenk von Limburg. — Das Schifflein. — Schwäbische Kunde.

H. v. Collin: Kaiser Max auf der Martinswand. — Kaiser Albrechts Hund. — Herzog Leopold vor Solothurn.
C. Weidmann: Der schwarze Mönch.
Th. Körner: Harras der kühne Springer. — Graf Hoyer von Mansfeld.
Car. Pichler: Joh. Huniady Corvin. — Hohenfurth.
Herder's Übertragungen: Aljama. — Der Schiffer. — Die Judentochter. — Das Hagelwetter. — Voluspa. — Die Fürstentafel. — Das Roß aus dem Berge. — Aus dem Cid nach spanischen Romanzen: Nro. 18. 24. 25. 29. 31. 32. 33. 34. 36. 37. 38. 39. 42. 43. 44. 45. 48. 50. 52. 53. 55. 56. 57. 58. 59. 61. 62. 63. 64. 65. 67. 68. 69. 70.

## 6. Von der Idylle *).

Idylle (*Ειδυλλιον*) bedeutet nach dem Wortverstande ein Bildchen, eine kleine Schilderung. Der Begriff der Idylle als epische Dichtungsart wird am richtigsten und umfassendsten festgesetzt, wenn man sagt, sie sei die poetische Darstellung, welche durch Schilderung des menschlichen Glückes in irdischer Beschränkung in uns ein gewisses Gefühl der Lust hervorbringt, und den Wunsch rege macht, eines ähnlichen Glückes theilhaftig zu werden **). So wie das Drama im höheren Sinne und das Heldengedicht, als die beiden größten Dichtungen, den Menschen im steten Kampf mit den entgegen stehenden Widerwärtigkeiten und Hindernissen darstellen: so zeigt uns die Idylle den glücklichen, sorgenfreien Zustand, in so fern der Mensch hiernieden ihn erreichen kann; sie öffnet uns den Schauplatz vollkommener Freude in irdischer Beschränkung. Eine glückliche Schilderung dieser Art gehört zu den nicht leichten Aufgaben für einen Dichter; denn Ringen und Streben läßt sich eher würdig und die gehörige Spannung erregend darstellen, als der immer heitre, blaue Friede: weil jenes mannigfaltig, dieses einfacher

*) Nach Herder und Jean Paul.
**) Jean Paul nennt sie »die epische Darstellung des Vollglücks in der Beschränkung.«

ist, und die immer gleiche Farbe, in welche der Gegenstand der Freude sich kleidet, leicht in eine leere Fläche zusammenrinnet, welche die Aufmerksamkeit des Beschauers nicht festzuhalten vermag. Aber nicht dem Ideale nach, in irdischer Beschränkung muß das Glück als vollkommen geschildert werden; denn jene Darstellung brächte mehr eine Erhebung des Gemüths, als jene behagliche Lust, die in uns bei idyllischen Schilderungen rege wird, hervor. Die irdische Beschränkung kann sich entweder auf die Güter, welche den Personen der Idylle zu Theil geworden, oder auf die Einsichten, welche sie haben, oder auf den Stand, in dem sie leben, oder auf alles dieses zugleich beziehen.

Wenn wir uns die Stunden der Freude, die Augenblicke der vollkommensten menschlichen Lust, welche uns hiernieden zu Theil geworden, zurückrufen, so finden wir sie beinahe alle in den Tagen der Kindheit, wo der Spielplatz dem Knaben, das Blumenbeet dem Mädchen zur reichen unerschöpflichen Freudenwelt aufgeblühet ist. Diese Betrachtung mag die Idyllen-Dichter auf die gutmüthige, nur zu beschränkte Meinung geführet haben, daß die Kinderjahre des Menschengeschlechts die Fülle des irdischen Glückes in sich faßten; und weil Gesetze und Staaten durch die traurige Nothwendigkeit, dem Übel Einhalt zu thun, entstanden sind, so hatten sie in dieser Beziehung nicht so ganz Unrecht, daß sie den Schauplatz ihrer Dichtungen in jene Zeit versetzten, wo ohne menschliche Gesetze Friede herrschte und Freuden blüheten. Da die Menschen die nothwendigsten Beschäftigungen zuerst ergreifen, so kann es wieder nicht schlechterdings gemißbilligt werden, daß die in der Idylle auftretenden Personen nur Hirten, Jäger, Ackersleute u. s. w. waren. Aber darin fehlte man und ging offenbar zu weit, daß man in der Folge nur jenen Schauplatz und jene Personen in die Idylle aufnehmen und jede andere Zeit, jeden anderen Ort, jede andere Beschäftigung als für dieses Gedicht unpassend und fehlerhaft verwerfen wollte; als ob nicht in manchen, wenn auch seltenen Momenten in jedem Stande, an jedem Orte, zu

jeder Zeit, vollkommene Freude in irdischer Beschränkung aufgehen könnte. Allein jene vorgefaßte Meinung ging so weit, daß man der Idylle den höchst beschränkenden Namen Schäfergedicht beilegte, und in Schilderungen der glücklichen Hirtenwelt sich erschöpfte, in dem Wahne, nur diese Welt sei ein passender Stoff zur Idylle. Weil aber das Schäfergedicht nur eine Gattung der Idylle ist, so werden wir, nach vorausgeschickten allgemeinen Grundsätzen, von demselben am Schlusse dieses Abschnittes Einiges erwähnen.

Ein anderer Fehler, in welchen viele Idyllenschreiber, besonders die Franzosen, verfielen, war, daß sie das Menschenglück nicht in irdischer Beschränkung, sondern zur idealen Vollkommenheit erhoben, darstellten, so wie auch die handelnden Personen nicht menschlich, sondern als fehlerfreie Wesen ohne eigenthümlichen Charakter einführten. Dadurch raubten sie der Idylle jene Wahrheit, die ihr besonders eigen sein soll, und welche allein den Wunsch in uns rege machen kann, eines gleichen Glückes theilhaftig zu werden.

Nach diesen Voraussetzungen wird es leicht sein, die wesentlichsten Erfordernisse der Idylle überhaupt zu bestimmen.

1) Da die Idylle das Glück und die Freude schildern soll, so dürfen unheilbringende Leidenschaften und das trübe Gefolge des Erdenlebens keinen Platz in derselben einnehmen; höchstens ist es vergönnt, einige Regenwolken vorbeiziehen zu lassen, hinter welchen der heitere Himmel schon lachend durchbricht. Nie aber darf die Besorgniß, daß das drohende Unglück hereinbrechen werde, vorwalten.
2) Muß das Glück in menschlicher Beschränkung dargestellt werden; wir müssen fühlen, daß hinter den Rosenhecken der Freude die Gränze verborgen sei, welche uns das Fortschreiten zur überirdischen Seligkeit versagt. So wie alles Menschliche beschränkt ist, so ist auch die Freude, welche das Idyll uns schildert, eine menschliche, also eine beschränkte.
3) Die Darstellung des Glücks in der Beschränkung muß poetisch sein. Die höchste Lebhaftigkeit der Schilderung des

Schauplatzes, der Charaktere der handelnden Personen und ihrer Umgebungen vermag allein so täuschend auf das Gemüth zu wirken, daß der Wunsch in uns rege wird, dasselbe Glück genießen zu können. Aber nicht in's Allgemeine darf sich die Schilderung verlieren; sie muß das Bild bestimmt und scharf aussprechen, welches sie bezeichnen will, damit es von andern ähnlichen gehörig unterschieden werden könne. Der höhere Stil wird also in der Idylle Regel sein.

Ein der äußern Form nach der Epopöe (dem Heldengedichte) angehörendes Gedicht wird richtiger zur Idylle gerechnet, wenn die Tendenz des Werkes dahin geht, »Vollglück in der Beschränkung« zu schildern; denn der Gehalt weiset in der Regel der Dichtungsart ihre Stelle unter den übrigen an, und nicht die Form. »Luise,« von Voß, und »Herrmann und Dorothea,« von Göthe, könnte man daher epische Idyllen nennen. Übrigens wird die Idylle gewöhnlich in erzählender Form geschrieben, aber strenge nothwendig ist dieß nicht. Selbst in die Erzählung wird der Dialog häufig eingemischt, und warum sollte es keine dramatische Idylle geben, welche mit Beseitigung der Schilderung des hervorbrechenden Affectes nur ein stilles Glück in irdischer Beschränkung darstellt?

Der Schauplatz, auf welchem die Idylle sich bewegt, so wie die Wahl des Standes der auftretenden Personen ist gänzlich gleichgiltig; »denn die Idylle,« sagt Jean Paul, »ist ein blauer Himmel, und es bauet sich derselbe Himmel über die Felsenspitze und über das Gartenbeet, und über die schwedische Winter-, und über die italienische Sommernacht herüber.« Es ist also nicht wesentlich, daß nur in kleinen Gesellschaften, nicht in Staaten, die Idylle sich bewege; nur so viel muß bemerket werden, daß verwickelte Verhältnisse, eine große Anzahl handelnder Personen nicht füglich zur Darstellung eines vollkommenen Menschenglücks taugen, weil edle Charaktere in solcher Menge, wie hier erfordert wird, leider selten zu finden sind, und das Gemälde überhaupt zu einförmig würde. Die Wahrscheinlichkeit des Ganzen

würde also darunter leiden, und der beabsichtete Zweck dennoch nicht erreicht werden.

Das Schäfergedicht, als besondere Art der Idylle, ist nach Herders Ausspruch die Schilderung der Empfindungen und Leidenschaften der Menschen in kleinen Gesellschaften auf sinnliche, in so weit verschönerte Weise, daß der Leser auf den Augenblick mit ihnen zum Schäfer wird, und es auch werden will; daß also die höchste Täuschung und das höchste Wohlgefallen in dem Gemüthe des Lesers erregt werde. Je näher man bei der Verschönerung der Wirklichkeit derselben getreu bleiben kann, desto gelungener wird das Schäfergedicht sein; je mehr man sich von der Wirklichkeit entfernt, desto mehr wird die Idylle an poetischem Werth verlieren. In den letzten Fehler sind die meisten neueren Verfasser von Schäfergedichten gefallen, und hierin stehen noch immer die alten Idyllendichter als unerreichte Muster da. Übrigens gilt alles, vom Idyll überhaupt Gesagte, auch vom Schäfergedichte. Auch hier wird Bestimmtheit der Charaktere, Mannigfaltigkeit der Schilderungen, ein blumenreicher Stil und Abwesenheit alles dessen erfordert, was ein vollkommenes Menschenglück dauernd zerstören könnte.

Vorzügliche Idyllendichter der Deutschen sind: Kleist, Göthe, Voß; von Schäfergedichten insbesondere: Geßner, Bronner.

Beispiele deutscher Idyllen:

## Aus Herrmann und Dorothea.

### IV. Gesang.

Die Mutter
Ging indessen, den Sohn erst vor dem Hause zu suchen,
Auf der steinernen Bank, wo sein gewöhnlicher Sitz war.
Als sie daselbst ihn nicht fand, so ging sie, im Stalle zu schauen,
Ob er die herrlichen Pferde, die Hengste selber besorgte,
Die er als Fohlen erkauft, und die er niemand vertraute.
Und es sagte der Knecht: Er ist in den Garten gegangen.
Da durchschritt sie behende die langen, doppelten Höfe,
Ließ die Ställe zurück und die wohlgezimmerten Scheunen,

Trat in den Garten, der weit bis an die Mauern des Städtchens
Reichte, schritt ihn hindurch und freute sich jeglichen Wachsthums,
Stellte die Stützen zurecht, auf denen beladen die Äste
Ruhten des Apfelbaums, wie des Birnbaums lastende Zweige,
Nahm gleich einige Raupen vom kräftig strotzenden Kohl weg;
Denn ein geschäftiges Weib thut keine Schritte vergebens.
Also war sie an's Ende des langen Gartens gekommen,
Bis zur Laube, mit Geißblatt bedeckt; nicht fand sie den Sohn da,
Eben so wenig, als sie bis jetzt ihn im Garten erblickte.
Aber nur angelehnt war das Pförtchen, das aus der Laube,
Aus besonderer Gunst durch die Mauer des Städtchens gebrochen
Hatte der Ahnherr einst, der würdige Bürgermeister.
Und so ging sie bequem den trockenen Graben hinüber,
Wo an der Straße sogleich der wohlumzäunete Weinberg
Aufstieg steileren Pfad's, die Fläche zur Sonne gekehret.
Auch den schritt sie hinauf und freute der Fülle der Trauben
Sich im Steigen, die kaum sich unter den Blättern verbargen.
Schattig war und bedeckt der hohe, mittlere Laubgang,
Den man auf Stufen erstieg von unbehauenen Platten.
Und es hingen herein Gutedel und Muskateller,
Röthlich blau darneben von ganz besonderer Größe,
Alle mit Fleiße gepflanzt, der Gäste Nachtisch zu zieren.
Aber den übrigen Berg bedeckten einzelne Stöcke,
Kleinere Trauben tragend, von denen der köstliche Wein kömmt.
Also schritt sie hinauf, sich schon des Herbstes erfreuend,
Und des festlichen Tag's, an dem die Gegend im Jubel
Trauben lieset und tritt und den Most in die Fässer versammelt,
Feuerwerke des Abends von allen Orten und Enden
Leuchten und knallen, und so der Ernten schönste geehrt wird.
Doch unruhiger ging sie, nachdem sie dem Sohne gerufen,
Zwei auch drei Mal, und nur das Echo vielfach zurückkam,
Das von den Thürmen der Stadt, ein sehr geschwätziges, herklang.
Ihn zu suchen, war ihr so fremd; er entfernte sich niemals
Weit, er sagt es ihr denn, um zu verhüten die Sorge
Seiner liebenden Mutter und ihre Furcht vor dem Unfall.
Aber sie hoffte noch stets, ihn doch auf dem Wege zu finden;
Denn die Thüren, die unt're, so wie die ob're, des Weinbergs
Standen gleichfalls offen. Und so nun trat sie in's Feld ein,
Das mit weiter Fläche den Rücken des Hügels bedeckte.
Immer noch wandelte sie auf eigenem Boden, und freute

Sich der eigenen Saat und des herrlich nickenden Kornes,
Das mit goldener Kraft sich im ganzen Felde bewegte.
Zwischen den Äckern schritt sie hindurch, auf dem Raine, den Fußpfad,
Hatte den Birnbaum im Auge, den großen, der auf dem Hügel
Stand, die Gränze der Felder, die ihrem Hause gehörten.
Wer ihn gepflanzt, man konnt' es nicht wissen. Er war in der Gegend
Weit und breit geseh'n und berühmt die Früchte des Baumes.
Unter ihm pflegten die Schnitter des Mahls sich zu freuen am Mittag
Und die Hirten des Vieh's in seinem Schatten zu warten:
Bänke fanden sich da von hohen Steinen und Rasen.
Und sie irrte nicht; dort saß ihr Herrmann und ruhte;
Saß mit dem Arme gestützt, und schien in die Gegend zu schauen
Jenseit nach dem Gebirg, er kehrte der Mutter den Rücken.
Sachte schlich sie heran und rührt' ihm leise die Schulter.
Und er wandte sich schnell; da sah sie ihm Thränen im Auge, u. s. f.

Göthe.

E. Kleist: Irin.

S. Geßner: Myrtil. — Amyntas. — Palemon. — Myrtil und Daphne. — Das Gelübde. — Der Sturm. — Das hölzerne Bein. — Menalcas und Alexis.

Öhlenschläger: Der Hirtenknabe, dramatische Idylle.

Hierher gehört auch, wenigstens der erste Aufzug, von Kinds Nachtlager in Granada.

---

## 7. Von der Novelle.

Die Novelle unterscheidet sich nicht bloß dem Umfange nach von dem Romane, obwohl sie den Zweck, durch Einwirkung auf das Gemüth die moralische Kraft im Menschen zu wecken und zu erhöhen, mit demselben, so wie in gewissem Verstande mit jeder Dichtungsart gemein hat. Sie ist aber jene poetische Erzählung, in welcher das Verhalten der Menschen in einer oder mehreren nicht gewöhnlichen Lagen dargestellet wird; während im Romane die Personen desselben durch alle Verhältnisse durchgeführt werden, welche zur Schilderung des Charakters der Menschheit im Allgemeinen dienen können. So wie also der Roman ein abgeschlossenes Ganzes bildet, so könnte man manche Novelle ein Bruchstück eines unvollendeten Romanes nennen.

Eine einzige nicht gewöhnliche Lage, in welcher eine Person sich befindet, ein charakteristischer Zug kann, gehörig ausgebildet, ein würdiger Gegenstand der Novelle werden. Alles, was von der Erzählung überhaupt und von der poetischen insbesondere gesagt wurde, gilt im vollen Maße von der Novelle, so wie auch die weiter unten anzuführenden Bemerkungen von dem Romane mit den gehörigen Modificationen auch von der Novelle verstanden werden müssen.

Die Erfinder der Novellen in engerer Bedeutung, welche Benennung eine Erzählung scherzhafter Liebesabenteuer bezeichnet, sind die Spanier und Italiener. Wenn die Deutschen auch in dieser besonderen Gattung der Novelle, vielleicht zu ihrem Ruhme, nichts Bedeutendes geleistet haben, so ist die Zahl von Schriftstellern, welche Novellen in dem oben angegebenen weiteren Verstande lieferten, um so größer, wobei freilich nebst vielem Trefflichen noch mehr Schlechtes zu Tage gefördert wurde. Unter den verschiedensten Benennungen kamen die Novellen in das Publikum. Die uneigentlichste dünkt mir jenen geworden zu sein, welche den Titel: Moralische Erzählungen, an der Stirne tragen. Gewöhnlich versteht man darunter Darstellungen solcher Begebenheiten, welche einen Satz der Pflichtenlehre im Bilde anschaulich zeigen, und das noch schlummernde Pflichtgefühl der zarten Jugend wecken, oder das schon erwachte steigern sollen. Allein jede poetische Erzählung, so wie jede Dichtungsart überhaupt, soll durch Schönheit der Form sowohl, als durch Zweckmäßigkeit des Stoffs das sittliche Gefühl in den Menschen anregen und zur klaren Erkenntniß bringen; jene Erzählung, welche dieses sich nicht zu ihrem höchsten Zwecke vorsetzet, ist unmoralisch; ein Drittes gibt es nicht. Daraus erhellet, daß so manche Erzählung, welche sich mit dem Eigenschaftsworte »moralische« schmückt, in der eben aus einander gesetzten Bedeutung einen anderen Namen verdienen könne.

Unter den zahllosen deutschen Schriftstellern, welche sich mit der Herausgabe von Novellen beschäftigten, verdienen folgende erwähnt zu werden: Wieland, Pfeffel, Herder, Gö-

the, Meißner, Schiller, Kotzebue, La Fontaine, Langbein, Kind, Heinrich v. Kleist, Tieck, Fr. Fouqué, Caroline de la Motte Fouqué, Hoffmann, Horn, Caroline Pichler, Glatz, Clauren, Van der Velde, Perin, Öhlenschläger, Steigentesch, Prätzel u. s. w.

Beispiele von Novellen:

## Das gegebene Wort.

Von einem mächtigen Seeräuber war
Heemskerk, ein Prediger, mit vielen andern
Gefangen und von ihm zum Fort geschickt,
Der Insel Übergabe zu bewirken;
Wo nicht und kehrte er nicht wieder, so
Erwarte seine Mitgefang'nen alle
Ein böser Tod.
Heemskerk, ein Regulus,
Ging in das Fort und sprach mit allen Kräften,
Nicht zu ergeben sich; und kehrte dann —
(Da halfen seiner Mutter, seiner Kinder,
Und seines Weibes Thränen nicht;) er kehrte
Zurück in die Gefangenschaft. »Ich muß
Mein Wort erfüllen, sprach er. Niemand soll
Von Heemskerk sagen, daß er, sich zu retten,
Nur Einen Mitgefang'nen aufgeopfert.« —
Er ging; die Flotte kam, und rettet alle.

Herder.

## Das Bettelweib von Locarno.

Am Fuß der Alpen, bei Locarno im oberen Italien, befand sich ein altes, einem Marchese gehöriges Schloß, das man jetzt, wenn man vom St. Gotthard kommt, in Schutt und Trümmern liegen sieht: ein Schloß mit hohen und weitläuftigen Zimmern, in deren einem einst auf Stroh, das man ihr unterschüttete, eine alte, kranke Frau, die sich bettelnd vor der Thür eingefunden hatte, von der Hausfrau aus Mitleiden gebettet worden war. Der Marchese, der bei der Rückkehr von der Jagd zufällig in das Zimmer trat, wo er seine Büchse abzusetzen pflegte, befahl der Frau unwillig, aus dem Winkel, in welchem sie lag, aufzustehen, und sich hinter den Ofen zu verfügen. Die Frau,

da sie sich erhob, glitschte mit der Krücke auf dem glatten Boden aus, und beschädigte sich auf gefährliche Weise das Kreuz; dergestalt, daß sie zwar noch mit unsäglicher Mühe aufstand, und quer, wie es vorgeschrieben war, über das Zimmer ging, hinter dem Ofen aber, unter Stöhnen und Ächzen, niedersank und verschied.

Mehrere Jahre nachher, da der Marchese durch Krieg und Mißwachs in bedenkliche Vermögensumstände gerathen war, fand sich ein Ritter bei ihm ein, der das Schloß, seiner schönen Lage wegen, von ihm kaufen wollte. Der Marchese, dem viel an dem Handel gelegen war, gab seiner Frau auf, den Fremden in dem oben erwähnten, leerstehenden Zimmer, das sehr schön und prächtig eingerichtet war, unterzubringen. Aber wie betreten war das Ehepaar, als der Ritter mitten in der Nacht, verstört und bleich zu ihnen herunter kam, hoch und theuer versichernd, daß es in dem Zimmer spucke, indem etwas, das dem Blicke unsichtbar gewesen, mit einem Geräusch, als ob es auf Stroh gelegen, im Zimmerwinkel aufgestanden, mit vernehmlichen Schritten, langsam und gebrechlich, quer über das Zimmer gegangen, und hinter dem Ofen, unter Stöhnen und Ächzen, niedergesunken sei.

Der Marchese erschrocken, er wußte selbst nicht recht warum, lachte den Ritter mit erkünstelter Heiterkeit aus, und sagte, er wolle sogleich aufstehen, und die Nacht zu seiner Beruhigung mit ihm in dem Zimmer zubringen. Doch der Ritter bat um die Gefälligkeit, ihm zu erlauben, daß er auf einem Lehnstuhl in seinem Schlafzimmer übernachte, und als der Morgen kam, ließ er anspannen, empfahl sich, und reiste ab.

Dieser Vorfall, der außerordentliches Aufsehen machte, schreckte auf eine, dem Marchese höchst unangenehme Weise, mehrere Käufer ab; dergestalt, daß, da sich unter seinem eigenen Hausgesinde, befremdend und unbegreiflich, das Gerücht erhob, daß es in dem Zimmer zur Mitternachtsstunde umgehe, er, um es mit einem entscheidenden Verfahren niederzuschlagen, beschloß, die Sache in der nächsten Nacht selbst zu untersuchen. Demnach ließ er beim Einbruch der Dämmerung sein Bett in dem besagten Zimmer aufschlagen, und erharrte, ohne zu schlafen, die Mitternacht. Aber wie erschüttert war er, als er in der That, mit dem Schlage der Geisterstunde das unbegreifliche Geräusch wahrnahm; es war, als ob ein Mensch sich vom Stroh, das unter ihm knisterte, erhob, quer über das Zimmer ging, und hinter dem Ofen unter Geseufz' und Geröchel niedersank.

Die Marquise am anderen Morgen, da er herunter kam, fragte ihn, wie die Untersuchung abgelaufen; und da er sich mit scheuen und

ungewissen Blicken umsah, und nachdem er die Thür verriegelt, versicherte, daß es mit dem Spuck seine Richtigkeit habe: so erschrak sie, wie sie in ihrem Leben nie gethan, und bat ihn, bevor er die Sache verlauten ließe, sie noch ein Mal in ihrer Gesellschaft einer kaltblütigen Prüfung zu unterwerfen. Sie hörten aber sammt einem treuen Bedienten, den sie mitgenommen hatten, in der That in der nächsten Nacht dasselbe unbegreifliche, gespensterartige Geräusch; und nur der dringende Wunsch, das Schloß, es koste was es wolle, los zu werden, vermogte sie, das Entsetzen, das sie ergriff, in Gegenwart ihres Dieners zu unterdrücken, und dem Vorfall irgend eine gleichgültige und zufällige Ursache, die sich entdecken lassen müsse, unterzuschieben.

Am Abend des dritten Tages, da beide, um der Sache auf den Grund zu kommen, mit Herzklopfen wieder die Treppe zu dem Fremdenzimmer bestiegen, fand sich zufällig der Haushund, den man von der Kette losgelassen hatte, vor der Thür desselben ein; dergestalt, daß beide, ohne sich bestimmt zu erklären, vielleicht in der unwillkürlichen Absicht, außer sich selbst noch etwas Drittes, Lebendiges bei sich zu haben, den Hund mit sich in das Zimmer nahmen. Das Ehepaar, zwei Lichter auf den Tisch, die Marquise unausgezogen, der Marchese Degen und Pistolen, die er aus dem Schrank genommen, neben sich, setzen sich, gegen eilf Uhr, jedes auf sein Bett; und während sie sich mit Gesprächen, so gut sie vermögen, zu unterhalten suchen, legt sich der Hund, Kopf und Beine zusammengekauert, in der Mitte des Zimmers nieder, und schläft ein. Darauf, in dem Augenblick der Mitternacht, läßt sich das entsetzliche Geräusch wieder hören; jemand, den kein Mensch mit Augen sehen kann, hebt sich, auf Krücken, im Zimmerwinkel empor; man hört das Stroh, das unter ihm rauscht; und mit dem ersten Schritt, Tapp! Tapp! erwacht der Hund, hebt sich plötzlich, die Ohren spitzend, vom Boden empor, und knurrend und bellend, g'rad' als ob ein Mensch auf ihn eingeschritten käme, rückwärts gegen den Ofen weicht er aus. Bei diesem Anblick stürzt die Marquise mit sträubenden Haaren aus dem Zimmer; und während der Marquis, der den Degen ergriffen: wer da? ruft, und da ihm niemand antwortet, gleich einem Rasenden nach allen Richtungen die Luft durchhaut, läßt sie anspannen, entschlossen, augenblicklich nach der Stadt abzufahren. Aber, ehe sie noch einige Sachen zusammengepackt und nach Zusammenraffung einiger andern aus dem Thore herausrasselt, sieht sie schon das Schloß ringsum in Flammen aufgehen. Der Marchese, von Entsetzen überreizt, hatte eine Kerze genommen, und dasselbe, überall mit Holz getäfelt, wie es war, an allen vier Ecken, müde seines Lebens,

angesteckt. Vergebens schickte sie Leute hinein, den Unglücklichen zu retten; er war auf die elendiglichste Weise schon umgekommen, und noch jetzt liegen, von den Landleuten zusammengetragen, seine weißen Gebeine in dem Winkel des Zimmers, von welchem er das Bettelweib von Locarno hatte aufstehen heißen.

Heinrich v. Kleist.

Göthe: Die Flucht nach Ägypten.

A. v. Kotzebue: Das Loch im Ärmel. — Die Pomeranzen- und Melonenschalen. — Der alte Überrock und die alte Perrücke.

A. F. Langbein: Der Krämerzwist.

F. Kind: Der Weingarten.

Fr. de la Motte Fouqué: Ehrlich währt am längsten. — Der Köhler Adam Wiederbauer.

E. T. A. Hoffmann: Spielerglück. — Meister Martin der Küfer und seine Gesellen. — Doge und Dogaressa.

J. Perin: Glück im Leiden. — Leiden im Glück.

Van der Velde: Die Flibustier.

A. Öhlenschläger: Die Glücksritter.

---

## 8. Von dem Mährchen.

Wenn wir das Wichtigste, welches das Mährchen charakterisirt, zusammenfassen wollen, so können wir sagen, das Mährchen sei die Erzählung einer Begebenheit, in welcher nebst den Gegenständen und Personen der gewöhnlichen Welt noch Gestalten aus einer höheren, die aber auch einem Geschicke unterworfen ist, wirkend auftreten. Das romantische Ineinandergreifen dieser beiden Welten und die Herbeiführung der Entwicklung des Knotens vermittelst ungewöhnlicher Kräfte, die das Gewirre menschlicher Hindernisse durchreißen, so wie wieder die Lösung eines jene höheren Wesen bindenden Schicksalsschlusses durch menschliche Unschuld, Beharrlichkeit, Tapferkeit u. s. w. machen also den Inhalt des Mährchens aus. In so ferne in dem Heldengedichte das unmittelbare Einschreiten zauberischer Wesen nicht nothwendig erfordert wird, unterscheidet sich das Mährchen von demselben, so wie durch den geringeren Umfang. Der wirksamste Unterschied geht aber aus dem Zwecke hervor, welchen beide Dich-

tungsarten haben. Das Heldengedicht will uns rühren, erheben, begeistern; das Mährchen will zunächst unterhalten, aber nebstbei den Glauben und die Erinnerung an das Einwirken höherer Gewalten in die menschlichen Schicksale, so wie das Vertrauen auf die gewisse moralische Genugthuung beleben und befestigen. Der Kreis, welchen das Heldengedicht fesselt, sind die höher gebildeten Menschen; das Mährchen ist für das Volk, die Menschen überhaupt gedichtet, und entzücket Hohe und Niedere, Gebildete und Ungebildete, Alte und Junge durch die hohe Kraft seines poetischen Gehaltes. Doch läßt sich nicht läugnen, daß aus den Mährchen der größte Theil der Ritterromane, so wie das Heldengedicht überhaupt sich herausgebildet habe.

Der Ursprung des Mährchens geht hinauf bis in die frühesten Zeiten. Menschen, deren Verstand noch nicht ausgebildet war, vermochten die meisten der Erscheinungen, die sie umgaben, nicht anders zu erklären, als daß sie das Einwirken von übermenschlichen Wesen zu Hilfe nahmen, aber auch diese nach Begriffen menschlicher Beschränktheit unter ein höheres Gesetz stellten. Diese Wesen: Feen, Zauberer u. s. w. genannt, theilten sie in zwei Hauptclassen, die der Guten und der Bösen, welche in immerwährendem Kampfe gegen einander auftreten. Beide Classen besitzen Talismane, Zauberstäbe u. s. w., welche Gaben sie manchmal an die Sterblichen vertheilen, und dadurch bald Glück und Zufriedenheit, bald Unheil und Vernichtung stiften. Die einfachen, sinnlichen Menschen bildeten diese Personen, so wie sie dieselben sich dachten: die guten, wie schöne, verklärte Engel; die bösen, als häßliche, widrige Gestalten.

So wie jede Geistesbildung vom Orient ausging, so finden wir auch die ersten Mährchen daselbst, welche noch immer als Muster gelten können. Sie sind so aus der lebendigen Welt, wie ein Traum aus der Fantasie genommen, und halten die glückliche Mitte zwischen Himmel und Erde. Nach Europa kamen sie durch die Araber, welche sich in Spanien niederließen; die Troubadours brachten sie nach Frankreich, und von da kamen sie in den Rittergeschichten auf deutschen Grund, in welchen die Zau-

berer und Unholde in verfallenen Burgen, öden, verlassenen Heiden, bei umgestürzten Götzenaltären u. s. w. hausten.

Das eigentliche Feenmährchen fand erst zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts bei den Italienern Eingang, und verbreitete sich dann nach den übrigen Staaten, somit auch nach Deutschland. Doch muß man gestehen, daß dieser Zweig der schönen Literatur von deutschen Dichtern noch sehr wenig gepflegt wurde. Erst in neuerer Zeit erkannte man, besonders durch Herders belebendes Wort angeregt, ihren inneren Werth, und fing an, sie auf deutschen Boden zu verpflanzen. Den Vorwürfen, die man dieser Dichtungsart, welche die Fantasie so vorzugsweise in Anspruch nimmt, eben aus diesem Grunde macht, wollen wir mit Herders eigenen Worten begegnen: »Die Blume der Arabeske steht da; laß aufsteigen aus ihr schöne Gestalten! Keine Dichtung vermag dem menschlichen Herzen so feine Dinge so fein zu sagen, als das Feenmährchen. In ihm ist die ganze Welt und ihre innere Werkstätte, das Menschenherz, als eine Zauberwelt ganz unser. Nur sei man selbst ein von der Fee begabter Glücklicher, um in dieser Zauberwelt ihre Geschäfte zu verwalten. Nirgend mehr, als in ihr, wird das Gemeine abgeschmackt, häßlich, unerträglich. Die Kaprizen und Launen dieser Welt fordern den feinsten Verstand, die unerwartetste Wendung. — Es liegt allerdings eine reiche Ernte von Weisheit und Lehre in diesen Dichtungen der vorigen Zeit; wir dürfen nur von diesem Reichthum wählen. Das Mährchen ist zwar nur ein Traum der Wahrheit, aber ein zauberischer Traum, aus dem wir ungern erwachen; wir sind durch dasselbe im Reiche der Geister. Und wie in Träumen empfinden wir auch bei den Mährchen unser doppeltes Ich, den träumenden und den Traum anschauenden Geist, den Erzähler und Hörer. Streng beurtheilend horcht dieser, und richtet die erscheinenden Gestalten!«

Was sich außer diesen trefflichen Worten über das Mährchen noch sagen läßt, bezieht sich auf die äußere Form, den durchherrschenden Ton und die Schreibart. Die Form ist außer der erzählenden manchmal auch die dramatische. Doch scheint

dem Ursprunge und dem Zwecke der Mährchen nach die erzählende Form die angemessenste zu sein. Der durchherrschende Ton ist entweder ernst oder komisch, manchmal sogar satyrisch und humoristisch. Doch muß immer die Darstellung dem Inhalte entsprechen, und das Naive mit dem Wunderbaren in einem abenteuerlichen Gewande vor die Sinne bringen.

Die Schreibart darf wegen des Gegenstandes nicht über die mittlere sich erheben.

Wenn das Mährchen mit Verstand, reinem Herzen und poetischem Sinne zu dem Ende gebildet wird, die moralische Vergeltung in einem fantastischen Bilde vorzugsweise zu zeigen, so ist dasselbe als Kindermährchen zur Bildung des sittlichen Gefühles für die empfängliche Jugend besonders wirksam. Eine reine Sammlung von Kindermährchen in richtiger Tendenz für den Geist und das Herz der Kinder, mit allem Reichthume zauberischer Weltscenen, so wie mit der ganzen Unschuld einer Jugendseele begabt, wäre ein Weihnachtgeschenk für die junge Welt künftiger Generationen. In neuester Zeit unternahmen es Fouqué, Hoffmann und Contessa, einige Mährchen für Kinder herauszugeben.

Noch eine Art des Mährchens, welches den Deutschen eigenthümlich, ist das Volksmährchen. Man versteht darunter dasjenige, dessen Stoff aus den Erzählungen des Volkes genommen, und auf eine ästhetische Weise eingekleidet, als poetisches Kunstwerk dargestellt wird. In dieser Art von Mährchen, von welchen das schon Gesagte im vollen Maße gilt, steht Musäus unübertroffen da; doch kann ihm aus der neuesten Zeit Tieck zur Seite gestellt werden. Andere berühmte deutsche Mährchendichter sind: Wieland, Novalis, Fouqué, Öhlenschläger, Ben. Naubert u. s. w.

Beispiele:

## Mährchen.

Es sind wohl zwei tausend Jahre, oder noch länger, da hat in einem dichten Walde ein armer Hirt gelebet, der hatte sich ein breternes

Haus mitten im Walde erbaut; darin wohnte er mit seinem Weibe und sechs Kindern, die waren alle Knaben. An dem Hause war ein Ziehbrunnen und ein Gärtlein, und wann der Vater das Vieh hütete, so gingen die Kinder hinaus und brachten ihm zu Mittag oder zu Abend einen kühlen Trunk aus dem Brunnen, oder ein Gericht aus dem Gärtlein.

Den Jüngsten der Knaben riefen die Ältern nur: Goldener! denn seine Haare waren wie Gold, und obgleich der jüngste, so war er doch der stärkste von allen und der größte.

So oft die Kinder hinausgingen, so ging Goldener mit einem Baumzweige voran, anders wollte Keines gehen, denn Jedes fürchtete sich, zuerst auf ein Abenteuer zu stoßen; ging aber Goldener voran, so folgten sie freudig, eins hinter dem andern, nach durch das dunkelste Dickicht, und wenn auch schon der Mond über dem Gebirge stand. Eines Abends ergetzten sich die Knaben auf dem Rückweg vom Vater mit Spielen im Walde, und hatte sich Goldener vor allen so sehr im Spiele ereifert, daß er so hell aussah, wie das Abendroth. Laßt uns zurückgehen! sprach der Älteste, es scheint dunkel zu werden. Seht da den Mond! sprach der Zweite. Da kam es leicht zwischen den dunklen Tannen hervor, und eine Frauengestalt, wie der Mond, setzte sich auf einen der moosigen Steine, spann mit einer krystallenen Spindel einen lichten Faden in die Nacht hinaus, nickte mit dem Haupte gegen Goldener und sang:

Der weiße Fink, die gold'ne Ros'
Die Königskron' im Meeresschooß.

Sie hätte wohl noch weiter gesungen, da brach ihr der Faden und sie erlosch, wie ein Licht. Nun war es ganz Nacht, die Kinder faßte ein Grausen, sie sprangen mit kläglichem Geschrei, das eine dahin, das andere dorthin, über Felsen und Klüfte, und verlor eines das andere. Wohl viele Tage und Nächte irrte Goldener in dem dicken Walde umher, fand auch weder einen seiner Brüder, noch die Hütte seines Vaters, noch sonst die Spur eines Menschen: denn es war der Wald gar dicht verwachsen, ein Berg über den anderen gestellt und eine Kluft unter die andere. Die Brombeeren, welche überall herumrankten, stillten seinen Hunger, und löschten seinen Durst, sonst wär' er gar jämmerlich gestorben.

Endlich am dritten Tage wurde der Wald hell und immer heller, und da kam er zuletzt hinaus auf eine schöne Wiese. Da war es ihm so leicht um das Herz und er athmete mit vollen Zügen die freie Luft ein. Auf derselben Wiese waren Garne ausgelegt, denn da wohnte ein

Vogelsteller, der fing die Vögel, die aus dem Walde flogen und trug sie in die Stadt zu Kaufe. Solch ein Bursch ist mir gerade von Nöthen, dachte der Vogelsteller, als er Goldener erblickte, der auf der grünen Wiese nah an den Garnen stand und in den weiten, blauen Himmel hinein sah, und sich nicht satt sehen konnte. Der Vogelsteller wollte sich einen Spaß machen, er zog seine Garne, und husch! war Goldener gefangen und lag unter dem Garne gar erstaunt, denn er wußte nicht, wie das geschehen war. So fängt man die Vögel, die aus dem Walde kommen, sprach der Vogelsteller laut lachend; deine rothen Federn sind mir eben recht. Du bist wohl ein verschlagener Fuchs, bleibe bei mir, ich lehre dich auch die Vögel fangen. Goldener war gleich dabei; ihm däuchte unter den Vögeln ein gar lustig Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte seines Vaters wieder zu finden. Laß erproben, was du gelernt hast, sprach der Vogelsteller nach einigen Tagen zu ihm. Goldener zog die Garne und bei dem ersten Zuge fing er einen schneeweißen Finken. Packe dich mit diesem weißen Finken! schrie der Vogelsteller — du hast es mit dem Bösen zu thun! und so stieß er ihn ganz unsanft von der Wiese, indem er den weißen Finken, den ihm Goldener gereicht hatte, unter vielen Verwünschungen mit den Füßen zertrat.

Goldener konnte die Worte des Vogelstellers nicht begreifen; er ging getrost wieder in den Wald zurück, und nahm sich noch ein Mal vor, die Hütte seines Vaters zu suchen. Er lief Tag und Nacht über Felsensteine und alte gefallene Baumstämme, fiel auch gar oft über die schwarzen Wurzeln, die aus dem Boden überall hervorragten. Am dritten Tage aber wurde der Wald heller, und da kam er endlich hinaus und in einen schönen, lichten Garten, der war voll der lieblichsten Blumen, und weil Goldener so was noch nie gesehen, blieb er vor Verwunderung stehen. Der Gärtner im Garten bemerkte ihn nicht so bald, denn Goldener stand unter den Sonnenblumen und seine Haare glänzten im Sonnenschein nicht anders, als so eine Blume. Ha! sprach der Gärtner, solch' einen Burschen hab' ich gerade von Nöthen, und schloß das Thor des Gartens. Goldener ließ es sich gefallen, denn ihm däuchte unter den Blumen ein gar buntes Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte seines Vaters wieder zu finden. Dort in dem Wald, sprach der Gärtner eines Morgens zu Goldener, hole mir einen wilden Rosenstock, damit ich zahme Rosen darauf pflanze. Goldener ging und kam mit einem Stock der schönsten goldfarbenen Rosen zurück, die waren auch nicht anders, als hätte sie der geschickteste Goldschmied für die Tafel eines Königs geschmiedet.

Packe dich mit diesen gold'nen Rosen! schrie der Gärtner, du hast es mit dem Bösen zu thun! und so stieß er ihn gar unsanft aus dem Garten, indem er die goldenen Rosen unter vielen Verwünschungen in die Erde trat.

Goldener konnte die Worte des Gärtners nicht begreifen, er ging getrost wieder in den Wald zurück und nahm sich nochmals vor, die Hütte seines Vaters zu suchen. Er lief Tag und Nacht, von Baum zu Baum, von Fels zu Fels. Am dritten Tag endlich wurde der Wald hell und immer heller, und da kam Goldener hinaus an das blaue Meer, das lag in einer unermeßlichen Weite vor ihm. Die Sonne spiegelte sich eben in der krystallenen Fläche, da war es wie fließendes Gold; d'rauf schwammen schöngeschmückte Schiffe mit langen, fliegenden Wimpeln. Eine zierliche Fischerbarke stand am Ufer, in die trat Goldener und sah mit Erstaunen in die Helle hinaus. Ein solcher Bursch ist uns gerade von Nöthen, sprachen die Fischer, und husch! stießen sie vom Lande. Goldener ließ es sich gefallen, denn ihm däuchte bei den Wellen ein goldenes Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, seines Vaters Hütte wieder zu finden. Die Fischer warfen ihre Netze und fingen nichts. Laß sehen, ob du glücklicher bist! sprach ein Fischer mit silbernen Haaren zu Goldener. Mit ungeschickten Händen senkte Goldener das Netz in die Tiefe, zog und fischte eine Krone von hellem Golde. Triumph! rief der alte Fischer, und fiel Goldener zu Füßen, ich begrüße dich als unsern König! Vor hundert Jahren versenkte der alte König sterbend seine Krone im Meer, und so lange, bis irgend einen Glücklichen das Schicksal bestimmt hätte, die Krone wieder aus der Tiefe zu ziehen, sollte der Thron ohne Nachfolger in Trauer gehüllt bleiben. Heil unserm König! riefen die Fischer und setzten Goldenern die Krone auf. Die Kunde von Goldener und der wieder gefundenen Königskron' erscholl bald von Schiff zu Schiff, und über das Meer weit in das Land hinein. Da war die goldene Fläche bald mit bunten Nachen bedeckt und mit Schiffen, die mit Blumen und Laubwerk geziert waren; diese begrüßten alle mit lautem Jubel das Schiff, auf welchem König Goldener stand. Er stand, die helle Krone auf dem Haupte, am Vordertheile des Schiffs und sah ruhig der Sonne zu, wie sie im Meere erlosch.

Justinus Kerner.

L. Tieck: Die Elfen. — Wundersame Historie der schönen Melusine.

Fr. B. de la Motte Fouqué: Undine.

# 9. Von dem Heldengedichte *).

## (Epopöe.)

### Begriff des Heldengedichtes.

So viel und so Treffendes schon über diese Dichtungsart gesagt wurde, so kann man doch nicht umhin, zu gestehen, daß einen umfassenden Begriff derselben aufzustellen, eben so schwierig als wünschenswerth ist. Der Grund hiervon mag, nebst der großen Ähnlichkeit des Heldengedichtes mit andern verwandten Gattungen des Epos, zum Beispiele, dem Romane, vorzüglich in dem Umstande liegen, daß die Epopöen-Dichter sowohl rücksichtlich des Stoffs als der Behandlung mehr als andere von einander abweichen; daß es daher der Theorie schwer fällt, aus den mannigfachen besonderen Gebilden das Allgemeine, Wesentliche herauszufinden. Am meisten möchte die Erklärung dem Begriffe entsprechen, welche sagt, das Heldengedicht sei die versificirte Darstellung einer Begebenheit, welche durch ihren Umfang sowohl, als durch ihre Wichtigkeit, so wie durch die auftretenden Charaktere das Gefühl des Erhabenen zur lebendigen Anschauung bringt. Die Idee des Unendlichen muß in uns rege werden beim Lesen des Heldengedichtes, der Stoff desselben mag ernst oder komisch, aus dem grauen Alterthume, oder der abenteuerlichen Ritterzeit genommen sein. Dieses, verbunden mit dem Erfordernisse der Versform, sind die wichtigsten Unterscheidungsmerkmale der Epopöe vom Romane, welchen viele als eine besondere Gattung des Heldengedichtes annehmen. Schärfer als der Roman ist das Drama, wiewohl das tragische denselben Zweck hat, von der Epopöe geschieden, welches die Darstellung einer vor uns sich entwickelnden Handlung, also der Gegenwart ist, während die Epopöe wie jede epische Gattung das Geschehene, also die Vergangenheit darstellt. Um aber den Un-

---

*) Nach Jean Paul und Gruber.

terschied des Heldengedichtes von allen übrigen epischen Dichtungsarten gehörig zu begründen, wollen wir die einzelnen Bestandtheile der aufgestellten Erklärung durchgehen, und mit den nöthigen Bemerkungen begleiten.

## Von dem Stoffe des Heldengedichts.

Die Fabel (Sujet) der Epopöe kann entweder rein erdichtet, oder aus der Weltgeschichte entnommen sein. Das Letztere ist gewöhnlicher und besser, weil durch Einführung historischer Personen die Schilderung ihres Grundcharakters überflüssig wird, und überhaupt der Leser bei derlei Schöpfungen in kein ihm gänzlich unbekanntes Gebiet tritt. »Die epische Muse«, sagt Jean Paul, »muß eine breite historische Welt haben, um auf ihr stehend eine dichterische zu bewegen. Auch ist es leichter, gegebene Charaktere und Thatsachen zu mischen, zu ordnen, zuründen, als alles dieses auch zu thun, aber sich beide erst zu geben.« Doch ist zu bemerken, daß der Dichter, so sehr es ihm erlaubt ist, die geschichtliche Begebenheit auszuschmücken und nach seinem Zwecke zu verändern, doch niemals das bekannte Gepräge der historischen Personen in ein anderes umwandeln darf. Bei einem solchen Charakter wird schon voraus gesetzt, daß man ihn kenne, und sein Name erspart eine Reihe von Situationen. Eine Veränderung desselben ist daher so schädlich, als zwecklos; denn unser Ich empört sich gegen Willkür, an einem fremden verübt. Übrigens darf nicht übergangen werden, daß durch Erweiterung und Modificirung der Begebenheit dieselbe trotz der historischen Wahrheit mancher handelnden Charaktere aufhöre, eine wirkliche zu sein, und zu einer erdichteten werde.

Nothwendige Eigenschaften der Begebenheit, welche zum würdigen Stoffe der Epopöe dienen soll, sind:

a) Einheit; doch nur in dem Sinne, daß ein leitender Faden durch das Ganze laufe, an welchen sich die einzelnen Begebenheiten, aus denen das Heldengedicht besteht, anreihen.

b) Vollständigkeit; jene Eigenschaft, vermöge welcher

die Entwickelung so weit geführt wird, daß das Gefühl des Erhabenen im hohen Grade durch selbe erregt werde. Wenn daher die Begebenheit am Schlusse noch einer Fortsetzung fähig, oder der Lebenslauf eines Helden auch nicht bis zu seinem Ende fortgeführt wäre, so kann man deßhalb noch nicht sagen, daß eine solche Fabel des Heldengedichtes der Vollständigkeit ermangle.

c) Wahrheit; jene innere nämlich, welche, wie schon im Eingange von der Erzählung überhaupt gesagt wurde, als bei jeder epischen Gattung erforderlich, die widerspruchslose Begründung der erzählten Thatsachen in sich faßt. Viele Schriftsteller zählen noch die Wunderbarkeit des Stoffs zu den nothwendigen Eigenschaften der Fabel des Heldengedichtes, unter welcher Eigenschaft sie das Einschreiten höherer Gewalten in das Streben der Menschen verstehen. Allein, so förderlich dieses Mittel auch zur Erreichung des beabsichteten Zweckes ist, so kann dasselbe doch nach der oben aufgestellten Erklärung nicht als wesentliches Erforderniß des Stoffes angenommen werden, zumal da obgedachter Zweck auch durch andere Mittel erreicht wird, und das Gewöhnliche nicht immer das Nothwendige ist. Wahrscheinlich ist die Annahme des Wunderbaren als Erforderniß in der Epopöe aus der Betrachtung der Heldengedichte der Alten entstanden; denn in der Iliade, Odyssee und in der Äneide wandeln Götter unter den Menschen; aber diese Götter sind wieder nur höhere Menschen, welche von denselben Leidenschaften bewegt, durch dieselben Wünsche bestimmt werden, und der Held ihrer Gedichte ist selbst ein Halbgott. Das Wunderbare in der Fabel ist daher, so zweckmäßig es auch gewöhnlich angewendet wird, zu einem wahren Heldengedichte nicht nothwendig erforderlich, und das Wesentliche, was man früher unter diesem Ausdruck verstand, wird unter der folgenden Eigenschaft der Wichtigkeit begriffen. In so ferne aber bei großen Begebenheiten der allwaltende Geist,

der Anfang und Ende alles Endlichen zusammenfaßt, vorzüglich erkennbar wird, könnte man jede Fabel des Heldengedichts, wiewohl uneigentlich, wunderbar nennen.

d) Wichtigkeit. Eine Handlung, welche das Gemüth des Menschen in seinen innersten Tiefen ergreifen und das Gefühl des Erhabenen in demselben hervorbringen soll, kann nicht geringfügig sein. Aber selbst jene bedeutenden oder nicht ungewöhnlichen Begebenheiten, welche für einzelne Menschen in gewissen Lagen, oder für ganze Classen derselben wichtig sind, bilden keinen würdigen Stoff der Epopöe: die ganze Menschheit muß an derselben das lebhafteste Interesse finden, wenn das Erforderniß der Wichtigkeit in der Fabel der Epopöe vorhanden sein soll. Der Zwist der Könige und Völker, die Entstehung, das Ende der Welt, die Gründung irgend eines mächtigen Staates, die Erlösung des Menschengeschlechts, sind in diesem Sinne taugliche Stoffe des Heldengedichtes.

## Umfang des Heldengedichtes.

Durch das Erforderniß der Wichtigkeit des Stoffes wird zugleich der größere Umfang des Heldengedichtes als nothwendig bedingt, weil solche Begebenheiten, wie die erwähnten, in kürzere Erzählungen sich nicht fassen lassen, so wie der vorgesetzte Zweck durch selbe nicht erreicht werden würde. Auch möchte in solchem Falle eine Art des Heldengedichtes, das romantische, zu nahe an das Gebiet der Romanze streifen. Überhaupt bedarf es eines größeren Raumes, um Empfindungen zu schildern, als sie z. B. in den handelnden Personen des Drama walten zu lassen. Dann schafft und hebet im Heldengedichte das Wort des Dichters den Helden, so wie im Drama die Rede des Helden seine Gestalt; eine Schlacht, ein Triumphzug, der im Drama kaum berührt wird, ist in der Epopöe der Stoff eines Gesanges; im Drama muß der Held durch sein Handeln glänzen, im Heldengedichte geschieht dieß manchmal durch die Lobsprüche, welche der Dichter Nebenpersonen in den Mund legt.

Indessen muß man nicht übersehen, daß auch hierin zu weit gegangen werden kann, und eine zwecklose Gedehntheit den Leser ermüden würde. Allerdings ist dem Heldengedichte langsame Breite erlaubt. Wie lange zürnt zum Beispiel Achilles; wie lange stirbt Christus! Auch die Menge der auftretenden Personen hält den Gang der Handlung auf, welche aber dadurch, so wie durch die Episode, nicht verlängert, nur vervielfacht wird. Aber wiederholen darf sich die Handlung nie, und jede Erweiterung derselben strebe nach dem letzten Zwecke der Epopöe.

Da von dem Umfange des Heldengedichtes die Rede ist, so werden hier auch einige Worte über die Episoden ihre Stelle finden können. Es ist schon in der allgemeinen Lehre gesagt worden, Episoden seien Begebenheiten, welche zwar zur Hauptbegebenheit nicht nothwendig gehören, aber doch mit ihr in einiger Verbindung stehen. Dieß Letztere wird in dem Heldengedichte nur in so fern gefordert, als es zum äußeren Zusammenhange nothwendig ist; während im Drama die Episode mit der Haupthandlung auch in innerer Verbindung stehen, d. h. durch dieselbe, so wie diese durch die Episode bedingt sein muß. So steht z. B. die Erzählung des Brandes von Troja in Virgil's Äneide, der eilfte Gesang des Messias, die Liebe Scherasmins und Fatmes im Oberon mit dem Ganzen nur in äußerer Verbindung. Doch ist bei Anbringung der Episoden nicht zu übersehen, daß sie wirksamer im Anfange angebracht oder wenigstens schon eingeleitet werden, weil in der Mitte und zumal am Ende das Interesse durch andere Gegenstände nicht gehemmt werden darf. Daß übrigens jede Episode nicht ganz zwecklos eingeschoben werden, sondern auf den allgemeinen Zweck hinarbeiten müsse, bedarf kaum bemerkt zu werden.

## Einheit der Zeit und des Ortes.

Außer der bei der Lehre von der Fabel des Heldengedichtes erwähnten Einheit der Handlung zählt man noch die Einheit der Zeit und des Ortes zu den wesentlichen Merkmalen. Unter Einheit der Zeit versteht man hier jene Ei-

genschaft der Epopöe, vermöge welcher die Handlung in einem angemessenen Zeitraum vor sich geht. Dieser ist weniger beschränkt, als bei der Zeiteinheit im Drama, welche zwar dasselbe bedeutet, wo aber eine solche Handlung als Stoff vorgezogen wird, die in kurzer Zeit vollendet sein kann, weil im entgegen gesetzten Falle die Täuschung bei der wirklichen Darstellung zu arg verletzt würde, was aber bei der Epopöe nicht Statt hat. Die Einheit des Ortes besteht darin, daß die Handlung in der Epopöe an dem Orte vor sich gehe, welcher als der Schauplatz angegeben ist. Dadurch wird nicht gesagt, daß es fehlerhaft sei, im Heldengedichte den Schauplatz zu wechseln, sondern, daß man die Veränderung desselben anzeigen, und die Reise nach dem fremden Lande gehörig ausführen und beschreiben müsse. In dieser Rücksicht ist daher wieder die Epopöe an engere Schranken gebunden, als das Drama, in welchem die Veränderung des Orts nur angezeigt werden darf, ohne den Weg zu bezeichnen.

## Versificirte Darstellung.

Darin kommen alle bisher erschienenen Heldengedichte überein, daß sie sämmtlich in Versen geschrieben sind. Sowohl die Wichtigkeit des Stoffes als der Zweck solcher Dichtungen begründen diese Eigenschaft. Dieselbe schließt aber wieder die Nothwendigkeit des höheren Stiles in sich, welcher in der Epopöe der herrschende sein soll. Auch ist es in mehr als einer Hinsicht rathsam, wenn auch nicht strenge nothwendig, eine und dieselbe Versart durchgängig beizubehalten. In den deutschen Epopöen ist der Hexameter und die Stanze, vorzüglich die achtzeilige, gewöhnlich.

## Von Charakteren überhaupt.

In der Lehre vom Heldengedichte sind die Charaktere der in demselben auftretenden Personen nothwendig zu berücksichtigen. Ehe wir aber davon sprechen, wird es zweckmäßig sein, den Be-

griff von Charakter überhaupt zu entwickeln und Einiges über die Entstehung des poetischen zu sagen.

Charakter im weitesten Sinne ist der Inbegriff jener Merkmale, wodurch ein Gegenstand wesentlich von andern sich unterscheidet. Im engeren Sinne und in Beziehung auf sittliche Wesen ist Charakter die bei jeder Person verschiedene Äußerung der Willenskraft in Bezug auf sittliche Handlungen. Nicht einzelne Handlungen, die eigenthümliche Handlungsweise, die aus dem Begehrungsvermögen hervorgeht, macht den Charakter eines Menschen aus, und in der angeführten Bedeutung hat und muß jeder Mensch einen Charakter haben, auch der so genannte Charakterlose, dessen Wollen sich nach jedem vorübergehenden Eindrucke der Gegenwart ändert. In der menschlichen Willenskraft liegt die Fähigkeit zu allen Charakteren der Menschheit, aber nur Einer tritt vom Geiste gewählet in's Leben und dieser Eine ist der Übergang der unendlichen Freiheit in die endliche Erscheinung. Daher kommt es, daß wir unwillkürlich von der Wahrheit gewisser geschilderter Charaktere ergriffen werden, und sie für getroffen erklären, wenn wir auch auf sie im Leben niemals gestoßen sind.

## Von poetischen Charakteren.

Nicht jeder Charakter ist zugleich poetisch. Um dieß werden zu können, müssen gewisse Erfordernisse beobachtet werden, welche man unter vier Gesichtspuncte bringen kann, nämlich bei Betrachtung a) der Entstehung, b) der Materie, c) der Form, d) der technischen Darstellung der poetischen Charaktere.

a) Die Entstehung des poetischen Charakters muß schnell sein. Vollendet muß er aus dem Gemüthe des Dichters schon hervorgehen, und die Erfahrung und sogenannte Menschenkenntniß dienen nur zur Ausschmückung, zur Farbengebung des schon geschaffenen Charakters, während ohne jene Eingabe des Geistes die reichste Welt- und Menschenkenntniß einen poetischen Charakter hervorzubringen nicht vermag.

b) Der Gegenstand (die Materie) eines poetischen Charakters sind nur solche Gemüther, welche die ein Mal genommene Richtung beharrlich verfolgen können, und auch bei der größten Verworfenheit eine Art von edler Würde beibehalten. Schwächlinge und gänzlich niedrige, so wie im Gegentheile ganz fehlerfreie Menschen sind keine wahren poetischen Charaktere.

c) Die Form des poetischen Charakters ist die Allgemeinheit in einem besonderen Bilde. Es soll nämlich jede, eine bestimmte Person bezeichnende, Individualität vermieden, und das Individuum des Charakters zu einer Gattung erhoben werden, in welcher sich die ganze Menschheit wiederspiegelt, was zu bewirken, allerdings nicht leicht ist.

d) Die technische Darstellung des poetischen Charakters beruht auf seiner Zusammensetzung, indem durch die verschiedenen Bestandtheile desselben eine Grundfarbe als die herrschende stets durchgeführt werden muß, da sonst der Charakter aufhörte, ein poetischer zu sein. Ist einmal der poetische Charakter lebendig gebildet, dann wird sich in den ungleichartigsten Handlungen seine Eigenthümlichkeit am kräftigsten offenbaren.

Aus diesen allgemeinen Bemerkungen lassen sich folgende Regeln für die Zeichnung poetischer Charaktere ableiten:

a) Die Charakterzeichnung sei wahr und der Natur getreu; sie habe jene oft erwähnte, innere Wahrheit, wenn sie die poetische Wirkung hervorbringen soll.

b) Die Charakterzeichnung muß dem poetischen Charakter die gehörige würdevolle Haltung geben, ohne welche derselbe nicht gebildet werden kann.

c) Die Charakterzeichnung muß leicht überschaulich sein, d. h. das beabsichtete Bild muß dem Gemüthe des Lesers entgegenkommen, nicht erst gesucht werden. Dieses wird oft durch Entwicklung eines einzigen Zuges leichter bewirkt, als durch lange Beschreibungen.

Die Charaktere sind vorzugsweise in der Epopöe und in dem Drama nothwendig; daher unterscheidet man epische und dramatische Charaktere.

## Von Charakteren im Heldengedichte.

Gewöhnlich fordert man in der Epopöe, nebst der Einheit der Handlung auch, daß nur Ein vorzüglicher Charakter durch dieselbe schreite. Allein die Größe des Zwecks im Heldengedichte bedarf mehrere Helden, welche in die Handlung verflochten sind, und sie zugleich fortbewegen. Man kann daher nur sagen, daß einer der Hauptcharaktere es sein soll, welcher so innig in die Handlung verwickelt ist, daß diese ohne ihn wenigstens nicht auf die erzählte Weise erfolgt wäre, so wie die Handlung wieder dem Helden höheren Ruhm verleiht. So nothwendig die Fabel dem Heldengedichte, eben so wesentlich ist demselben das Dasein poetischer Charaktere. »Nur durch den Charakter eines freien Wesens erhält eine Begebenheit Gehalt: auf einer ausgestorbenen Welt ohne Geister gibt's kein Schicksal und keine Geschichte. Nur am Menschen entfaltet sich Freiheit und Welt mit ihrem Doppelreiz *).« Aber so nothwendig die Charaktere in dem Heldengedichte und im Drama sind, so sind doch die dramatischen Charaktere von den epischen wesentlich verschieden. Im Drama trägt ein Charakter das auf ihn sich stürzende Schicksal, in der Epopöe wird er von demselben auf den Wogen der Zeit fortgetragen. Das Drama ist, wie schon erwähnt wurde, an der Entfaltung eines hervorragenden Charakters gebunden, nicht so das Epos; der dramatische Charakter soll immer waltend vortreten, und den Gang der Handlung bestimmen, der epische verbirgt sich hinter die Begebenheit, und erscheint manchmal als gänzlich theilnamlos. Im Drama herrsche die Freiheit der handelnden Person, im Heldengedichte noch über der Freiheit das waltende Verhängniß. So ließen sich die Unterschiede der epischen und dramatischen Charaktere noch weiter fortführen, was vielleicht die hier obwaltende Verschiedenheit deutlicher macht, als es eine streng wissen-

*) Jean Paul.

schaftliche Erklärung vermöchte. Auch bestätigen Beispiele aus epischen Meisterwerken hinlänglich die durch diesen Unterschied nothwendig gewordenen Eigenschaften der epischen Charaktere. Achilles bleibt in der ersten Hälfte der Iliade theilnahmlos; Odysseus duldet nur und fängt erst beim Beginn der Entwickelung zu handeln an. Die Erlösung des Menschengeschlechtes geschieht durch Leiden. Statt Huon handelt der Elfenkönig Oberon, wenigstens in der ersten Hälfte des Gedichtes, u. s. w.

---

Noch ist zu bemerken, daß jene Erfordernisse, welche in der Einleitung an jede Erzählung, und besonders an die poetische gemacht wurden, auch hierher gehören, und daß überhaupt alles, was dort gesagt worden, auf die Epopöe bezogen werden müsse. Aus den aufgestellten Erfordernissen der Epopöe geht die Schwierigkeit der Vollendung eines solchen Dichterwerkes hervor; daher erscheinen solche selten, so wie die begabten Geister, welche sie erschaffen. Deßhalb haben die meisten Nationen, welche eine Literatur besitzen, nur Ein Heldengedicht, aber dieses ist ein classisches.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über das Heldengedicht können jetzt die besonderen Arten desselben angeführt und erkläret werden. So wie man die Poesie überhaupt in die antike und in die romantische eintheilt, so läßt sich auch das antike und das romantische Heldengedicht unterscheiden. Man hat zwar die sogenannte scherzhafte Epopöe als eine eigene Gattung aufgestellt; es ist aber eine zufällige Nebenart, eine bloße Parodie des Epos, welche darin besteht, daß man die in jenen herrschende, feierlich abgemessene Entfaltung, die nur großen Gegenständen zu geziemen scheint, auf das Kleine und Unbedeutende anwendet *).

## Vom antiken Heldengedichte.

Das antike (ernste) Heldengedicht ist dasjenige, welches eine große Weltbegebenheit mit einfacher, angemessener Würde darstellt, und den Einfluß höherer Gewalten auf die Schicksale der Menschen zeiget. So wie man im Drama durch

---

*) W. A. Schlegel.

die moralische Kraft im Menschen erhoben wird, so wird in dem Heldengedichte die Ohnmacht desselben gegen das waltende Verhängniß gezeigt, und dadurch der Gedanke an das Unendliche erregt. Alles, was bisher von der Epopöe angeführt wurde, gehört dieser Gattung vorzugsweise an. Die Darstellung muß durchaus dem hohen Inhalte entsprechen, und der Hexameter ist die wirksamste Versart für das antike Heldengedicht.

Einige nehmen noch eine besondere Art der Epopöe, die religiöse oder christliche an; allein diese Eintheilung ist nicht gehörig begründet, da jedes wahre Gedicht, also auch die Epopöe, religiös im weiteren Sinne — in beständiger Beziehung auf das Übersinnliche — sein muß, und die Iliade und Äneide in diesem Verstande eben so gut religiös genannt werden könnten, als der Messias und das Weltende; christlich hingegen soll jede wahre Epopöe eines Christen sein, da das einzig Wahre im Leben wie in der Poesie nur auf eine und dieselbe Weise erkannt werden kann. Auch der Ausdruck: höheres Heldengedicht, ist nicht passend, weil jede Gattung der Epopöe nach demselben hohen Zwecke, wenn auch auf verschiedenem Wege und in verschiedenen Räumen, strebet. — Im antiken Heldengedichte stehen die alten Griechen mit Homer's Iliade und Odyssee, und die Römer mit Virgil's Äneide noch immer als unerreichte Muster da. Von allen drei Gedichten besitzen wir treffliche deutsche Übersetzungen von Voß; einige Gesänge aus der Äneide hat auch Schiller mit kunstgeübter Hand übertragen. Die Italiener haben an Dante, die Deutschen an Klopstock und Sonnenberg große Dichter des ernsten Heldengedichtes. Zu erwähnen sind noch: Bodmer (die Noachide), Baggesen (Parthenais, oder die Alpenreise), Ladislaus Pyrker (Tunisias), Georg v. Gaal (die nordischen Gäste).

## Bruchstück aus der Messiade.

Ges. XIV. v. 258 — 365.

Kephas, dem Zweifel sein Herz zerrissen, und dem es noch immer
Scholl und zu Thränen ihn zwang: »Den Jüngern sagt es, und sagt es

Petrus!« ihm wurde Salem zu eng, er ließ die Versammlung,
Eilet hinaus. Bald wählt er, um sich in trauriges Grübeln
Ganz zu vertiefen, die fernste der Wüsten, dann Galiläa,
Dann das Grab. Er hatte den Weg zu der Wüste genommen,
Aber er kam auf den Weg zurück, so zum Grab ihn führte,
Und er stand, von der Stille der sanft erwachenden Erde
Und der frühen Erfrischung des werdenden Schimmers umgeben,
An dem Hange des Todtenhügels. Er blickt in das offne
Leere Grab hinunter; und diese Kummer empörten
Seine Seele: Zu schreckliche That! Sie hätten ihn also
Weggenommen, damit sie ihn hier bei den Schädeln begrüben?
Bei der Verfluchten Gebein? Du schwarze Rache der tiefsten,
Untersten Hölle! Rache, dir wär's gelungen? und Joseph
Hätte vergebens den Heiden erfleht? Wir hätten vergebens
Unter die Thränen unseres Jammers einige Zähren
Trüber Freude gemischt? Denn ach, wie kann ich es glauben:
Auferstanden sei er! erschienen sogar! das glauben?
Bängster unter den Schmerzen, du hast die blutenden Seelen
Überströmt, sie dahin in deinen Fluthen gerissen,
Und sie haben getäuscht von der Angst ihn erstanden gesehen!
Auferstanden! erschienen! und ich wär' dieser Wonne
Nicht erlegen? noch nicht, ach unter dieser Entzückung
Diesem Gefühl des ewigen Lebens, noch nicht versunken?
Kreuz des Todten (er hob sein trübes Auge zum Kreuz auf),
Kreuz des Todten! du zeugest zu laut und Himmel und Erde
Haben dein furchtbares Zeugniß gehört! Gestorben, gestorben,
Ja gestorben ist er! Da ging ein Schwert durch die Seele
Seiner Mutter! ein tödtendes Schwert durch seine Seele.
Wiedersehn? ach das werd' ich einst, wahrhaftig, ich werd' ihn
Wiedersehn; allein an dem Throne des Ewigen, hier nicht.
Warum zitterte st du, geängstigte Seele, vor dieser
Deiner einzigen Ruhe zurück? Ja zittre vor ihr nur
Meine Seele zurück! Zwar bist du erhört und der Richter
Hat die Reue, mit der du büßtest, erbarmend gesehen;
Aber du darfst dich nicht freu'n! Noch stehet der furchtbare Zeuge
Seines Todes, das Kreuz! Noch liegen die Berg' und die Felsen,
Noch die Gräber, wie sie der Allmacht Rechte zermalmte!
Nein, du darfst dich nicht freu'n! So dacht' und stammelt' und rief er,
Starrete wieder in's offene Grab. Nicht fern von dem Grabe
Sah er Magdale, die auf den Knien lag, weinend gen Himmel

Und mit der Rechte sich stützt' in den Staub. Maria, Maria,
Magdale! rief der erschütterte Jünger. Endlich erkennt sie
Seine Stimm' und kommt. P. Glückselige! glaubst du noch immer,
Daß du ihn erstanden gesehn? M. Mit der Linken, o Simon,
Hielt ich, du sahst es, ein sprossendes Reis, bei welchem sein Fuß stand!
Meine Rechte ruht in dem Staube, worin sein Fuß stand.
P. Heb' o Maria, dein Aug' auf, schau zu dem Kreuze, da starb er!
M. Und erstanden ist er, erstanden, Simon, vom Tode!
Beim lebendigen Gott beschwör ich dich! P. Hat ihn dein Auge,
Dieß dein Auge, Maria, gesehn, das vor dir mich stehn sieht?
M. Ob ihn mein Auge sah? O bei deß' Wahrhaftigkeit, Kephas,
Welcher ewig ist, hat die Herrlichkeit des Versöhners
Dieß mein Auge gesehn! Die Stimme des Sohnes Gottes
Hat vernommen mein Ohr! und die Wonne der Himmel empfand ich!
Sprachlos blieb sie stehn, auch Petrus. Er redete wieder:
Wende dich weg, o zu Glückselige! Laß mich im Stillen
Meine Traurigkeit weinen. O hätt' ein freudig Gesicht mich,
Wie es dich täuschte, getäuscht, und meine Seele besänftigt!
Ach, ich glaube dir nicht! M. So glaube denn auch nicht, du habest
Ihn auf dem Meere wandeln gesehn! auf des Tabors Gebirge
Von des Vaters Herrlichkeit ihn umleuchtet gesehen! —
Sie verließen einander. Ach, könnt' ich ihr glauben! so dacht er
Bei sich selber, indem sie von ihm zu dem Grabe zurückging,
Zu Glückselige! Ja sie glaubt es aus ganzer Seele.
Wie voll Zuversicht ist sie und Wonne! wie breitet
Ruh' und Hoheit über sie aus die feste Gewißheit!
Grab und Verwesung erschüttern sie nicht! Sie lächelt dem Sturme,
Der in der nächtlichen Tiefe der Todesthale daherrauscht!
Aber warum glaub' ich ihr nicht? Kann der nicht erwachen,
Der auf dem Meere ging und mich hielt auf der wüthenden Woge?
Ja, du Todter Gottes, vergib, vergib es dem Trauren
Meiner Seele Jammer, wofern du lebst! Ach, du hieltst mich,
Als ich vor der kommenden Woge zweifelnd dahinsank;
Rett' auch jetzt mich! Ich bin, das weißt du, bänger als damals,
Und du hilfst mir nicht, Herr, und reichest mir nicht, der noch mehr sinkt,
Deine göttliche Rechte! bei deiner erbarmenden Liebe,
Bei dem Blick voll Gnade, voll Gnade, womit du mich ansahst,
Als nun meiner Verläugnung zu schwere Last auf mich stürzte!
Ach bei der Barmherzigkeit fleh' ich dich an: O erbarm' dich
Meiner Angst! und erschein' auch mir, wofern du erscheinest.

Nein, ich bitte zu viel. Geht, sagt's den Jüngern und Petrus!
Sprach der Engel. War dieses nicht schon unaussprechliche Gnade?
Herr, ach solltest du mir, der dich verläugnet, erscheinen?
Mir? und bist nicht Lebbäus und nicht Jacobus erschienen,
Nicht Johannes, nicht ihr, der liebendsten unter den Müttern!
Aber auch Magdale hat gesündigt! Wenn hat sie gesündigt?
Eh sie ihn kannte! und hab' ich geliebt, wie Magdale liebte?
Also dacht' er und stieg mit schwerem Schritte den Hügel
Langsam hinauf, und sank auf seine Knie, zu beten,
Schauete nieder und flehte zu Gott. Da er aufsah, erblickt er
Christus unter dem Kreuz! Wer faßt das Erstaunen, die Wonne
Seiner Seele, da er vor sich den Lebenden steh'n sah!
Und ihm reichte mit göttlicher Huld der Sündeversöhner
Seine Rechte, doch Petrus vermag nicht aufzustehen,
Strebt, und sucht mit der andern Hand den Arm des Erstand'nen,
Fest sich d'ran zu halten; allein sie sank in den Staub ihm.
Nun erhob er sich wieder, umschlang mit beiden Armen
Jesus Rechte, bebte daran und drückte sie innig
An sein Herz und senkte die Stirn auf den Arm des Erstand'nen.
Erde, so däucht es ihm, wollten um ihn und Himmel vergehen!
Endlich schaut er hinauf in des Göttlichen Antlitz, begann nun
Mit der stammelnden Stimme der ersten Freude zu rufen:
Herr, Herr, Gott! barmherzig und gnädig! und blickt und schaute
Auf den Lebenden. Herr, Herr, Gott! barmherzig und gnädig!
Ruft er noch ein Mal und bebte nicht mehr und empfand des Versöhners
Überschwenglich, tröstenden, unaussprechlichen Anblick.

Klopstock.

Das komische Heldengedicht ist die Darstellung einer geringfügigen Handlung in ernstem, wichtigem Tone. So geringfügig aber die Begebenheit sei, welche den Stoff desselben ausmacht, so darf sie doch nie zur Gemeinheit oder Ekelhaftigkeit herabsinken, weil solche nie Gegenstand eines poetischen Werkes sein kann. Die Form ist ganz dieselbe, wie bei der ernsten Epopöe, aber der Stoff ist dem in dieser gerade entgegengesetzt. Diese Gattung wirket also durch den Contrast des Stoffes mit der Behandlung, und hat eigentlich die Erregung des Humors oder des umgekehrt Erhabenen, eines behaglichen Gefühls, zum Zwecke. Aber so wie die Thränen und das Lachen, der Schmerz

und die Freude nahe stehen, so wie überhaupt die Endpuncte einer Kette von Empfindungen sich näher berühren als die dazwischen liegenden Glieder, so kann auch durch die Betrachtung des Lächerlichen der menschlichen Beschränktheit das Unendliche zur lebendigen Anschauung kommen, wie durch die Darstellung des Ernsten, Furchtbaren, der unwiderstehlichen Schicksalsgewalt; und dieß ist die in gewisser Hinsicht allerdings nicht ganz leichte Aufgabe, welche durch das komische Heldengedicht gelöset werden soll. Wir besitzen noch eine komische Epopöe aus der alten Griechenzeit: der Froschmäusekrieg (Batrachomyomachia). Ein Meisterwerk in englischer Sprache ist der Hudibras von Buttler, in's Deutsche übersetzt von Soltau; und Pope's Lockenraub, zu verschiedenen Malen in unsere Muttersprache übertragen. Unter den deutschen Dichtern komischer Epopöen sind zu bemerken: Zachariä, Thümmel, Prätzel.

## Bruchstück aus Reineke Fuchs.

### II. Gesang.

Also wandelte Braun auf seinem Weg zum Gebirge,
Stolzen Muthes dahin, durch eine Wüste, die groß war,
Lang und sandig und breit; und als er sie endlich durchzogen,
Kam er gegen die Berge, wo Reineke pflegte zu jagen,
Selbst noch Tages zuvor hat er sich dorten erlustigt;
Aber der Bär ging weiter nach Malepartus; da hatte
Reineke schöne Gebäude. Von allen Schlössern und Burgen,
Deren ihm viele gehörten, war Malepartus die beste.
Reineke wohnte daselbst, sobald er Übels besorgte.
Braun erreichte das Schloß und fand die gewöhnliche Pforte
Fest verschlossen. Da trat er davor und besann sich ein wenig;
Endlich rief er und sprach: Herr Oheim, seid ihr zu Hause?
Braun, der Bär, ist gekommen, des Königs gerichtlicher Bote.
Denn es hat der König geschworen, ihr sollet bei Hofe
Vor Gericht euch stellen, ich soll euch holen, damit ihr
Recht zu nehmen und Recht zu geben keinem verweigert,
Oder es soll euch das Leben kosten; denn bleibt ihr dahinten,
Ist mit Galgen und Rad euch gedroht. D'rum wählet das Beste,
Kommt und folget mir nach, sonst möcht' es euch übel bekommen.

Reineke hörte genau vom Anfang zum Ende die Rede,
Lag und lauerte still und dachte: Wenn es gelänge,
Daß ich dem plumpen Compan die stolzen Worte bezahlte?
Laßt uns die Sache bedenken. Er ging in die Tiefe der Wohnung,
In die Winkel des Schlosses, denn künstlich war es gebauet.
Löcher fanden sich hier und Höhlen mit vielerlei Gängen,
Eng und lang, und mancherlei Thüren zum Öffnen und Schließen,
Wie es Zeit war und Noth. Erfuhr er, daß man ihn suchte
Wegen schelmischer That, da fand er die beste Beschirmung.
Auch aus Einfalt hatten sich oft in diesen Mäandern
Arme Thiere gefangen, willkommene Beute dem Räuber.
Reineke hatte die Worte gehört, doch fürchtet er klüglich,
And're möchten noch neben dem Boten im Hinterhalt liegen.
Als er sich aber versichert, der Bär sei einzeln gekommen,
Ging er listig hinaus und sagte: Werthester Oheim,
Seid willkommen! verzeiht mir! ich habe Vesper gelesen,
Darum ließ ich euch warten. Ich dank' euch, daß ihr gekommen,
Denn es nutzt mir gewiß bei Hofe, so darf ich es hoffen.
Seid zu jeglicher Stunde, mein Oheim, willkommen! Indessen
Bleibt der Tadel für den, der euch die Reise befohlen,
Denn sie ist weit und beschwerlich. O Himmel! wie ihr erhitzt seid!
Eure Haare sind naß und euer Odem beklommen.
Hatte der mächtige König sonst keinen Boten zu senden,
Als den edelsten Mann, den er am meisten erhöhet?
Aber so sollt' es wohl sein zu meinem Vortheil; ich bitte,
Helft mir am Hofe des Königs, wo man mich übel verläumdet.
Morgen setzt' ich mir vor, trotz meiner mißlichen Lage,
Frei nach Hofe zu gehen, und so gedenk' ich noch immer;
Nur für heute bin ich zu schwer, die Reise zu machen.
Leider hab ich zu viel von einer Speise gegessen,
Die mir übel bekommt; sie schmerzt mich gewaltig im Leibe.
Braun versetzte darauf: Was war es Oheim? — Der andre
Sagte dagegen: Was könnt' es euch helfen und wenn ich's erzählte.
Kümmerlich frist' ich mein Leben; ich leid' es aber geduldig,
Ist ein armer Mann doch kein Graf! und findet zuweilen
Sich für uns und die unsern nichts Besseres; müssen wir freilich
Honigscheiben verzehren, die sind wohl immer zu haben.
Doch ich esse sie nur aus Noth; nun bin ich geschwollen,
Wider Willen schluckt' ich das Zeug, wie sollt es gedeihen?
Kann ich es immer vermeiden, so bleibt mir's ferne vom Gaumen.

Ei! was hab' ich gehört! versetzte der Braune, Herr Oheim!
Ei! verschmähet ihr so den Honig, den mancher begehret?
Honig, muß ich euch sagen, geht über alle Gerichte,
Wenigstens mir; o schafft mir davon, es soll euch nicht reuen!
Dienen werd' ich euch wieder. — Ihr spottet, sagte der Andre.
Nein wahrhaftig! verschwur sich der Bär, es ist ernstlich gesprochen.
Ist dem also, versetzte der Rothe, da kann ich euch dienen,
Denn der Bauer Rüsteviel wohnt am Fuße des Berges.
Honig hat er! Gewiß mit allem euren Geschlechte
Saht ihr niemal so viel beisammen. Da lüstet es Braunen
Übermäßig nach dieser geliebten Speise; O, führt mich,
Rief er, eilig dahin! Herr Oheim, ich will es gedenken.
Schafft mir Honig, und wenn ich auch nicht gesättiget werde.
Gehen wir, sagte der Fuchs, es soll an Honig nicht fehlen.
Heute bin ich zwar schlecht zu Fuße, doch soll mir die Liebe,
Die ich euch lange gewidmet, die sauren Tritte versüßen.
Denn ich kenne Niemand von allen meinen Verwandten,
Den ich verehrte wie euch! Doch kommt! Ihr werdet dagegen
An des Königes Hof am Herren-Tage mir dienen,
Daß ich der Feinde Gewalt und ihre Klagen beschäme.
Honigsatt mach' ich euch heute, so viel ihr immer nur tragen
Möget. — Es meinte der Schalk die Schläge der zornigen Bauern.
Reineke lief ihm zuvor und blindlings folgte der Braune.
Will mir's gelingen, so dachte der Fuchs: ich bringe dich heute
Noch zu Markte, wo dir ein bitt'rer Honig zu Theil wird.
Und sie kamen zu Rüsteviels Hofe; das freute den Bären,
Aber vergebens, wie Thoren sich oft mit Hoffnung betrügen.
Abend war es geworden und Reineke wußte: gewöhnlich
Liege Rüsteviel nun in seiner Kammer zu Bette,
Der ein Zimmermann war, ein tüchtiger Meister. Im Hofe
Lag ein eichener Stamm; er hatte diesen zu trennen,
Schon zwei tüchtige Keile hineingetrieben, und oben
Klaffte gespalten der Baum fast ellenweit. Reineke merkt es,
Und er sagte: Mein Oheim, in diesem Baume befindet
Sich des Honiges mehr, als ihr vermuthet; nun stecket
Eure Schnauze hinein, so tief ihr möget. Nur rath' ich
Nehmt nicht gierig zu viel, es möcht' euch übel bekommen.
Meint ihr, sagte der Bär, ich sei ein Vielfraß? mit nichten!
Maß ist überall gut bei allen Dingen; und also
Ließ der Bär sich bethören und steckte den Kopf in die Spalte

Bis an die Ohren hinein und auch die vordersten Füße.
Reineke machte sich d'ran, mit vielem Ziehen und Zerren
Bracht' er die Keile heraus; nun war der Braune gefangen,
Haupt und Füße geklemmt; es half kein Schelten, noch Schmeicheln,
Vollauf hatte der Braune zu thun, so stark er und kühn war,
Und so hielt der Neffe mit List den Oheim gefangen.
Heulend plärrte der Bär und mit den hintersten Füßen
Scharrt' er grimmig und lärmte so sehr, daß Rüsteviel aufsprang.
Was es wäre, dachte der Meister, und brachte sein Beil mit,
Daß man bewaffnet ihn fände, wenn jemand zu schaden gedächte.
Braun befand sich indeß in großen Ängsten; die Spalte
Klemmt' ihn gewaltig, er zog und zerrte brüllend vor Schmerzen.
Aber mit alle der Pein war nichts gewonnen; er glaubte
Nimmer von dannen zu kommen; so meint auch Reineke freudig.
Als er Rüsteviel sah von ferne schreiten, da rief er:
Braun wie steht es? Mäßiget euch und schonet das Honig!
Sagt, wie schmeckt es? Rüsteviel kommt und will euch bewirthen,
Nach der Mahlzeit bringt er ein Schlückchen, es mag euch bekommen!
Da ging Reineke wieder nach Malepartus, der Feste.

Göthe.

## Vom romantischen Heldengedichte.

Das romantische Heldengedicht ist die Darstellung einer romantischen Begebenheit von größerem Umfange in einer romantischen Form, um das Gefühl des Erhabenen zu erregen. Die Ähnlichkeit dieser Gattung der Epopöe mit der Romanze und der Ballade ist schon aus dem Begriffe ersichtlich. Die Verschiedenheit geht aus den unterscheidenden Merkmalen der Epopöe überhaupt hervor. Wenn das Erforderniß des Wunderbaren in der Fabel irgendwo nothwendig wäre, so ist es in dieser Classe des Heldengedichtes, wo die bunte Abenteuerlichkeit des Stoffes wesentlich vorhanden sein muß, und dieselbe durch Verschmelzung der Menschenwelt mit einer erdichteten höheren am leichtesten bewirkt wird. Die Sprache in der romantischen Epopöe darf den ruhigen, gleichmäßigen Gang, welcher in dem antiken Heldengedichte herrschen soll, nicht strenge beibehalten, sondern soll durch angenehme Abwechselung das Romantische des Stoffes un-

terstützen. Die Stanze wird hier mehr an ihrem Platze sein, als der Hexameter.

Im romantischen Heldengedichte stehen die Dichterwerke der Italiener oben an. Tasso's befreites Jerusalem und Ariost's rasender Roland sind treffliche, oft benützte Muster. Aber auch die Deutschen besitzen in dieser Gattung ein herrliches Meisterstück an Wieland's Oberon. Nebst diesem verdienen genannt zu werden:

Alxinger's Bliomberis. — Doolin von Mainz.
Fouqué's Corona.
Schulze's Cäcilia. — Die bezauberte Rose.
Grötsch: Der Zug der Normannen nach Jerusalem.

## Bruchstück aus Oberon.

### Gesang IX. St. 52—63.

Auf einmal schreckt Amandens Ohr
Ein ungewohnter Ton. Ihr däucht, es glich dem Schalle
Von Stimmen. Doch, weil's wieder sich verlor,
Und sie bei einem Wasserfalle,
Der mit betäubendem Getöse über'n Rand
Von einem hohen Felsenbogen
Herunterstürzt, sich ziemlich nah befand,
Glaubt sie, sie habe sich betrogen.

Ihr ahnet nichts von größerer Gefahr,
Ihr einziger Gedank' ist ihres Sohnes Leben.
Und plötzlich, da sie kaum um einen Hügel, neben
Dem Wasserfall herumgekommen war,
Sieht sie bestürzt von einer rohen Schar
Schwarzgelber Männer sich umgeben.
Und hinter einem hohen Riff
Erblickt sie in der Bucht ein ankernd Ruderschiff.

Sie hatten kurz zuvor, um Wasser einzunehmen,
Vor Anker hier gelegt, und waren noch damit
Beschäftigt: als, mit schnell gehemmtem Schritt,
Auf einmal eine Frau vor ihre Augen tritt,

Gemacht, beim ersten Blick die schönsten zu beschämen.
Erstaunen schien sie alle schier zu lähmen,
An diesem öden Ort, den sonst der Schiffer fleucht,
Ein junges Weib zu seh'n, die einer Göttin gleicht.

Der Schönheit Anblick macht sonst rohe Seelen milder
Und Tieger schmiegen sich zu ihren Füßen hin:
Doch diese fühlen nichts. Ihr stumpfer Räubersinn
Berechnet sich den Werth der schönsten Frauenbilder
(Von Marmor oder Fleisch, gleichviel!) mit kaltem Blut,
Bloß nach dem Marktpreis, just wie and'res Kaufmannsgut.
Hier, ruft der Hauptmann, sind zehntausend Sultaninen
Mit Einem Griff so gut, wie hundert, zu verdienen!

Indeß der Hauptmann dieß zu seinem Volke sprach,
Steht Rezia und denkt zwei Augenblicke nach,
Was hier zu wählen ist. »Sind diese Leute Feinde,
So hilft die Flucht mir nichts, da sie so nahe sind;
Vielleicht, daß Edelmuth und Bitten sie gewinnt,
Ich geh' und rede sie, als Freunde,
Als Retter an, die uns der Himmel zugesendet.
Vielleicht ist's unser Glück, daß sie hier angeländet.«

Dieß denkend, geht mit unschuldsvoller Ruh
Im off'nen Blick und mit getrosten Schritten,
Das edle, schöne Weib auf die Korsaren zu;
Allein sie bleiben taub bei ihren sanften Bitten.
Die Sprache, die zu allen Herzen spricht,
Rührt ihre eisernen, entmenschten Seelen nicht.
Der Hauptmann winkt; sie wird umringt, ergriffen,
Und alles läuft und rennt, die Beute einzuschiffen.

Auf ihr erbärmliches Geschrei,
Das durch die Felsen hallt, fliegt Hüon, voller Schrecken
Den Wald herab, zu ihrer Hilf' herbei.
Ganz außer sich, sobald ihm, was es sei,
Die Bäume länger nicht verstecken,
Ergreift er in der Noth den ersten, knot'gen Stecken,
Der vor ihm liegt, und stürzt, wie aus der Wolken Schooß
Ein Donnerkeil, auf die Barbaren los.

Sein holdes Weib zu seh'n, das mit blutrünst'gen Armen
Sich zwischen Räubertatzen sträubt,
Der Anblick, der zu Tiegerwuth ihn treibt,
Macht bald den Eichenstock in seiner Faust erwarmen.
Die Streiche fallen hageldicht
Auf Köpf' und Schultern ein mit stürzendem Gewicht,
Er scheint kein Sterblicher; sein Auge spritzet Funken,
Und sieben Mohren sind schon vor ihm hingesunken.

Bestürzung, Scham und Grimm, von einem einz'gen Mann
Den schönen Raub entrissen sich zu sehen,
Spornt alle andern an, auf Hüon loszugehen,
Der sich, so lang er noch die Arme regen kann,
Unbändig wehrt; bis, da ihm im Gedränge
Sein Stock entfällt, die überleg'ne Menge
(Wiewohl er rasend schlägt und stößt und um sich beißt)
Ihn endlich übermannt und ganz zu Boden reißt.

Mit einem Schrei gen Himmel sinkt Amande
In Ohnmacht, da sie ihn erwürgt zu sehen glaubt,
Man schleppt sie nach dem Schiff, indeß das Volk am Strande
Auf den Gefall'nen stürmt und tobt und Rache schnaubt.
Ihm einen schnellen Tod zu geben,
Wär's auch der blutigste, däucht sie Gelindigkeit:
Nein, ruft der Hauptmann aus, um desto läng're Zeit
Der Tode grausamsten zu sterben, soll er leben!

Sie schleppen ihn tief in den Wald hinein,
So weit vom Strand, daß auch sein laut'stes Schrei'n
Kein Ohr erreichen kann, und binden ihn mit Stricken
Um Arm und Bein, um Hals und Rücken,
An einen Baum. Der Unglückselige blickt
Zum Himmel auf, verstummend und erdrückt
Von seines Elends Last, und laut frohlockend fahren
Mit ihrem schönen Raub nach Tunis die Barbaren.

Wieland.

## Von der äußeren Form des Heldengedichtes.

Noch ist Einiges über die äußere Form des Heldengedichtes überhaupt zu sagen. Nicht aus dem Grunde, weil sie wesentlich

nothwendig, sondern weil sie bis jetzt allgemein gewöhnlich sind, führen wir einige Bestandtheile der üblichen Form des Heldengedichtes an:

1) Wird gewöhnlich die Haupthandlung des ganzen Gedichtes im Eingange mit wenigen Worten bekannt gemacht, um den Leser sogleich auf den nöthigen Standpunct zu stellen, von welchem das Ganze angesehen werden soll.

2) Werden bei Beginn der Epopöe, so wie im Verlaufe derselben vor der Erzählung wichtiger Begebenheiten, höhere Gewalten, mehrentheils die Musen, um Beistand zum Gelingen des schwierigen Unternehmens angerufen. Dieß ist eine besondere Art der Apostrophe, welche auch, als von dieser die Rede war, erwähnt wurde.

3) Ist das Heldengedicht, wegen seines bedeutenden Umfanges, in der Regel in Gesänge, Bücher u. s. w. eingetheilt.

Die vorzüglichsten deutschen Epopöen-Dichter sind schon bei den einzelnen Arten des Heldengedichtes erwähnt worden.

---

## 10. Von dem Romane *).

### Begriff und wesentliche Erfordernisse des Romans.

Es ist wohl selten eine Dichtungsart so sehr überschätzt und von der anderen Seite wieder so rücksichtlos verdammt worden, als die genannte. Während Einige den Roman als identisch mit dem Heldengedichte annahmen, ward von mehreren jedes Buch, welches diesen Namen führte, als müßig und verderblich verworfen. Es wird also hier vor Allem nothwendig sein, den Begriff des Romans überhaupt festzusetzen, um daraus beurtheilen zu können, ob derselbe, oder nicht vielmehr eine fehlerhafte Abart, welche des Namens, den sie trägt, ganz unwürdig ist, den oft wiederholten, harten Tadel verdiene.

---

*) Nach Jean Paul und Herder.

Unter Roman versteht man am richtigsten jene poetische Erzählung von größerem Umfange, welche die Charakterschilderung der Menschheit im Allgemeinen zum Zwecke hat.

Aus der Betrachtung dieses Zweckes geht schon hervor, daß die Erzählung eine poetische sein müsse, weil einzelne Begebenheiten aus der wirklichen Welt, so wie besondere Charaktere aus derselben nicht im Stande sind, die Menschheit überhaupt in einem umfassenden Bilde zu schildern. Denn durch eben diesen seinen Zweck steht der Roman der Biographie am entschiedensten gegenüber, und wenn auch hier und da Begebenheiten aus der Weltgeschichte zu Darstellungen in der Romanenform benützt worden, so wurde entweder der Zweck des Romans überhaupt durch dieselben nicht erreichet, oder die Begebenheit, der entlehnte Charakter, mit Berücksichtigung jenes Zweckes in Allgemeinheit aufgelöst, der Wahrheit zu sehr entfremdet. Der würdige Stoff eines Romans ist daher nur reine Erdichtung, wenn auch manchmal die Formen der Wirklichkeit zum äußern Kleide mit glücklichem Erfolge benützt werden.

Aus dem Zwecke, welchen die genannte Dichtungsart beabsichtet, wird der größere Umfang derselben, welchen sie nothwendig haben muß, schon hinlänglich gerechtfertigt, und mit demselben zugleich die schwere Aufgabe angedeutet, welche der Dichter hier zu lösen sich vorgenommen hat. Die Charakterzeichnung der ganzen Menschheit soll durch eine Kette von Begebenheiten, welche Einen oder mehrere Einzelne trafen, bewirket werden, und aus dem Nachdenken über die einzelnen Ereignisse soll das Wesen des Rein-Menschlichen hervorgehen. Vielleicht liegt in der Betrachtung, daß das Menschliche in der Wirklichkeit und nicht in der Idee zu suchen und zu finden sei, der Grund, aus welchem der Roman in Prosa geschrieben sein soll; weil diese Form des Ausdrucks der Wirklichkeit sich eben so zu nähern scheint, als die versificirte Darstellung dem Idealen. Nimmt man hierzu noch das dritte wesentliche Erforderniß, die romantische Form, in welche der Gegenstand gegossen sein muß, so wird,

besonders bei einzelnen Gattungen des Romans, die Schwierigkeit noch sichtlicher, etwas Vollkommenes in dieser Dichtungsart zu liefern, welche ein Abbild der Wirklichkeit in schöner Mannigfaltigkeit sein soll.

## Ehrenrettung des Romanes.

Aus den ausgesprochenen Andeutungen läßt sich schon entnehmen, daß Novellen, welche eine Reihe von abenteuerlichen Begebenheiten in weitläufigen Schilderungen ausspinnen, so wenig, als jene süßlichen, aller inneren Wahrheit ermangelnden, so genannten moralischen Erzählungen, den Namen eines Romanes verdienen; weil beiden Gattungen jene durch das Ganze herrschende Tendenz, jener Geist, welcher als leitende Idee das Ganze erhebt und zu einem poetischen Werke stämpelt, das Streben nämlich, den Charakter der Menschheit zu schildern, durchaus mangelt. Ja es läßt sich nicht läugnen, daß solche Darstellungen, welche dem unerfahrnen, jedem Eindrucke empfänglichen Gemüthe die ihm bis jetzt unbekannte Welt in einem Lichte und von einer Seite zeigen, die sie nicht hat, und nicht haben soll; welche die auftretenden Personen entweder als reine Engel, oder als verabscheuungswürdige Teufel schildern und so das arglose Herz irre führen, oft verderbend auf viele eingewirkt haben, und daß, wenn durch die Lesung derselben auch kein weiterer Schade entstanden ist, man wenigstens die Zeit zurückwünschen soll, welche darauf so nutzlos verwendet wurde. Allein alles dieses spricht nur das Verdammungsurtheil über jene müßigen Gebilde aus, welche entweder der Eitelkeit, oder der Gewinnsucht, oder anderen unlauteren Quellen, nie aber der reinen Flamme der Poesie ihr Dasein verdanken, und trägt zur Bestätigung des Satzes bei, daß zu dem Schaffen eines eigentlichen Romanes mehr gehöre, als viele vermeinen; indem der wahre Romanen-Dichter das menschliche Herz in seinen innersten Falten erforschet haben und zugleich im Stande sein muß, den Menschencharakter in seiner Reinheit und in seinen verschiedenen Abstufungen vom Alten und Jungen, Kleinen

und Großen, Vornehmen und Geringen in einem lebendigen Bilde darzustellen. So sehr also ein guter Roman den wahren Dichter beurkundet, eben so leicht und oft ist diese Dichtungsart die Klippe, an welcher der Schriftsteller strandet; und dieß, verbunden mit der häufigen Nichtkenntniß oder Nichtachtung der Schwierigkeiten des Romans, mag die Ursache so vieler mißlungenen Producte in dieser Gattung sein.

Noch könnte man einwenden, daß selbst Romane, welche allgemein als vortrefflich anerkannt sind, z. B. Wilhelm Meister, von Göthe, die Jugend auf Abwege führen können und auch häufig geführet haben; allein aus diesem Grunde kann der Roman so wenig, als manche andere Dichtungsart als schädlich verworfen werden; sondern die Unvorsichtigkeit allein verdient Tadel, welche derlei Bücher der mit der Wirklichkeit so wenig bekannten Jugend rücksichtlos in die Hand gibt. Auch das Nützlichste kann, zweckwidrig angewendet, verderbend sich gestalten; und so wie das Mährchen, zur Zeit der Kindheit der Völker entstanden, auch auf Kinder und kindliche Gemüther den wirksamsten Einfluß äußert; wie das Heldengedicht den emporstrebenden Jüngling vorzugsweise begeistert: so scheinet der wahre Roman seiner eigenthümlichen Tendenz nach dem gereiften Mannesalter am meisten zu entsprechen. Zudem gehört der Roman nicht zu jenen Dichtungsarten, welche moralische Belehrung zu ihrem nächsten und vorzüglichsten Zwecke haben; er schildert vielmehr die Welt und den darin sich bewegenden Menschengeist nach allen seinen verschiedenen, guten und bösen Seiten in einem luftigen Traumbilde, und Jean Paul sagt dießfalls treffend: »Allerdings lehrt und lehre die Poesie, also der Roman; aber nur, wie die Blume durch ihr blühendes Schließen und Öffnen und selber durch ihr Duften das Wetter und die Zeiten des Tages wahrsagt; hingegen nie werde ihr zartes Gewächs zum hölzernen Kanzel- und Lehrstuhl gefällt, gezimmert und verschränkt.«

## Arten des Romans.

Wenn man bedenket, auf wie vielfache Weise die menschliche Natur sich gestalte, wie unendlich die Abstufungen vom Hohen, Erhabenen bis zum Niedrigen, Gemeinen, vom Ernsten bis zum Scherzhaften seien: so wird man es begreifen, daß der Roman, obwohl er einen einzigen Zweck erreichen soll, doch der größten Mannigfaltigkeit fähig ist, und daß jedes einzelne Werk dieser Art, bei den Eigenschaften, die es mit allen Romanen gemein haben soll, seine eigenthümliche, individuelle Form erhalten kann. Nach den verschiedenen Ansichten, von welchen man das Menschenleben betrachtet, entstehen verschiedene Arten der Romane. So gibt es philosophische, sentimentale, humoristische, satyrische u. d. gl. Romane. Bei der großen Menge der verschiedenen Äußerungen, deren die menschliche Seele fähig ist, würde durch eine solche Classification eine erschöpfende Aufzählung der Gattungen des Romans nicht leicht erzielt werden. Eine umfassendere Eintheilung ist jene, welche alle Romane in zwei Hauptclassen, in die epischen und in die dramatischen theilt.

Der epische Roman ist derjenige, welcher mehr die Welt, als einen Helden, mehr die Vergangenheit, als die nahe Gegenwart, wie in einem Traume dem Leser enthüllt. In diese Classe gehört: Wilhelm Meister, von Göthe; Sternbalds Wanderungen, von Tieck; Heinrich von Ofterdingen, von Novalis; die meisten Romane Fouqué's. Die Benennung: »epischer Roman« ist wohl nicht ganz eigentlich, weil jeder Roman an sich schon zu den epischen (erzählenden) Dichtungsarten gehört, und nur mit der Armuth der Sprache zu entschuldigen; sie will nämlich so viel sagen, als: der dem Heldengedichte im Stoffe und in der Behandlung sich nähernde Roman.

Der dramatische Roman ist derjenige, welcher einen Hauptcharakter durch eine Reihe von Begebenheiten führet und denselben von dem Leser auf dieser Reise durch's Leben begleiten läßt. Er schildert also gewisser Maßen mehr Scenen der Gegenwart, indem wenigstens dieselben als in der Gegenwart vor

uns erscheinen, und von dieser Gattung sind beinahe alle Romane Jean Paul's, Wieland's, Jacobi's, Engel's u. s. w. Auch diese Benennung ist uneigentlich, da das Dramatische dem Epischen gerade entgegen steht, und bedeutet den im Stoffe und in der Behandlung dem Drama sich nähernden Roman.

In Beziehung auf den Gegenstand selbst, der zur Charakterzeichnung der Menschheit dienen soll, unterscheidet Jean Paul höchst scharfsinnig drei Classen von Romanen, welche er, nach dem Beispiele der Eintheilung der Gemälde, die italienische, die deutsche und die niederländische Schule nennt.

## Die italienische Schule.

umfaßt alle jene Romane, welche die Menschheit von ihrer erhabenen Seite darstellen. Die Personen, welche in diesen Werken auftreten, sind aus den höheren Ständen, so viel möglich, allgemein gehalten; die Situationen, in welche sie gerathen, sind ungewöhnlich und bedeutend; die geringeren Bedürfnisse und Schwächen des Menschenlebens werden nicht berührt; der Stil ist beinahe durchgängig der höhere. Beispiele dieser Gattung sind: Schiller's Geisterseher, Göthe's Werther, Jean Paul's Titan.

### Bruchstück aus dem Geisterseher.

— Den folgenden Abend fanden wir uns zeitiger, als gewöhnlich, auf dem Markusplatze ein. Ein plötzlicher Regenguß nöthigte uns, in ein Kaffehhaus einzukehren, wo gespielt wurde. Der Prinz stellte sich hinter den Stuhl eines Spaniers, und beobachtete das Spiel. Ich war in ein anstoßendes Zimmer gegangen, wo ich Zeitungen las. Eine Weile darauf hörte ich Lärmen. Vor der Ankunft des Prinzen war der Spanier unaufhörlich im Verluste gewesen; jetzt gewann er auf alle Karten. Das ganze Spiel war auffallend verändert und die Bank war in Gefahr, von dem Pointeur, den diese glückliche Wendung kühner gemacht hatte, aufgefordert zu werden. Ein Venetianer, der sie hielt, sagte dem Prinzen mit beleidigendem Tone — er störe das Glück, und er solle den Tisch verlassen. Dieser sah ihn kalt an, und blieb; dieselbe

Fassung behielt er, als der Venetianer seine Beleidigung französisch wiederholte. Der Letztere glaubte, daß der Prinz beide Sprachen nicht verstehe und wandte sich mit verachtungsvollem Lachen zu den Übrigen: »Sagen Sie mir doch, meine Herren, wie ich mich diesem Valordo verständlich machen soll?« Zugleich stand er auf und wollte den Prinzen beim Arm ergreifen; diesen verließ hier die Geduld, er packte den Venetianer mit starker Hand und warf ihn unsanft zu Boden. Das ganze Haus kam in Bewegung. Auf das Geräusch stürzte ich herein, unwillkürlich rief ich ihn bei seinem Namen. »Nehmen Sie sich in Acht, Prinz«, setzte ich mit Unbesonnenheit hinzu, »wir sind hier in Venedig.« Der Name des Prinzen gebot eine allgemeine Stille, woraus bald ein Gemurmel wurde, das mir gefährlich schien. Alle anwesenden Italiener rotteten sich zu Haufen und traten bei Seite. Einer um den Andern verließ den Sal, bis wir uns beide mit dem Spanier und einigen Franzosen allein fanden. »Sie sind verloren, gnädigster Herr!« sagten diese, »wenn sie nicht sogleich die Stadt verlassen. Der Venetianer, den Sie so übel behandelt haben, ist reich genug, einen Bravo zu dingen. Es kostet ihm nur fünfzig Zechinen, Sie aus der Welt zu schaffen.« Der Spanier bot sich an, zur Sicherheit des Prinzen Wache zu holen und uns selbst nach Hause zu begleiten. Dasselbe wollten auch die Franzosen. Wir standen noch und überlegten, was zu thun wäre, als die Thür sich öffnete und einige Bedienten der Staats-Inquisition hereintraten. Sie zeigten uns eine Ordre der Regierung, worin uns beiden befohlen ward, ihnen schleunigst zu folgen. Unter einer starken Bedeckung führte man uns zum Kanal. Hier erwartete uns eine Gondel, in die wir uns setzen mußten. Ehe wir ausstiegen, wurden uns die Augen verbunden. Man führte uns eine große steinerne Treppe hinauf, und dann durch einen langen gewundenen Gang über Gewölbe, wie ich aus dem vielfachen Echo schloß, das unter unsern Füßen hallte. Endlich gelangten wir vor eine andere Treppe, welche uns sechs und zwanzig Stufen in die Tiefe hinunter führte. Hier öffnete sich ein Sal, wo man uns die Binde wieder von den Augen nahm. Wir befanden uns in einem Kreise ehrwürdiger, alter Männer, alle schwarz gekleidet, der ganze Sal mit schwarzen Tüchern behangen und sparsam erleuchtet, eine Todtenstille in der ganzen Versammlung, welches einen schrecklichen Eindruck machte. Einer von diesen Greisen, wahrscheinlich der oberste Staats-Inquisitor, näherte sich dem Prinzen und fragte ihn mit einer feierlichen Miene, während man ihm den Venetianer vorführte:

»Erkennen Sie diesen Menschen für den nämlichen, der Sie auf dem Kaffehhause beleidigt hat?«

»Ja«, antwortete der Prinz.

D'rauf wandte jener sich zu dem Gefangenen: »Ist das dieselbe Person, die Sie heute Abend wollten ermorden lassen?«

Der Gefangene antwortete mit Ja.

Sogleich öffnete sich der Kreis und mit Entsetzen sahen wir den Kopf des Venetianers vom Rumpfe trennen. »Sind Sie mit dieser Genugthuung zufrieden?« fragte der Staats-Inquisitor. — Der Prinz lag ohnmächtig in den Armen seiner Begleiter. — »Gehen Sie nun«, fuhr jener mit einer schrecklichen Stimme fort, indem er sich gegen mich wandte, »und urtheilen Sie künftig weniger vorschnell von der Gerechtigkeit in Venedig.«

Schiller.

## Bruchstück aus Hesperus.

Wenn der Mensch von der Vernunft keine balsamischen Mittel erlangen kann, so fleht er die Hoffnung und die Täuschung d'rum an; und beide zertheilen dann gern den Schmerz. So wie heute nach und nach am Himmel durch lichte Fugen das Blaue durchriß, und wie das Nebelmeer zu hängenden Seen ein[illegible] so gingen auch in Victors Seele die dunklen Gedanken aus einander. — Und als die geschwollenen Wolkenklumpen im weiten Blau zu Flocken eingingen, bis endlich das blaue Meer alle Nebelbänke verschlang, und nichts auf seiner unendlichen Fläche trug, als die herunterlodernde Sonne: so reinigte sich auch Victors Seele von Dünsten, und das Sonnenbild Emanuels, den er heute erreichen sollte, schien sanft und warm und wolkenlos in alle seine Wunden. . . Die Gestalt seines geliebten Dahore *) — die Gestalt seines geliebten Vaters — die Gestalt seiner verhüllten Mutter und alle geliebten Bilder ruhten wie Monde in einer wehmüthigen Gruppe über ihm, und diese Wehmuth und der heilige Schwur, tugendhaft zu bleiben, und allen Wünschen seines Vaters zu gehorchen, wehten seiner entzündeten Brust einigen Trost über das väterliche Schicksal zu.

Er konnte heute noch die Sonne hinter Maienthals Kirchthurm untergehen sehen.

Der weite, ausgeheiterte Himmel machte ihn weicher — der Gedanke, heute an das Herz eines edlen Menschen zu fallen, dessen Seele über diesem blauen Dunstkreis wohnte, machte ihn größer — die Hoffnung, von diesem Menschen über das ganze Leben getröstet zu werden, machte ihn stiller. —

*) Sein Jugendlehrer.

Er eilte, und sein Eilen zog den wehmüthigsten Lautenzug seiner Seele. Denn er ging nicht über die Sommergefilde, sondern die Sommergefilde wandelten vor ihm vorüber — eine Landschaft nach der andern, Theater mit Wäldern, Theater mit Saaten flogen vorbei — neue Hügel stiegen mit andern Lichtern auf und hoben ihre Wälder empor, und andere sanken mit den ihrigen unter — lange Schattensteppen liefen zurück vor heranfließendem, gelben Sonnenlicht — bald strömten Thäler voll Blumen um ihn, bald erhoben ihn heiße, leere Hügel-Ufer — der Strom rauschte nahe an sein Ohr, und plötzlich blinkten seine Krümmungen entfernt über Mohnfelder herüber — weiße Straßen und grüne Pfade begegneten und entflohen ihm und zogen um die weite Erde — volle Dörfer rückten mit glimmenden Fenstern vorbei und Gärten mit entkleideten Kindern — die gesenkte Sonne wurde bald erhoben, bald vertieft, bald auf Gipfel der Berge gezogen. —

Dieses Vorüberfliehen der Scenen verdunkelte sein benetztes Auge und erhellte die innere Welt; aber das Stehenbleiben eines unaufhörlichen Tones, dieses über ihm bleibende Lerchenchor, dessen streitende Rufe in seiner Seele zu Einem zerflossen, dieses entfernte Getöne aus Wäldern und Büschen und Lüften, diese Harmonika der Natur machte, daß er zu sich sagte: »Warum halt' ich in dieser Einsamkeit jeden Tropfen auf, der fallen will? Nein ich bin ohnehin heute zu weich und ich will mich erschöpfen, eh' ich den geliebten Menschen sehe.«

Endlich stieg er den breiten Berg hinauf, der sich vor das zu dessen Füßen grünende Maienthal mit seinen zerstreuten Baumsäulen und grauen Quadern stellt. . . . Da klang die vom Ewigen gestimmte Erde mit tausend Saiten; da bewegte dieselbe Harmonie den in Gold und Nacht zerstückten Strom und den sumsenden Blumenkelch und die bewohnte Luft und den durchwehten Busch; da standen der geröthete Osten und der geröthete Westen, wie die zwei rosataftenen Flügelthüren eines Flügels aufgespannt und ein bebendes Meer quoll aus dem geöffneten Himmel und aus der geöffneten Erde. Er ergoß sich in Freuden- und Trauerthränen mit einander, und die Zukunft und die Vergangenheit bewegten zugleich sein Herz. Die Sonne fiel immer schneller den Himmel herab und er bestieg schneller den Berg, um ihr länger nachzusehen. Und hier sah er in das Dörfchen Maienthal hinab, das zwischen feuchten Schatten glimmte. . . .

Zu seinen Füßen und an diesem Berge lagerte sich, wie ein bekränzter Riese, wie eine versetzte Frühlings-Insel, ein englischer Park. Dieser Berg gegen Süden und einer gegen Norden waren zu einer Wiege zusammengerückt, in der das stille Dörfchen ruhte und über welche die

Morgen- und die Abendsonne ihr goldnes Gespinnst hindeckte. In fünf blitzenden Teichen schwankten fünf dunklere Abendhimmel, und jede aufhüpfende Welle malte sich im darüber schwebenden Sonnenfeuer zum Rubin. Zwei Bäche wateten in veränderlichen Entfernungen, von Rosen und Weiden verdunkelt, über den langen Wiesengrund, und ein wässerndes Feuerrad trieb, wie ein gehendes Herz, das vom Abend gerö-thete Wasser durch alle grünende Blumengefäße. Überall nickten Blumen, diese Schmetterlinge unter den Gewächsen — auf jedem bemoosten Bachstein, aus jedem mürben Stocke, um jedes Fenster wiegte sich eine Blume in ihrem Duft, und spanische Wicken überzogen mit blauen und rothen Adern einen Garten ohne Zaun. Ein durchsichtiges Wäldchen von goldgrünen Birken stieg in hohem Gras drüben den nördlichen Berg hinan, auf dessen Kuppel fünf hohe Tannen als Ruinen einer gestürzten Waldung horsteten.

Emanuels kleines Haus stand am Ende des Dorfs in einem Gestrick von Jelängerjelieber und in der Umarmung eines Lindenbaums, der es durchwuchs. . . Sein Herz quoll auf: »Sei gesegnet stiller Hafen! den eine Seele heiligt, die hier gen Himmel sieht und wartet, um in's Meer der Ewigkeit zu gehen!« — Plötzlich warfen die Fenster der Abtei, wo sich Klotilde erzogen hatte, die Flammen des Abendroths auf ihn — und die Sonne ging sanft, wie ein Pen nach Amerika — und die dünne Nacht legte sich über die Natur herüber — und die grüne Klause Emanuels hüllte sich ein. . . . Da kniete er einsam auf dem Gebirge, auf dieser Thronstufe nieder, und sah in den glühenden Westen und über die ganze stille Erde und in den Himmel und machte seinen Geist groß, um an Gott zu denken. . . .

Als er kniete: war alles so erhaben und so mild — Welten und Sonnen zogen von Morgen herauf, und das schillernde Würmchen drängte sich in seinen staubigen Blumenkelch hinab — der Abendwind schlug seinen unermeßlichen Flügel und die kleine, nackte Lerche ruhte warm unter der federweichen Brust der Mutter — ein Mensch stand auf dem Gebirge und ein Goldkäferchen auf dem Staubfaden . . . und der Ewige liebte seine ganze Welt. — —

Sein Geist war jetzt gemacht, einen großen Menschen zu fassen und er sehnte sich nach der Stimme eines Bruders.

Er wankte ohne Steig ins Dorf hinab, umzogen von den großen Kreisen des Kibitzvogels und von den kleinen des Maikäfers. Am Fuße des Berges war der Zwittertag dunkler — am Sternenhimmel hob sich der Vorhang auf — der Dampf des Abends, der heiß aufgezogen war, fiel kalt, wie Menschen, in die Erde zurück: noch eine

lante Lerche drehte sich, als das letzte Echo des Tages über dem Berge.

Endlich hört' er Emanuels Linde. — Er hätte ihn lieber unter dem großen Himmel, als unter der engen Stubendecke umarmt. Hinter dem Fenster sah er einen außerordentlich schönen Jüngling stehen, der auf der Flöte blies. Dieser zog aus ihren Himmelpforten ein fliehendes, schwebendes Elysium; Victor hörte ihn lange an, um sein schlagendes Herz zu stillen; endlich ging er mit thränenvollen Augen um das Haus, und wollte sprachlos und blind an den Jüngling und an Emanuel fallen. Als er vor dem Fenster vorbeiging, erwiederte der Jüngling den Gruß nicht — als er die Hausthüre eröffnete, fing ein sanftes Glockenspiel zu tönen an. Sogleich kam der Jüngling heraus und fragte ihn freundlich, wer da sei; denn er war blind. Victor trat in ein Allerheiligstes, da er in die mit Linden ausgelaubte Stube ging, die den geflügelten Menschen umgab, der jetzt außer derselben unter der großen Nacht Gottes war. Gegen Mitternacht sollte Emanuel zurückkommen. Das Zimmer war offen und rein — einige Blätter von genossenen Früchten lagen auf dem Tisch — um alle Fenster glühten Blumen — ein Sternrohr lehnte an der Wand — Reste einer orientalischen Kleiderkammer verkündigten den Indier. — —

Die Stimme des schönen Jünglings hatte etwas unaussprechlich Rührendes für ihn, weil sie ihm bekannt vorkam, sie zog tief in sein Herz hinein, wie die Melodie eines Liedes, das aus der Kindheit heraufklingt. Er durfte frei mit dem steten Blick der Liebe auf d.n in eine ewige Nacht gerichteten Angesicht ruhen; er wollte die kindlichen Lippen voll Melodien küssen und zögerte noch; — aber da er wieder aus dem Hause ging, um Emanuel zu suchen, und da das Glockenspiel wieder anfing — denn es tönte, wenn die Thür auflief, um dem Blinden alles anzumelden — so konnt er sich nicht mehr halten unter dem lieblichen Getöne, sondern er berührte den Mund des Blinden, da er am offenen Fenster lehnte, mit einem weichen Kusse, wie mit einem Hauch. »Ach, Engel! bist du denn wieder vom Himmel herunter?« sagte der Blinde, der ihn mit irgend einem bekannten Wesen verwechselte.

Wie war draußen alles so gut! Die Abendglocke des Dorfes rief über die entschlummerten Fluren, und eine entfernte Seele neigte sich vielleicht nach ihren verwehten, gebrochenen Tönen herüber. Der Abendwind rauschte mit Gipfeln voll grüner Früchte darein. Der Abendstern — der Mond unserer Dämmerung — ruhte freundlich auf dem Wege der Sonne und des Mondes, und schickte seinen Trost zwi-

schen die Abwesenheit von Beiden. — »Wo wirst du jetzt sein, mein Emanuel? Ruhest du vielleicht vor dem Abendroth — oder schauest du in das Sternenmeer — bist du in der Entzückung, die wir ein Gebet nennen — oder . . .«

Jetzt blitzte in ihm auf einmal der Gedanke, sein Emanuel sei, da heute Nachts der Johannistag anfing, vielleicht am Genusse des Abends verschieden... Er suchte ihn mit den Augen eifriger unter jedem Baume, in jedem tiefern Schatten, er blickte zu den Bergen auf, als könnt' er ihn da sehen, und zu den Sternen, als dürft' er ihn da suchen. — Er umging das Dorf, dessen Ringmauer eine Fruchtschnur von Kirschbäumen war, die mit einer herab geworfenen Milchstraße von längst gefall'nen Blüthen den grünen Umkreis versilberten; und eilte über die Ruinen der Häuser, die die Kinder am Tage erbauet hatten, gegen die ausglimmenden Fenster der Abtei zu, die sich am südlichen Berge, wovon er hereingestiegen war, in die Höhe richtete. Denn der Blinde hatte ihm gesagt, daß dieser Berg Emanuels Sternwarte sei, und daß er jede Nacht dahin komme. Die grüne Treppe, die mit Terrassen und Moosbänken absetzte, und an der ein Treppengeländer von Buschwerk hinaufwuchs, führte ihn einem Berge zu, der sich erhaben im Äther mit einer hohen Trauerbirke schloß. Mit jedem Rasenplatz hoben sich, wie aus einem Bade, neue Glieder der dunklen Natur heraus — er zog gleichsam von einem Planeten in den andern. Über das aufsteigende, verhüllte Gefilde strömte der Nachtwind, und zog einsam von Wald zu Wald, und spielte kräuselnd am Gefieder des schlafenden Vogels und des schwirrenden Nachtschmetterlings. Victor sah hinüber zur Abendröthe, die die Nacht, wie eine Vorsteckrose vor den Busen, an dem die Sonnen liegen, vorgenommen hatte. Das Meer der Ewigkeit stand in Gestalt der Nacht auf dem Silbersand der Welten und Sonnen, und aus dem Meeresgrund blinkten die Sandkörner tief herauf.

Um die Trauerbirke nahm ein unbekanntes melodisches Tönen zu, das er schon heute auf der Insel gehört: endlich stand er oben unter der Birke, und das Tönen, wie das einer Harmonika, das erst über Paradiese und durch Blumenhecken geflossen ist, war laut um ihn; aber er sah nichts weiter, als einen hohen Grasaltar und eine tiefe Grasbank. Aus welcher unsichtbaren Hand, dacht er schauernd, gehen diese Töne, die von Engeln abzugleiten scheinen, wenn sie über die zweite Welt fliegen, von vereinigten Seelen, wenn eine zu große Wonne sich zum Seufzer ausathmet und der Seufzer sich in verwehtes Getön zerlegt. Es ist ihm zu vergeben, daß er an einem solchen Tage, der seine Seele in immer größere Erschütterungen setzte, in diesem Schau-

der der Nacht, unter diesem melodischen Trauerbaum, an diesem Allerheiligsten des unsichtbaren Emanuels, daß er endlich glaubt, dieser sei an diesem Abend aus dem Leben geflohen, und seine Seele voll Liebe fliege noch in diesen Echo's um ihn und sehne sich nach der ersten und letzten Umarmung. Er verlor sich immer mehr und mehr in die Töne und in die Stille rings um sie — seine Seele wurde ihm zu einem Traum und die ganze Nachtlandschaft wurde zum Nebel aus Schlaf, in dem dieser lichte Traum stand — die Quelle des unendlichen Lebens, die der Ewige ausgießet, flog weit von der Erde in unermeßlichen Bogen mit den stäubenden Silberfunken der Sonnen über die Unendlichkeit, sie bog sich glimmend um die ganze Nacht, und der Wiederschein des Unendlichen bedeckte die dunkle Ewigkeit.

O, Ewiger! wenn wir deinen Sternenhimmel nicht sähen, wie viel wüßte denn unser in den Erdenkoth untergesunkenes Herz von dir und von der Unsterblichkeit? —

Plötzlich wurde in Osten die Nacht lichter, weil der zerflossene Schimmer des Mondes an den Alpengebirgen, die ihn bedeckten, heraufschlug — und auf einmal wurden die unbekannten Töne lauter und die Blätter und der Nachtwind. Da erwachte Victor, wie aus einem Traume zum Leben, und drückte die harmonischen, zerrinnenden Lüfte an die schmachtende Brust, und rief unter den vorquellenden Thränen, die ihm das ganze Gefilde wie eine Regenwolke einhüllten, außer sich aus: »Ach Emanuel, komme! — ach, ich dürste nach Dir. — Töne nicht mehr, du Seliger, nimm dein abgelegtes Menschenangesicht und erscheine mir, und tödte mich durch einen Schauder und behalte mich in deinen Armen!« . . .

Siehe! als der dunkle Thränentropfen noch auf dem Auge lag, und der Mond noch hinter den Alpen verzog: da stieg den Berg herauf eine weiße Gestalt mit zugeschlossenen Augen — lächelnd — verklärt — selig — gegen den Sirius gewandt. — —

»Emanuel, erscheinst du mir?« rief bebend Victor und riß seine Thränen herab. Die Gestalt schlug ihre Augen auf. Sie breitete ihre Arme aus. Victor sah nicht und hörte nicht, er glühte und zitterte. Die Gestalt flog ihm entgegen, und er gab sich hin: »Nimm mich!« Sie berührten einander — sie umschlangen einander — der Nachtwind riß durch sie — das fremde Getön klang näher — ein Stern zerschoß — der Mond flog über die Alpen herauf. . . .

Und als er mit seinem Edenlicht die Wangen der unbekannten Erscheinung begoß: erkannte Victor, daß es sein theurer Lehrer — Dahore war. Und Dahore sagte: »Geliebter Sohn, kennst du deinen

Lehrer noch? ich bin Emanuel und Dahore.« Da wurde die Umarmung enger — Victor wollte den Dank für eine ganze Kindheit in einen Kuß zusammenpressen und lag aufgelöst in den Armen des Lehrers und in den Armen der liebenden Wonne.

Umschlinget euch fest, ihr Glücklichen, drücket eure gefüllten Herzen bis zum Thränenerpressen an einander, vergesset Himmel und Erde, und verlängert die erhab'ne Umarmung! — Ach, so bald sie zerfallen ist, so hat dieses schlaffe Leben nichts Stärkeres mehr, womit es euch verknüpfen kann, als den Anfang des — zweiten. . . . .

Emanuel trat endlich aus der Stellung der Liebe heraus und schauete abgebogen, wie eine Sonne, groß und offen in Victors Angesicht und begegnete mit Entzückung dem veredelten Geiste und Angesicht seines blühenden Lieblings. Dieser sank vor dem Blick der Liebe mit aufgehobenem Angesicht unwillkürlich auf die Knie und sagte: »O mein Lehrer, mein Vater — o du Engel, liebst du mich denn noch so sehr?« Aber er weinte zu sehr, und seine Worte waren unverständlich und erstarben im Herzen. . . . .

Ohne zu antworten, legte Emanuel die Hand auf das Haupt des knienden Schülers, und wendete sein verklärtes Auge gegen den schimmernden Himmel, und sagte mit feierlicher Stimme: »Dieses Haupt, du Ewiger, weiht sich heute dir in dieser großen Nacht. — Nur deine zweite Welt fülle dieses Haupt und dieses Herz aus — und die kleine, dunkle Erd' befriedig' es nie! — O, mein Victor! hier auf diesem Berge, auf dem ich über ein Jahr aus der Erde ziehe, beschwör' ich dich; bei der großen zweiten Welt über uns, bei allen großen Gedanken, womit dir jetzt der Ewige in dir erscheint, beschwör' ich dich, daß du gut bleibst, auch wenn ich lange gestorben bin.«

Emanuel kniete zu ihm nieder, hielt den Erschöpften und neigte sich an sein erblassendes Angesicht, und sagte leiser und betend: »Mein Geliebter — mein Geliebter! wenn wir beide todt sind, in der zweiten Welt scheid' uns Gott nie, nie mich und dich!« — Er weinte nicht, aber konnte doch nicht mehr sprechen; ihre zwei Herzen ruhten verknüpft an einander, und die Nacht umhüllte schweigend ihre stumme Liebe und ihre großen Gedanken . . . .

Jean Paul.

## Die deutsche Schule

begreift jene Romane, welche die Menschheit durch Darstellungen von Scenen mit Personen aus dem Mittelstande zu charakterisiren streben. Diese Gattung ist unstreitig die schwierigste

von allen, da die Gebilde aus der Mitte der bürgerlichen Verhältnisse eine romantische Form beinahe nicht zulassen. »Nichts ist schwerer mit dünnem romantischen Äther zu heben und zu halten, als die schweren Honoratiores«, sagt Jean Paul. In diese Classe von Romanen gehören: Engel's Lorenz Stark; Göthe's Wilhelm Meister; Jean Paul's Flegel-Jahre, Armen-Advocat Siebenkäs; u. s. w.

## Bruchstück aus Lorenz Stark.

Laß er's doch gut sein! sagte der Alte zu Monsieur Schlicht, als ihm dieser in voller Bestürzung die auf dem Zimmer des Sohnes gemachte Entdeckung von dessen bevorstehender Abreise mittheilte, und nicht fertig werden konnte, das Haus seines guten, alten Wohlthäters zu bejammern, wenn es mit dem jungen Herrn seine erste und festeste Stütze verlieren sollte. Er sah es in Gedanken schon von allen Seiten baufällig werden und in Trümmern zerfallen.

Hat nichts zu sagen! meinte der Alte, der sich hinsetzte, um für seinen Sohn einen offenen Wechsel zu schreiben.

Nichts zu sagen! erwiederte Schlicht, und war unschlüssig, ob er über die Gleichgiltigkeit des Alten mehr erstaunen, oder sich ärgern sollte. Nichts zu sagen, Herr Stark? So erwägen sie doch — —

Daß dich! rief hier der Alte: — da muß ich nun den Wechsel, der beinahe schon fertig war, wieder zerreißen und einen andern anfangen. Kann er denn keinen Augenblick schweigen? Ist ihm denn das Plaudern so zur andern Natur geworden? — —

Monsieur Schlicht hatte das Eig'ne, daß er die Wörter: Plaudern und Schweigen, wenn sie mit Beziehung auf ihn selbst gesagt wurden, gar nicht hören konnte, ohne mißlaunig und stöckisch zu werden. Er hatte in jüngeren Jahren sich lange und viel in der Welt herumgetrieben; hatte, wie er immer zu rühmen pflegte, seine Augen nie in die Tasche gesteckt; und wenn andere Leute sich Einsichten und Erfahrungen gesammelt hatten, so hatt' er's wohl auch. — Ein solcher Mann, meinte er, müßte Freiheit zu reden haben, oder es hätte sie Niemand, und alle Welt müßte schweigen.

Er kehrte kurz um und wollte fort, als Herr Stark ihm ernstlich befahl, zu warten, und ihn dann zu seinem Sohne zu begleiten, wenn sich etwa noch dieses oder jenes zu veranstalten fände.

Die übrige Familie, die Monsieur Schlicht schon etwas früher, als den Vater, von seiner Entdeckung benachrichtigt hatte, war eben

in vollem, fruchtlosen Kampfe mit dem Sohne, als Herr Stark in Begleitung des alten Handlungsdieners hereintrat. Seine Erscheinung auf einem so abgelegenen Zimmer, das er gewiß seit der Blatternkrankheit der Kinder mit keinem Fuße mehr betreten hatte, setzte alle in die größte Erwartung, und den Sohn in eine sichtbare Verwirrung. So gut es indessen in der Geschwindigkeit möglich war, raffte sich dieser zusammen, um den Vorwürfen oder Vorstellungen des Vaters, und wenn er die letzteren auch noch so kräftig mit dem vollen Beutel in seiner linken Hand unterstützen sollte, nachdrücklich entgegen zu arbeiten.

Das sind viel Sachen, Monsieur Schlicht, sagte der Alte, indem er die Augen auf die vollen Stühle umherwarf: und ich sehe hier nichts, als den einzigen kleinen Koffer; da geh'n sie ja unmöglich alle hinein.

So bleiben sie heraus, murmelte Schlicht, ohne daß es der Alte hörte; warum ist er nicht größer?

Wäre denn sonst keiner da? denn in diesen hier bringt er ja kaum das Drittel von allen den Kleidungsstücken. Das könnt' er, dächt' ich, mit halben Augen sehen.

Ach, ich — mit meinen Augen, Herr Stark — ich sehe nur mein Leiden an der Geschichte.

Warum denn aber? — Sei er nicht wunderlich, Freund! Geb er mir Auskunft!

Der alte Mantelsack mag noch da sein, den sie vor etwa dreißig oder vierzig Jahren auf ihren Reisen brauchten. Er war schon damals in lauter Fetzen.

Der Alte konnte sich kaum enthalten, zu lachen. Ich weiß nicht, wie er mir manchmal vorkommt, Monsieur Schlicht. Solche feine und kostbare Kleidungsstücke — denn er sieht ja wohl, daß das eine Garderobe ist, die für keine tausend Thaler geschafft worden — die will er in den schmutzigen, alten Mantelsack schnüren.

Ich nicht. Ich will hier weder packen, noch schnüren.

Noch einmal: sei er nicht wunderlich, Freund! Steck' er Geld ein, und geh er zu dem Manne gegen der Börse über! Der hat Koffers den ganzen Laden voll, von allerhand Größe und allerhand Art: da such' er sich einen aus! — Zu hoch und zu breit, denk ich, wird er ihn wohl nicht nehmen können; aber mit der Länge wird er sich vorzusehen haben. — Am besten, er geht vorher in den Schuppen, und nimmt an meiner Chaise das Maß.

An welcher Chaise?

Der Alte sah ihn einen Augenblick an, und schüttelte mit dem Kopfe.

An der zerbroch'nen nun doch wohl nicht? denn von der ist ja nichts als der Kasten übrig.

Nun, ich höre ja wohl! An der neuen, die sie zur Reise von vorigem Sommer kauften.

Richtig! — Ich mache sie meinem Sohn zum Geschenk; denn mir steht sie da nur im Wege: mit meinen Reisen ist's aus. Und Monsieur Schlicht — daß er mir das ja nicht vergißt! Laß er vorher erst recht nachsehen, ob auch noch alles in haltbarem Stande ist; Riemen und Eisenwerk, Räder und Achse. Nichts ärgerlicher, als wenn man unter Weges mit seinem Fuhrwerk in Krüppeleien geräth. Die Chaise, fuhr er mit unwilligem, verweisenden Tone fort, hat mir da, den ganzen Sommer hindurch, gestanden. Woran ich selbst nicht denke, denkt niemand.

Ich wollte, sie wär in tausend Trümmern, brummte Schlicht vor sich hin, und verließ das Zimmer in einer noch weit üblern Stimmung, als worin er's betreten hatte. Sich Mangel an Aufmerksamkeit auf das Haus, oder irgend etwas zum Hause Gehöriges, oder sonst unter seiner Aufsicht Befindliches Schuld geben zu lassen, war ihm ganz unerträglich. Ein getreuerer Aufseher und ein besserer Ökonom als er, sollte auf Erden noch erst gefunden werden. Übrigens ließ er es bleiben, zur Abreise des lieben, jungen Herrn auf irgend einige Art zu helfen; den Koffer für ihn mochte ein and'rer schaffen.

Der Alte sah mit einem trüben, mitleidigen Lächeln hinter ihm her. Wie schwach einen doch manchmal das Alter macht! sagte er dann mit einer Wendung gegen den Doctor. Der gute, ehrliche Schlicht ist meinem Sohne so herzlich, so herzlich ergeben, daß er ihn, vor lauter Ergebenheit, lieber hier würde umkommen, als auswärts sein größtes Glück machen sehen. Nein, Gottlob! da bin ich fest'rer Natur. Es ist freilich wohl angenehm, die lieben Seinigen immer um sich zu haben; aber, wenn das einmal nicht sein kann. — —

Und warum nicht? Warum kann das nicht sein? fragte die Alte, die ihre Bewegung nicht länger bergen konnte.

Aus mehr als einer Ursache nicht, gute Mutter.

Darf ich die hören? — Nur eine einzige, bitt' ich.

Alle! — Es sind ja keine Geheimnisse.

Nun? —

Zuerst schon deßwegen nicht: weil ich und er, wenn wir hier länger zusammenbleiben, uns einander das Bischen Leben nur schwer machen würden.

Das sei Gott geklagt! und die Schuld? —

Die ist mein. Das versteht sich. — Ferner deßwegen nicht, weil ich so oft ihm vorgeworfen, daß es ihm an Entschluß und Unternehmungsgeist fehle, und weil es seltsam herauskommen würde, wenn ich gerade beim ersten Beweise vom Gegentheil — wie nun dieser auch immer sein mag — ihm durch den Sinn fahren wollte. Endlich und hauptsächlich deßwegen nicht, weil die Errichtung eines neuen Handlungshauses und der dazu nöthige Vorschuß ihn zu einer Thätigkeit zwingen, ihn zu einer Sparsamkeit und Ordnung gewöhnen werden, wie ich sie ihm hier mit allem meinen Predigen nicht habe beibringen können. Ich hoffe, er soll mir jetzt eine ganz andere Denkungsart annehmen; soll mir jetzt ganz so werden, wie ich ihn immer wünschte.

Und deine Handlung? fuhr die Alte mit etwas gesunkenem Tone fort: deine Geschäfte?

Die, Mutter, sind meine, nicht deine Sache. Wer sie so lange gut zu führen gewußt hat, wird's auch jetzt wohl noch wissen. Denke du lieber an das, was dir noch wird zu besorgen bleiben.

Mir? — und das ist?

Du wirst ihn doch nicht so trocken abfertigen wollen? wirst ihm doch zu guter Letzt noch einen Abschiedschmaus geben? Ich hoffe, Sie kommen dazu auch, lieber Doctor. Und du — indem er die Tochter ansah — und euer ganzer kleiner Anhang versteht sich. — Er lächelte mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit gegen sie hin. — Da wollen wir noch ein Mal recht von Herzen mit einander vergnügt sein.

Vergnügt? Recht von Herzen? seufzte die Mutter. Wirst du das können?

Warum nicht? Was in der Welt soll mich hindern? Der Ort, wohin er zieht, liegt ja so nahe. Wir dürfen nur auf die Post schicken und anspannen lassen, wenn uns künftig einmal das Herz zu groß wird; wir dürfen nur zu ihm fahren. Ja, wenn es zur See nach Amerika, oder gar bis nach China ginge! oder gar bis nach der Botanybay!

Behüte Gott! rief die Alte.

Amen! Amen! Und nun keine Seufzer mehr! Es ist genug. — Du hörst, fuhr er dann fort, indem er sich mit gütigem Ernst gegen den Sohn herumwandte, daß ich von deinen Absichten weiß, und daß ich sie nach Lage der Umstände, wie diese nun einmal sind, nicht tadle. Geh mit Gott, mein Sohn! Meinen Segen zu deiner Reise! — An deine Stelle hier kann der erste Buchhalter treten, Monsieur Burg: den kennst du selbst als einen gewandten, thätigen, rechtschaffenen Mann; und ich, so alt ich bin, habe doch auch noch Kräfte, um arbeiten, und Augen, um nachsehen zu können. Für meine Handlung also sorge

nur nicht; aber wie es mit deiner gehn wird? — Aller Anfang, sagt man, ist schwer; und was du dir selbst bei so mancherlei Nebenausgaben erübriget haben kannst, mag dich eben nicht drücken. Da! indem er den ziemlich schweren Beutel, den er bisher gegen die linke Hüfte gestützt hatte, auf den Tragkasten unter den Spiegel setzte, — eine kleine Erkenntlichkeit für geleistete Dienste. Ich hob sie dir immer auf, um eine Zeit damit abzuwarten, wo sie dir eben gelegen käme; und diese denk' ich, ist jetzt. Aber da es dir doch noch fehlen, und dieser oder jener wegen unserer unvermutheten Trennung bedenklich werden, und dir sein Zutrauen versagen mögte; so ist hier noch ein offener Wechsel, der hoffentlich allen Bedürfnissen abhelfen, und alles Mißtrauen entfernen wird.

Der Alte schwieg, und schien einen Augenblick auf die schuldige Danksagung des Sohnes zu warten; aber es erfolgte nichts, als eine steife, ungeschickte Verbeugung. Ich sehe wohl, sagte er dann, daß ich dir in einer Arbeit gekommen bin, worin man sich eben darum so ungern stören läßt, weil man sie so ungern anfängt. Ich will dich jetzt länger nicht aufhalten. Wenn du hier fertig bist, sprechen wir einander schon weiter.

Engel.

## Die niederländische Schule

schildert im romantischen Gewande die Menschheit, wie sie sich in den niederen Ständen und in ähnlichen Verhältnissen äußert. Hierher gehören: Müllers Siegfried von Lindenberg; Jean Pauls Quintus Fixlein, Fibel, überhaupt großen Theils alle komischen Romane. Als Muster des in solchen Werken herrschenden Tones der Darstellung diene ein

## Bruchstück aus Wahrheit und Dichtung.

Der Gegenwind, der mich gestern in den Hafen von Malesine trieb, bereitete mir ein gefährliches Abenteuer, welches ich mit gutem Humor überstand, und in der Erinnerung lustig finde. Wie ich mir vorgenommen hatte, ging ich Morgens bei Zeiten in das alte Schloß, welches ohne Thore, ohne Verwahrung und Bewachung jedermann zugänglich ist. Im Schloßhofe setzte ich mich dem alten, auf und in den Felsen gebauten Thurm gegenüber; hier hatte ich zum Zeichnen ein sehr bequemes Plätzchen gefunden. Neben einer drei, vier Stufen erhöhten, verschlossenen Thüre, im Thürgewände ein verziertes, steinernes

Sitzchen, wie wir sie wohl bei uns in alten Gebäuden auch noch antreffen.

Ich saß nicht lange, so kamen verschiedene Menschen in den Hof hinein, betrachteten mich, und gingen hin und wieder. Die Menge vermehrte sich, blieb endlich stehen, so, daß sie mich zuletzt umgab. Ich bemerkte wohl, daß mein Zeichnen Aufsehen erregt hatte, ich ließ mich aber nicht stören, und fuhr ganz gelassen fort. Endlich drängte sich ein Mann zu mir, nicht von dem besten Ansehen, und fragte, was ich da mache? Ich erwiederte ihm, daß ich den alten Thurm abzeichne, um mir ein Andenken von Malsesine zu erhalten. Er sagte darauf: es sei dieß nicht erlaubt, und ich sollte es unterlassen. Da er dieses in gemeiner venetianischer Sprache sagte, so, daß ich ihn wirklich kaum verstand, so erwiederte ich ihm, daß ich ihn nicht verstehe. Er ergriff darauf mit wahrer italienischer Gelassenheit mein Blatt, zerriß es, ließ es aber auf der Pappe liegen. Hierauf konnte ich einen Ton der Unzufriedenheit unter den Umstehenden bemerken, besonders sagte eine ältliche Frau, es sei nicht recht. Man solle den Podesta rufen, welcher dergleichen Dinge zu beurtheilen wisse. Ich stand auf meinen Stufen, den Rücken gegen die Thür gelehnt, und überschaute das immer sich vermehrende Publikum. Die neugierigen, starren Blicke, der gutmüthige Ausdruck in den meisten Gesichtern, und was sonst noch alles eine fremde Volksmasse charakterisiren mag, gab mir den lustigsten Eindruck. Ich glaubte das Chor der Vögel vor mir zu sehen, das ich, als Treufreund, auf dem Ettersburger Theater oft zum Besten gehabt. Dieß versetzte mich in die heiterste Stimmung, so daß, als der Podesta mit seinem Aktuarius herankam, ich ihn freimüthig begrüßte, und auf seine Frage, warum ich ihre Festung abzeichnete, ihm bescheiden erwiederte: daß ich dieses Gemäuer nicht für eine Festung anerkenne. Ich machte ihn und das Volk aufmerksam auf den Verfall dieser Thürme und dieser Mauern, auf den Mangel von Thoren, kurz auf die Wehrlosigkeit des ganzen Zustandes, und versicherte, ich habe hier nichts als eine Ruine zu sehen und zu zeichnen gedacht.

Man entgegnete mir: wenn es eine Ruine sei, was denn wohl daran merkwürdig scheinen könne? Ich erwiederte darauf, weil ich Zeit und Gunst zu gewinnen suchte, sehr umständlich, daß sie wüßten, wie viele Reisende nur um der Ruinen willen nach Italien zögen, daß Rom, die Hauptstadt der Welt, von den Barbaren verwüstet, voller Ruinen stehe, welche hundert und aber hundert Mal gezeichnet worden, daß nicht alles aus dem Alterthum so erhalten sei, wie das Amphitheater zu Verona, welches ich denn auch bald zu sehen hoffe.

Der Podesta, welcher vor mir, aber tiefer stand, war ein langer, nicht g'rade hagerer Mann, von etwa dreißig Jahren. Die stumpfen Züge seines geistlosen Gesichts stimmten ganz zu der langsamen und trüben Weise, womit er seine Fragen hervorbrachte. Der Aktuarius, kleiner und gewandter, schien sich in einen so neuen und selt'nen Fall auch nicht gleich finden zu können. Ich sprach noch manches dergleichen, man schien mich gern zu hören, und indem ich mich an einige wohlwollende Frauengesichter wendete, glaubte ich Beistimmung und Billigung wahrzunehmen.

Als ich jedoch des Amphitheaters zu Verona erwähnte, das man im Lande unter dem Namen Arena kennt, sagte der Aktuarius, der sich unterdessen besonnen hatte: das möge wohl gelten, denn jenes sei ein weltberühmtes römisches Gebäude; an diesen Thurme aber sei nichts Merkwürdiges, als daß er die Gränze zwischen dem Gebiete Venedigs und dem österreichischen Kaiserstaate bezeichne, und deßhalb nicht ausspionirt werden solle. Ich erklärte mich dagegen weitläuftig, daß nicht allein griechische und römische Alterthümer, sondern auch die der mittleren Zeit Aufmerksamkeit verdienten. Ihnen sei freilich nicht zu verargen, daß sie an diesem von Jugend auf gekannten Gebäude nicht so viele malerische Schönheiten, als ich, entdecken könnten. Glücklicher Weise setzte die Morgensonne Thurm, Felsen und Mauern in das schönste Licht, und ich fing an, ihnen dieses Bild mit Enthusiasmus zu beschreiben. Weil aber mein Publikum jene gelobten Gegenstände im Rücken hatte, und sich nicht ganz von mir abwenden wollte, so drehten sie auf einmal, jenen Vögeln gleich, die man Wendehälse nennt, die Köpfe herum, dasjenige mit Augen zu schauen, was ich ihren Ohren anpries; ja der Podesta selbst kehrte sich, obgleich mit etwas mehr Anstand, nach dem beschriebenen Bilde hin. Diese Scene kam mir so lächerlich vor, daß mein guter Muth sich vermehrte, und ich ihnen nichts, am wenigsten den Epheu schenkte, der, Fels und Gemäuer auf das reichste zu verzieren, schon Jahrhunderte Zeit gehabt hatte.

Der Aktuarius versetzte darauf, das lasse sich alles hören; aber Kaiser Joseph sei ein unruhiger Herr, der gewiß gegen die Republik Venedig noch manches Böse im Schilde führe, und ich möchte wohl sein Unterthan, ein Abgeordneter sein, um die Gränzen auszuspähen.

Weit entfernt, rief ich aus, dem Kaiser anzugehören, darf ich mich wohl rühmen, so gut als ihr, Bürger einer Republik zu sein, welche zwar an Macht und Größe dem erlauchten Staat von Venedig nicht verglichen werden kann, aber doch auch sich selbst regiert und an Handelsthätigkeit, Reichthum und Weisheit ihrer Vorgesetzten keiner Stadt

in Deutschland nachsteht. Ich bin nämlich von Frankfurt am Main gebürtig, einer Stadt, deren Namen und Ruf gewiß bis zu euch gekommen ist.

Von Frankfurt am Main! rief eine hübsche junge Frau, da könnt ihr gleich seh'n, Herr Podesta, was an dem Fremden ist, den ich für einen guten Mann halte; laßt den Gregorio rufen, der lange daselbst conditionirt hat, der wird am besten in der Sache entscheiden können.

Schon hatten sich die wohlwollenden Gesichter um mich her vermehrt, der erste Widerwärtige war verschwunden, und als nun Gregorio herbeikam, wendete sich die Sache ganz zu meinem Vortheile. Dieser war ein Mann, etwa in den Funfzigen, ein braunes, italienisches Gesicht, wie man sie kennt. Er sprach und betrug sich als einer, dem etwas Fremdes nicht fremd ist, erzählte mir sogleich, daß er bei Bolongaro in Diensten gestanden, und sich freue, durch mich etwas von dieser Familie und von der Stadt zu hören, an die er sich mit Vergnügen erinnere. Glücklicher Weise war sein Aufenthalt in meine jüngeren Jahre gefallen, und ich hatte den doppelten Vortheil, ihm genau sagen zu können, wie es zu seiner Zeit gewesen, und was sich nachher verändert habe. Ich erzählte ihm von den sämmtlichen italienischen Familien, deren mir keine fremd geblieben; er war sehr vergnügt, manches Einzelne zu hören, z. B. daß der Herr Alessina im Jahre 1774 seine goldne Hochzeit gefeiert, daß darauf eine Medaille geschlagen worden, die ich selbst besitze; er erinnerte sich recht wohl, daß die Gattin dieses reichen Handelsherrn eine geborne Brentano sei. Auch von den Kindern und Enkeln dieser Häuser wußte ich ihm zu erzählen, wie sie herangewachsen, versorgt, verheirathet worden, und sich in Enkeln vermehrt hätten.

Als ich ihm nun die genaueste Auskunft fast über alles gegeben, um was er mich befragt, wechselten Heiterkeit und Ernst in den Zügen des Mannes. — Er war froh und gerührt, das Volk erheiterte sich immer mehr, und konnte unserm Zwiegespräch zuzuhören nicht satt werden, wovon er freilich einen Theil erst in ihren Dialect übersetzen mußte.

Zuletzt sagte er: Herr Podesta, ich bin überzeugt, daß dieses ein braver, kunstreicher Mann ist, wohlerzogen, welcher herumreiset, sich zu unterrichten. Wir wollen ihn freundlich entlassen, damit er bei seinen Landsleuten Gutes von uns rede, und sie aufmuntere, Malsesine zu besuchen, dessen schöne Lage wohl werth ist, von Fremden bewundert zu sein. Ich verstärkte diese freundlichen Worte durch das Lob der Gegend, der Lage, der Einwohner, die Gerichtspersonen als weise und vorsichtige Männer nicht vergessend.

Dieses alles ward für gut erkannt, und ich erhielt die Erlaubniß, mit Meister Gregorio nach Belieben den Ort und die Gegend zu besehen. Der Wirth, bei dem ich eingekehrt war, gesellte sich nun zu uns, und freute sich schon auf die Fremden, welche nach ihm zuströmen würden, wenn die Vorzüge Malsesines erst recht ans Licht kämen.

Göthe.

Noch ist zu bemerken, daß diese drei Classen von Romanen in der Ausübung selten so rein geschieden vorkommen, wie hier in der Theorie, sondern daß beinahe jeder Roman, der zu der einen Classe gezählt wird, mehr oder weniger von den übrigen enthält.

## Grundsätze der Bearbeitung des Romans.

Damit der Roman, er mag zu was immer für einer Classe gehören, seinem aufgestellten Begriffe entspreche, hat der Dichter desselben Folgendes zu beobachten:

a) Soll kein Wort des Schriftstellers die Absicht verrathen, die er sich bei dem Entwurfe des Romans vorgesetzt hat; wenn dieser dieselbe im Bilde nicht klar und deutlich ausspricht, so ist er als fehlerhaft zu verwerfen; denn es fehlt die poetische Hülle, welche die sittliche Idee umkleiden soll, ohne sie zu verhüllen.

b) Nicht nur in der Anlage des Ganzen, auch in der Durchführung der einzelnen Theile muß Einheit des Plans, Verstand und bestimmte Absicht herrschen. So wie uns der Traum foltert, in welchem wir etwas ängstlich suchen und nicht finden, in welchem wir wo erwartet werden und nicht fertig werden können: so beunruhigt unser Gemüth auch in manchen fehlerhaften Romanen eine Reihe von Begebenheiten, die sich vor uns entwickeln, ohne uns dem Ziele näher zu bringen; wir suchen das Versproch'ne, ohne es zu finden; wir fangen immer an, ohne je fertig zu werden.

c) Nicht alltägliche Begebenheiten führe uns der Roman vor, er hebe uns vielmehr, wie der Traum, über das

Alltagsleben empor, und zeige uns das Treiben der Menschen in magischen Gestalten.

d) Wenn ungewöhnliche Begebenheiten im Romane erzählt werden, so seien sie gehörig motivirt und begründet, damit sie nicht gegen alle Wahrscheinlichkeit anstoßen; sonst würden sie die beabsichtete Wirkung eher vernichten, als hervorbringen.

e) Wenn der Roman die Thorheiten und Schwächen der Menschen geißeln will, so wähle er hierzu allgemeine Gestalten, an welchen die Folgen jener Fehler im Verlaufe ihrer Handlungen sichtbar werden. Dadurch erreicht er den Zweck der Erkenntniß und der Besserung leichter und vollkommener, als durch directe Lehren.

f) Wenn Episoden in den Roman eingeflochten werden, so muß ihr Dasein durch die Nothwendigkeit zum Zwecke bedingt sein; auch müssen sie als Fortsetzung von schon im Eingange des Werks angeknüpften Erzählungen erscheinen, und, als ob sie im Verlaufe der Haupthandlung sich ereigneten, nicht aber als schon geschehen, sich darstellen; weil die Erzählung, welche in die Vergangenheit zurückschreitet, den mit der Begebenheit vorwärts strebenden Leser nothwendig ermüden muß.

## Entstehung des Romanes.

Das Wort Roman bis zu seinem Ursprunge zu verfolgen, ist höchst schwierig. Einige, und die Meisten, leiten diese Benennung von dem Erfordernisse des Romantischen, das an diese Dichtungsart gemacht wird, ab. Andere lassen den Namen Roman daher entstehen, daß die meisten sogenannten Ritterromane früherer Zeit in der romanischen (cimrischen) Sprache geschrieben waren. Man könnte beide Meinungen vielleicht vereinigen, wenn man die Benennung des Romantischen überhaupt daher ableitete, daß die ersten Werke dieser Gattung, welche uns bekannt wurden, in der romanischen Sprache geschrieben

waren. Es scheint keinem Zweifel unterworfen zu sein, daß der Roman seine vollkommene Ausbildung erst in neuerer Zeit erhalten habe; da jene Ritterromane des früheren Mittelalters noch mehrere Eigenschaften des Heldengedichtes an sich tragen. Überhaupt scheint der Roman aus dem Heldengedichte entstanden zu sein, so wie dieses dem alten Mährchen seinen Ursprung verdankt.

Die Engländer waren die ersten, welche das Gebiet des Romanes bearbeiteten. Ihnen folgten, Anfangs mit geringem Erfolge, die Franzosen und Italiener, dann die Deutschen. Spanien hatte schon einige Jahrhunderte früher durch Cervantes Don Quixotte die unverwelkliche Palme errungen. Unter den deutschen Schriftstellern war Musaeus der erste Romanendichter, ihm folgte bald ein zahlloses Heer von Schreibern, deren Namen bald eben so vergessen sein werden, als es ihre Werke großen Theils schon jetzt sind. Indessen finden derlei Machwerke noch immer ihren Kreis von Lesern, und werden daher auch noch immer von Messe zu Messe geliefert. Unter den wahren deutschen Romanendichtern verdienen die mehrentheils schon genannten: Wieland, Thümmel, Hippel, Engel, Jacobi, Göthe, Klinger, Schiller, Jean Paul, Tieck, Fouqué eine auszeichnende Erwähnung.

---

# Anhang
## zur Theorie der epischen Dichtungsarten.

### Von der poetischen Schilderung.

Am Schlusse der Theorie der epischen Dichtungsarten wird es am schicklichsten sein, von der Beschreibung, in so ferne sie in das Gebiet der Dichtkunst gehört, Einiges zu sprechen.

Man versteht unter Beschreibung im weitesten Sinne die lebendige Darstellung irgend eines Gegenstan-

des in einem Bilde der Gegenwart durch das Mittel der menschlichen Sprache. In der Beziehung, daß irgend ein Ereigniß mitgetheilt wird, ist die Beschreibung der epischen; in der Rücksicht, daß durch den Ausdruck der Empfindung die Erregung von poetischen Gefühlen beabsichtet wird, ist sie der lyrischen; und in so ferne etwas als gegenwärtig dargestellt wird, der dramatischen Poesie verwandt; doch unterscheidet sie sich wesentlich von allen drei angeführten Hauptgattungen. Die epischen Dichtungsarten haben die Mittheilung von etwas Geschehenem, als schon geschehen, zum Zwecke, und lassen vor den Leser die Vergangenheit vorüberzieh'n. Die Beschreibung führt das Ereigniß aus der Vergangenheit herauf, und strebt, die damals herrschende Gegenwart dem Leser in einem Bilde vor die Seele zu stellen. Die Lyra sucht durch den Ausdruck poetischer Gefühle ähnliche Empfindungen zu erregen, und dadurch manchmal zugleich belehrenden Unterricht zu ertheilen: die Beschreibung will zuweilen durch dasselbe Mittel, stets aber durch Einwirkung auf die Fantasie des Lesers das Bild des beschriebenen Gegenstandes zur lebendigen Anschauung bringen. Im Drama entwickeln sich die Handlungen der Menschen, als moralischer Wesen, vor unsern Augen, während in der Beschreibung, wie Jean Paul treffend sagt, »die Bühne handelt und die Personen der Schauplatz sind.« Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die Beschreibung mit vollem Rechte unter keine der drei Hauptdichtungsarten gebracht werden kann, und daß sie am füglichsten als zwischen der epischen und dramatischen Poesie in der Mitte stehend, zu betrachten ist.

## Arten der poetischen Schilderung.

Die Beschreibung in der angeführten Bedeutung erstreckt sich sowohl in das Gebiet der prosaischen, als in das der poetischen Schreibarten; erscheint in Bezug auf historische Darstellung als Biographie, und in Aufsätzen des niedern Stils oft nur als trockene Aufzählung der Merkmale eines Gegenstandes.

Wenn aber die Beschreibung durch Einwirkung auf die Fantasie des Lesers ein nicht so sehr treues, als vielmehr schönes Bild vor dessen Seele führt: dann ist die poetische Schilderung vorhanden, welche, je nachdem sie das Bild eines moralischen Wesens, oder das eines sinnlichen Gegenstandes zur Anschauung bringen will, in Charakterschilderung und in poetische Malerei zerfällt.

Von der Charakterschilderung ist schon in dem Abschnitte vom Heldengedichte gesprochen worden, und wir können es bei dem, was besonders von der technischen Darstellung derselben gesagt wurde, um so mehr bewenden lassen, da die Charakterschilderung, wenn sie ja manchmal vorkommt, niemals als für sich bestehende Dichtungsart, sondern stets als Theil eines andern poetischen Werkes von größerem Umfange angetroffen wird. So erscheint auch die poetische Malerei meistens als Bruchstück aus einem Heldengedichte, Drama u. s. w., und jene Gedichte, welche die Darstellung eines Gegenstandes in einem Bilde durch die Worte zum unmittelbaren Zwecke zu haben scheinen, sind nicht sehr zahlreich.

## Von der poetischen Malerei *). — Gegenstand derselben.

### a) Die menschliche Gestalt.

Der Gegenstand, welchen die poetische Malerei im Bilde zur lebendigen Anschauung bringen will, kann entweder der menschliche Körper, oder etwas anderes, z. B. eine schöne Gegend sein. In beiden Fällen steht die poetische Malerei der eigentlichen, von welcher sie den Namen entlehnte, in Rücksicht der Wirkung nach: da diese das vollendete Bild in hellem Farbenglanz mit einem Male vor den äußern Blick stellt, während jene nur durch in der Zeitfolge gebildete Züge das Bild vor der Fantasie des Lesers sich gestalten läßt. Vorzüglich schwierig wird es aber, das Bild einer bestimmten menschlichen Gestalt durch Worte lebendig vor die Seele zu stellen; denn der Umriß

*) Nach Jean Paul.

der Gestalt tritt durch Beschreibung selten vor die Fantasie, wenn nicht gewisse Mittel vorausgegangen sind, welche der Einbildungskraft es erleichtern, ein bestimmtes Bild von der Gestalt aufzunehmen. Diese Mittel sind nach Jean Paul: die Aufhebung, der Contrast und die Bewegung.

a) Die Aufhebung besteht in der Anführung dessen, was die zu beschreibende Gestalt verhüllt, und in der darauf erfolgenden Wegnahme dieser Verhüllung. Die Erzählung, daß eine verschleierte Person entschleiert, daß ein geschlossenes Visir geöffnet wurde, gibt der Fantasie, welche jeden leeren Raum mit einem Bilde erfüllt, hinlänglichen Spielraum, sich einen schönen Kopf unter dem Schleier, ein muthiges, ritterliches Antlitz unter dem Helme zu denken.

b) Der Contrast. Dieser ist entweder der Gegensatz der Farben, oder der Verhältnisse der Formen. So erhöht sich der Schmelz der Zähne bei Mohren, die Röthe der Lippen durch weiße Gesichtsfarbe, und diese wieder durch dunkles Haar. So wird ein unangenehmes Gesicht durch das Licht schöner Augen verklärt u. s. w.

c) Die Bewegung ist wieder eine äußere und eine innere. Wird das, was mit einem Gegenstande geschieht, erzählet, so malet sich durch die Beschreibung der äußern Bewegung das Feste, unbeweglich Bleibende um so stärker. Denn, wenn der Fantasie eine Ursache vorgestellt wird, so schafft sie sich selbst die Wirkung. So wird der Hals durch die Erzählung des Anlegens oder Abnehmens eines Halsbandes gemalt; so stellt uns Göthe die Gestalt seiner Dorothea vor die Sinne, indem er ihren Anzug beschreibt. Auch durch die Schilderung der inneren, in dem Gemüthe einer Person vorgehenden Bewegung, malt man die Gestalt einer andern. Will man daher eine Gestalt uns zeigen, so male man Einen, welcher sie sieht, und zugleich einen oder den andern Theil ihres Körpers, so füget die Fantasie das Übrige hinzu.

Indem man auf solche Weise der Fantasie des Lesers ihr Geschäft erleichtert, erreicht man den Zweck, eine bestimmte Gestalt vor sie herauf zu führen, vollkommener, als wenn man jeden der einzelnen Theile sorgsam aufzählt und beschreibt; denn das Wort ist nur der allgemeine Ausdruck von Begriffen, und kein individueller Farbenton. Die angezeigten Mittel findet man z. B. in der Schilderung der Gestalt der Königin Wanda erfolgreich angewendet:

Schön, wie ein Thaugewölk aus Licht gewoben,
Erröthend von des Morgens Purpursaum,
Sah' ich ein Weib auf weißem Roß erhoben,
Beflügelt eilen durch den grünen Raum;
Als ob herabgesendet sie von oben,
So lieblich, wie ein holder Frühlingstraum.
Mich überfiel ein sehnsuchtsvolles Grauen,
So mild und herrlich war sie anzuschauen.
— — — — — — — — — —
Du kündest mir, was selber ich empfunden;
Auch mich umflocht mit zaubernder Gewalt
Ihr Haar, das, kühn dem Diadem entwunden,
Des Busens gold'nen Harnisch überwallt,
Die silberstoff'nen Ärmel, losgebunden,
Umflatterten, wie Flügel, die Gestalt,
Ihr grünes Kleid umrankten gold'ne Sprossen,
Ein Rosenplan vom Sonnenstrahl umflossen!
Und, wie dem Blätterkelch die Rosenblüthe,
Entquoll des Leibgewandes grünem Sammt,
Daß liebend er die zarten Glieder hüte,
Der Rock, in dem das Blut des Purpurs flammt,
Ein Demantgurt, das Bild der reinen Güte,
Schürzt ihn mit Perlen, die dem Meer entstammt,
Und, innigst angeschmiegt den Silberfüssen,
Sah ich ein gülden Stiefelpaar sie küssen. —
Sie kam zurück aus wildem Schlachtgetümmel,
Ein Sternenbild am blut'gen Abendhimmel.

F. L. Z. Werner.

### b) Poetische Landschaftsmalerei.

Die poetische Malerei, welche das Bild einer Gegend durch Worte hervorzaubern soll, ist bei weitem leichter, als die Schil-

derung einer bestimmten menschlichen Gestalt; weil jene eine größere Allgemeinheit und einen weiteren Spielraum in Farbe und Zeichnung zuläßt. Aber nicht jeder Bestandtheil einer Landschaft dient zur Hervorbringung einer poetischen Schilderung derselben, die dichterische Landschaft muß ein malerisches Ganzes ausmachen. Die einzelnen Theile müssen mit dichterischem Geiste gewählt, und harmonisch zusammengestellt werden, wenn dem Leser unwillkürlich die Landschaft, wie von einem Berge bei aufgehendem Morgenlicht, mit Höhen und Tiefen sich entwickeln soll. Damit aber die Beschreibung einer Landschaft sich zur poetischen Schilderung erhebe, ist ferner nothwendig, daß Ein Ton der Empfindung durchherrsche, welcher entweder in dem Gemüthe des Dichters waltete, oder bei Schilderungen, welche Theile eines größeren epischen oder dramatischen Werkes sind, aus der Stimmung der sprechenden Person hervorgeht. So geht dieselbe Sonne mit einem anderen Rothe vor der Mutter unter, welche an dem Grabhügel ihres Kindes steht, und mit einem andern vor dem Vater, der den lang entbehrten Sohn wieder in die Arme schließt. »Für beide Abende hat der Dichter ganz verschied'ne Sterne, Blumen, Wolken und Schmetterl'nge auszulesen *).« Die noch so vollständige Aufzählung aller Einzelnheiten einer Landschaft wird ohne jenen durchherrschenden Ton der Empfindung kein poetisches Bild hervorzubringen im Stande sein; da die Wirkung, welche die wirkliche, oder gemalte Landschaft hervorbringt, durch die Totalität des Eindrucks bewirket wird; während die poetische Landschaft nur Einzelnes nach Einzelnem ausbreiten kann, und jedes Einzelne ohne Verbindung dastehen würde, wenn nicht ein inneres poetisches Band die Theile mit einander verknüpfte, und so den äußeren Zusammenhang erstattete.

### Beschreibung einer Gegend.

— — Indem Cesar so auf den Bergrücken auf beiden Seiten dahinwandelte, flutete der Nord-Ost ihm immer voller entgegen, und

*) Jean Paul.

wühlte das feste Land zum flüssigen um. Die nahen Bäume schüttelten sich, wie Tauben, süß schauernd in seinem Bade, aber in der Ferne standen die Wälder, wie gerüstete Heere, fest, und ihre Gipfel, wie Lanzen. — Majestätisch schwammen durch das Blau die silbernen Inseln, die Wolken, und auf der Erde schritten Schatten riesenhaft über Ströme und über Berge — im Thale blitzte die Rosana und rollte in den Eichenhain. — Er trat in's warme Thal hinab, die Weiden schäumten, und ihr Same spielte in der Wolkenflocke, eh' ihn die Erde befestigte — wie ein herrlicher blauer Blumenstrauß schillerte in hohen Gräsern der Hals des ruhenden Pfaues. — Er trat unter die Eichen, die mit knotigen Armen den Himmel umfaßten und mit knotigen Wurzeln die Erde. — Die Rosana sprach allein mit dem brausenden Wald, und fraß schäumend an Felsenstücken und am morschen Ufer. Nacht und Abend und Tag verfolgten einander im mystischen Hain. — Er trat an den Fluß, und ging mit ihm hinaus, vor eine rege warme Ebene voll Dörfer, und aus ihnen klang der Sonntag, und aus den Ährenfeldern fuhren Lerchen, und an den Bergen krochen Menschensteige hinauf, die Bäume regten sich als Lebendige, und die fernen Menschen schienen festzuwurzeln, und wurden nur Schößlinge an der tiefen Rinde des ungeheuren Lebensbaumes. — —

Jean Paul.

## Erfordernisse der poetischen Schilderung überhaupt.

Aus dem, was sowohl von der Beschreibung einer menschlichen Gestalt, als von der Landschaftsmalerei bemerkt wurde, ergeben sich folgende Eigenschaften als nothwendige Erfordernisse jeder poetischen Schilderung:

1) Anschaulichkeit. Das Vorhandensein dieser Eigenschaft ist aus dem kurz vorher angeführten Grunde höchst schwierig, da dieselbe durch die Vorstellung des ganzen Bildes mit einem Male durch das Mittel der Sprache nicht denkbar ist. Es genüget daher, daß das Bild, wenn auch nicht mit einem Male, sich doch leicht übersehen läßt; und dasselbe wird an Leben und Sinnlichkeit gewinnen, wenn der Dichter nicht so sehr das in gleichem Zeitraum Vorhandene, als das auf einander Folgende, so wie die bewegte mehr, als die stillstehende Natur zu schildern strebt.

2) Ordnung. Diese besteht in einer zweckmäßigen Aneinanderfügung aus der Natur glücklich entlehnter Züge, deren Verbindung das beabsichtete Bild hervorbringen soll. Es ist keineswegs gleichgiltig, von welcher Einzelnheit begonnen und mit welcher geendet wird; denn die Wirkung wird durch die verschiedene Zusammenstellung der einzelnen Züge häufig modificirt.

3) Geist. Darunter versteht man den Ton der poetischen Empfindung, welche durch die Beschreibung herrschen soll, und welcher zur Vollendung eines poetischen Gemäldes eben so wesentlich ist, als Licht und Schatten bei einem natürlichen.

Die vorzüglichsten, größern beschreibenden Gedichte der Deutschen sind: der Frühling, von Kleist, und Hallers Alpen. Außerdem besitzen wir von Matthisson, Salis, Fr. Leopold Stolberg, Brun treffliche Dichtungen dieser Art, so wie in Jean Pauls Romanen vollendete poetische Schilderungen.

Beispiele:

### Beschreibung einer Schlacht.

— Die Nacht
Vor der Schlacht
Ward gar bange zugebracht.
Doch bei'm ersten Sonnenstrahl
Ward mir's klar mit einem Mal.
Herr, da standen beide Heere,
Zahllos, wie der Sand am Meere,
Still und stumm
Weit herum.
Düster, wie das Nebelgrauen,
Das noch lag auf Berg und Auen.
Durch den Duftqualm sah man's blitzen
Von dem Stahl der Eisenspitzen.
Und als jetzt der Nebel wich,
Zeigte Roß und Reiter sich.

Da fühlt' ich mein Herz sich wandeln,
Jeder Zweifel ward besiegt;
Klar ward's, daß in Thun und Handeln
Nicht in Grübeln 's Leben liegt.
Und als nun erschallt das Zeichen,
Beide Heere sich erreichen,
Brust an Brust,
Götterlust!
Herüber, hinüber,
Jetzt Feinde, jetzt Brüder
Streckt Mordgeschoß nieder —
Empfangen und geben
Den Tod und das Leben
In wechselndem Tausch,
In glühendem Rausch.
Die Lüfte erschüttert,
Die Erde erzittert
Vom Pferdegestampf
Im tobenden Kampf.
Die Gegner, sie wanken,
Die Gegner, sie weichen!
Wir muthig und jach
Den Fliehenden nach,
Über Freundes und Feindes Leichen.
Jetzt auf weitem Feld
Der Würger hält,
Überschaut die gefallenen Ähren,
Doch kann er dem Jubel nicht wehren,
Sieg! rufet es, Sieg! —

Grillparzer.

Friedr. Leop. Stolberg: Hellebeck.

Matthissson: An ein Dorf. — Der Genfer See. — Erinnerung am Genfer See. — Abendlandschaft. — Der Alpenwanderer. — Mondscheingemälde u. s. w.

Salis: Das Abendroth. — Abendbilder. — Die Einsiedelei.

Jean Paul: Malerische Schilderung eines Gewittermorgens. — Der namenlose Wunsch. — Nächtlicher Traum. — Fortdauer. — Der erste Mai *).

*) Siehe Pölitz Bruchstücke zur statar. und cursor. Lectüre deutscher Classiker, III. Band.

# Biographische und kritische Notizen von den vorzüglichsten epischen Dichtern Deutschlands.

Nach ihrer chronologischen Folge geordnet.

## Fridrich von Hagedorn,

geboren zu Hamburg am 25. April 1708; starb ebendaselbst am 28. October 1754, als Secretär.

Er studirte früher zu Jena die Rechte, und war als Secretär des dänischen Gesandten einige Zeit zu London. Seine Fabeln sind unter seinen übrigen Gedichten, die in drei Bänden herausgekommen sind, zu finden. Die Reinheit der Sprache und die Gewandtheit des Ausdrucks, welche in den Fabeln herrscht, ist um so mehr zu loben, als ihre Abfassung in eine Zeit fiel, wo für die deutsche Sprache so viel als nichts geschehen war, und der Vorwurf der Nachahmung fremder Schriftsteller, welchen man Hagedorn häufig machte, sich unmöglich auf den deutschen Stil beziehen kann.

## Ewald Christian von Kleist,

geboren zu Zeblin in Pommern am 5. März 1715 aus einem nicht unberühmten Heldengeschlechte; starb am 24. August 1759, als preußischer Major, einige Tage nach der Kunersdorfer Schlacht an den Folgen seiner zahlreichen Wunden.

Nicht Neigung zum Soldatenstande, sondern widrige Verhältnisse bewogen ihn zuerst, Dienste im dänischen Heere zu nehmen, denn er hatte zu Königsberg die Rechte studirt und

sich überhaupt mit glühendem Eifer den Wissenschaften hingegeben. — Unter den mannigfaltigen rauhen Umgebungen, im Getümmel des Krieges, den sein sanftes Herz nur hassen konnte, flüchtete er sich mit verletztem Gemüthe zu der Poesie, die ihm wenigstens Melodie und Sprache gab, daß er aussagen konnte den Schmerz, der ihm die Brust umspannte, und die tiefe Sehnsucht nach Ruhe, die stets vor ihm zu fliehen schien. Sein schönes beschreibendes Gedicht: der Frühling, erregte bei seinem ersten Erscheinen allgemeine Aufmerksamkeit und Bewunderung. Viele wahrhaft poetische Schilderungen sind in demselben enthalten; aber auch einige treffliche Idyllen, z. B. Irin, finden sich unter seinen übrigen Gedichten, die in zwei Bänden herausgekommen sind.

## Christian Fürchtegott Gellert,

geboren zu Haynichen im Erzgebirge am 4. Juli 1715; starb als außerordentlicher Professor der Moral zu Leipzig am 13. December 1769.

Schon frühe entwickelte sich im älterlichen Hause, wenn auch nicht unter lachenden Aussichten, seine Anlage zur Poesie. Er studirte zu Leipzig die Theologie und würde als Prediger Bedeutendes geleistet haben, wenn nicht seine Ängstlichkeit, seine schwache Brust und sein untreues Gedächtniß den freien Erguß seiner Begeisterung gehemmt hätte. Er übernahm hierauf die Erziehung zweier sächsischer Edelleute und beschäftigte sich fortan mit dem Unterrichte der Jugend. Der sächsische Hof, auf Gellerts Verdienste aufmerksam gemacht, ließ ihn selbst aufmuntern, um eine Professur einzukommen, welche er auch sogleich erhielt. Er las nun öffentlich über Dichtkunst und Beredsamkeit. Der Zulauf zu seinen Vorlesungen war so groß, daß die weiten Säle der Universität die Hinströmenden nicht zu fassen vermochten. Sein faßlicher, bedeutungsvoller und anziehender Vortrag erwarben ihm ungetheilten Beifall. Männer aus den ersten Ständen waren stolz darauf, Gellerts Schüler zu sein, und unbegränzt war die Achtung und Liebe, die dieser Mann allenthalben genoß. Viele der Reicheren be-

eiferten sich, durch bedeutende Beiträge ihm ein fröhliches, sorgenfreies Los zu bereiten. Moritz Graf von Brühl, sein edler Schüler, gab ihm bis an sein Ende eine Pension von 150 Thalern, ohne daß Gellert den Geber je errathen; andere sendeten ihm reichliche Geschenke; auch vom Churfürsten ward er mit Gunstbezeigungen überhäuft. Prinz Heinrich von Preußen schenkte ihm das Pferd, welches er in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte, und worauf Gellert seither täglich auszureiten pflegte. Auf solche Weise hätte Gellert recht glücklich sein können, wenn nicht eine lastende Seelenkrankheit, die Hypochondrie, an seinem Leben genagt hätte, die sich auch in seinen Schriften verräth. Diese war es, welche bei allem, was er unternahm, eine kindische Ängstlichkeit in ihm hervorbrachte; welche ihn bestimmte, seine Vorträge über Ästhetik und deutsche Literatur mit jenen der Moral zu vertauschen; welche zuletzt sein frühes Ende herbeiführte. Gellert war nach Göthe's Schilderung nicht groß von Gestalt, zierlich aber nicht hager, sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts, alles machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswerth. Sein moralischer Charakter war durchaus ohne Flecken. Diesem Manne gelang es, der Liebling des deutschen Publikums in einem Grade zu werden, wie es seither nur sehr Wenige geworden sind. Seine Fabeln gehören zu den ersten erfreulichen Strahlen, welche die goldene Morgenröthe der deutschen Literatur heraufführte. Eine liebliche Naivetät herrscht in denselben, und die Moral, welche sie begründen, ist rein und faßlich. Viele von ihnen sind auch Muster äsopischer Fabeln. Es gibt wenig so gelesene und gepriesene deutsche Bücher, als Gellert's Fabeln und Erzählungen. — In der That, sagt Horn, dürfen wir eine gewisse Gattung von Volksbildung der Allverbreitung seiner Fabeln zuschreiben, so wie es ihm gleichfalls verliehen war, einige Ahndungen von Religiosität selbst bei dem großen Haufen zu retten. Schade nur, daß Kränklichkeit der Grundzug aller

seiner übrigen Werke ist, welche indessen im Scherze bei ihm gerade am angenehmsten erscheint.

## Magnus Gottfried Lichtwehr,

geboren zu Wurzen am 30. Januar 1719; starb als Doctor der Rechte zu Halberstadt am 6. Juli 1783.

Von ihm besitzen wir vier Bücher äsopischer Fabeln, von welchen er selbst in einer spätern Ausgabe viele als schlecht verwarf, und die für gut befundenen verbesserte und vermehrte. In manchen derselben ist der Charakter der äsopischen Fabel glücklich wiedergegeben.

## Johann Wilhelm Ludwig Gleim,

geboren zu Ermsleben im Halberstädtischen am 2. April 1719; starb ohnweit Halberstadt, als Secretär des Stiftes Walbeck, am 18. Februar 1803.

Froh war als Greis, wie es der Mann gewesen,
Der Harfner mit dem Silberhaar,
Und sein Gesicht ließ eine Seele lesen,
Die hier schon in Verklärung war.

Seume.

Er studirte zu Halle die Rechte und verband sich mit Utz und Götz zu einem engen Dichtervereine. Später bekleidete er mehrere Secretärsstellen, bis er endlich die oben genannte erhielt, welche ihm Muße genug übrig ließ, sich der Dichtkunst zu weihen. Der Grundzug von Gleim's Charakter war nach dem Ausspruche eines geistreichen Beurtheilers, deutsche Liebe, bewundernder, sich allem Vortrefflichen hingebender und durch keine besondere — allemal eigennützige — Virtuosität gestörter Enthusiasmus und der Trieb, Freude zu verbreiten und das Gute zu befördern in seinem Kreise. Und aus diesem Gesichtspunkte muß man auch seine poetischen Werke beurtheilen. Viele seiner Fabeln sind sehr gelungen; doch neigt sich sein Talent entschieden mehr zu den lyrischen, als zu den epischen Dichtungsarten hin.

# Fridrich Gottlieb Klopstock,

**geboren zu Quedlinburg am 2. Juli 1724; starb zu Hamburg als königlich dänischer Legationsrath und markgräflich badenscher Hofrath, am 14. März 1803.**

Seine Kindheit verlebte er in ländlicher Umgebung zu Friedeberg; seine theologische Bildung vollendete er zu Jena. Hier entwarf er schon die ersten Gesänge seines Messias, und der Dichterzirkel zu Leipzig, in welchem er sich später befand, veranlaßte die Aufnahme der drei ersten Gesänge dieses Gedichtes in die Bremischen Beiträge. Die Erscheinung dieser Gesänge regte die Erwartung, wie das Staunen des gebildeten Deutschlands auf, obwohl sie auch viele Stimmen des Tadels weckte. Klopstock ward mit einem nicht unbedeutenden Jahrgehalt nach Kopenhagen eingeladen, um dort seinen Messias zu vollenden, und daselbst vom Minister Bernstorf mit vieler Achtung aufgenommen. Auf der Hinreise lernte er zu Hamburg die von ihm unter dem Namen Cidli besungene Meta Moller kennen, mit welcher er sich in der Folge vermählte, die er aber nach einigen Jahren durch den Tod wieder verlor. Seit 1791 lebte er, mit wissenschaftlichen Forschungen über die deutsche Sprache beschäftigt, in stiller Zurückgezogenheit. Die französische Revolution fand auch an ihm bei ihrem Beginnen einen eifrigen Verfechter; aber bald erfüllten ihn die unseligen Folgen derselben mit Abscheu gegen ihre Urheber. Klopstock ist groß als epischer, vielleicht noch größer als lyrischer Dichter. Drei gleich ehrwürdige, geistige Impulse waren es, welche seine Gedichte hervorbrachten: Vaterlandsliebe, Freundschaftsgefühle und reine Religiosität. Ihm verdanken die Deutschen den Ruhm, eine Epopöe zu besitzen, welche sich kühn neben die gefeiert'sten fremder Nationen stellen darf. Das Riesenwerk, die Messiade, führt in zwanzig Gesängen das erhabenste Thema durch: die Erlösung des Menschengeschlechts. Die Aufnahme, welche dieselbe in Deutschland gefunden hat, war seinem Werthe angemessen; man erfreuete sich eines Werkes, das die heiligste Begeisterung eingegeben hatte, und während man den großen Dichter bewunderte, verhallte

leicht das seichte Geschwätz, mit dem die Gottschedischen Schüler sein Werk anzugreifen sich erdreisteten. Dieses Heldengedicht zeichnet sich durch hohe Charaktere, treffliche, lebhafte Schilderungen, schöne Gleichnisse und durch einen erhabenen Schwung der Gedanken, wie des Ausdrucks, aus, welcher letztere nur zuweilen etwas zu lyrisch wird. Auch ist es nicht zu verhehlen, daß die späteren Gesänge des Messias nicht ohne die Mühe des einzeln waltenden, kühlen Verstandes, langsam und schwer hervorgetreten sind. Dieses und besonders das Stillestehen der Handlung nach dem zehnten Gesange, ist in dem großen Werke zu tadeln. Letzteres hat noch den Nachtheil, daß das Interesse des Lesers an dem Gedichte immer kälter wird, welche Kälte aller Aufwand der Bilder und alle Zierden des Stils nicht zu verscheuchen vermögen.

## Justus Fridrich Wilhelm Zachariä,

geboren zu Frankenhausen am 1. Mai 1726; starb zu Braunschweig als Professor der Dichtkunst am 30. Januar 1777.

Von seiner frühesten Jugend an widmete er sich mit unermüdetem Eifer der Dichtkunst. Das erste, freilich noch unvollkommene, Werk, das von ihm erschien, war: »der Renomist,« eine komische Epopöe; es wurde großen Theils beifällig aufgenommen, und der junge Dichter ward, besonders durch Gottsched, zum Weiterstreben aufgemuntert. Seine späteren komischen Epopöen: »das Schnupftuch,« »Phaeton,« »Murner in der Hölle« haben mehr Gehalt, als die erste, indessen sind sie sämmtlich jetzt vielleicht mehr, als sie es verdienen, vergessen. Zachariä gab außer diesen Epopöen noch Fabeln, beschreibende und andere Gedichte nebst einer mißlungenen Übersetzung von Milton's verlornen Paradiese heraus, welche Werke gesammelt in neun Bänden erschienen sind.

## Gotthold Ephraim Lessing,

geboren zu Kamenz am 22. Januar 1729; starb als herzoglicher Bibliothekar zu Wolfenbüttel, am 15. Februar 1781.

Der strengen älterlichen Haft entzogen, studirte er zu

Leipzig, fand aber nur an Erneſti's Vorträgen über die claſſiſche Literatur Behagen. Er lernte daſelbſt die Directrice des dortigen Schauſpiels kennen, und dieſer Umgang veranlaßte mehrere Überſetzungen franzöſiſcher Dramen und eine eigene dramatiſche Arbeit; aber er war auch die Urſache eines bittern Unmuths ſeiner Ältern, bei welchen, wie damals bei Vielen, die Schauſpieler zur verrufenſten Menſchen-Claſſe gehörten. Er kehrte zurück in das väterliche Haus, ging dann, um dem Wunſche ſeiner Ältern zu genügen, nach Wittenberg, wo er eifrig ſtudirte und die Magiſterwürde erhielt. Späterhin ging er nach Leipzig, dann nach Hamburg, wo ſeine berühmte Dramaturgie entſtand, bis er den Ruf nach Wolfenbüttel erhielt. Hier machte er ſich durch ſeine theologiſchen Schriften bekannt; ging von da nach Wien und nach einiger Zeit mit dem Prinzen Leopold von Braunſchweig nach dem geprieſenen Italien, und kehrte von dort über München und Mannheim zurück. Seine literariſche Thätigkeit ward durch ein langwieriges Kränkeln geſtöret, welches, verbunden mit Chicanen und Verfolgungen, ſeine Auflöſung herbeiführte. Leſſing war einer jener Männer, denen wir unſre deutſche Literatur verdanken. Zu einer Zeit, wo Nachahmungsſucht und wäßrige Breite unter den deutſchen Schriftſtellern einriß, ſtellte er allein bisher unbekannte Grundſätze des Wahren und des Schönen auf, zeigte die Gehaltloſigkeit der franzöſiſchen Dichterwerke, wies bedeutend hin auf die ſpaniſche und engliſche Literatur, und überzeugte die deutſche Nation durch treffliche Muſter aller Art, wie die von ihm ausgeſprochenen Geſetze auch geübt werden ſollen. Und dennoch iſt Leſſing viel richtiger den deutſchen Gelehrten, als den Dichtern beizuzählen. So regelrecht und fehlerfrei die Arbeiten auch ſind, welche er in verſchiedenen Zweigen der Poeſie geliefert, ſo fehlt doch allen der hohe, dichteriſche Schwung, welcher jedes poetiſche Werk heben und tragen ſoll. Man kann ſagen, daß Leſſing viel beſſer wußte, wie ein wahrer Dichter ſchreiben ſolle, als er es ſelbſt that. Dieſes Urtheil wird ſeinem unbeſtrittenen Ruhme nicht das ge-

ringste Blatt entreißen und bei der Betrachtung nicht unbescheiden erscheinen, daß Lessing selbst gestand, er fühle es, daß ihm das schöpferische Dichtertalent mangle. — Von seinen Fabeln sind nur wenige äsopische. Die meisten neigen sich in das Gebiet der Satyre, oder des Epigramms hinüber. Auch ist ihr Stil glänzender, als der gewöhnliche Fabelstil, so wie überhaupt Lessing's Prosa, was Energie und Gedrängtheit betrifft, bisher noch von keinem Schriftsteller übertroffen wurde. Wir werden auf ihn und seine dramatischen Werke zurückkommen.

## Salomon Geßner,

geboren am 1. April 1730 zu Zürch; starb als Ober-Aufseher der Hochwälder des Freistaates Zürch, am 2. März 1787.

Die erste Einwirkung auf des Knaben zur Dichtkunst geneigtes Gemüth hätte beinahe den zarten Keim seines Talentes erstickt; aber die Reize der ihn umgebenden Natur und die Werke der zur Zeit seiner Jugend auftretenden Dichter: Kleist, Haller, Klopstock, begeisterten den Jüngling zu seinen zarten Schöpfungen aus dem Gebiete einer idealen Hirtenwelt, an welchen nur vielleicht eben das zu tadeln wäre, daß diese Welt sich von der wirklichen zu sehr unterscheide. Dadurch verlieren seine Gebilde so sehr an der nothwendigen Wahrheit und das beschränkte Menschenglück wird in dessen Idyllen so wenig sichtbar. Aber sein Stil ist musterhaft, das lieblichste Mittelding zwischen Poesie und Prosa, und ersetzt durch seinen ungebundenen und natürlichen Wohlklang jede auch noch so harmonische, metrische Einkleidung. Er ist voll schöner poetischer Bilder, welche sich jedoch zuweilen eben durch das Gepräge des Idealen, das sie an sich tragen, zu sehr in's Allgemeine verlieren.

## Christoph Martin Wieland,

geboren zu Biberach am 5. September 1733; starb als Weimarischer Hofrath und Erzieher des jetzigen Großherzogs, am 20. Januar 1813.

Wieland ist einer der bedeutendsten Heroen der deutschen Literatur. Schon in den ersten Jugendjahren machte er durch

sein glückliches Talent und durch seinen unermüdlichen Fleiß alle, die ihn umgaben, aufmerksam, und zeigte frühe einen Hang zur Dichtkunst. Er war Anfangs zur Theologie bestimmt, allein wegen seiner schwachen Brust, die ihn am Predigen hinderte, wollte er sich den Rechtswissenschaften widmen; doch seine Neigung zur schönen Literatur behielt die Oberhand, und ihr weihete er alle Zeit und seine besten Kräfte. Er ward in der Schweiz Bodmer's literarischer Gesellschafter, und durch ihn mit den Meisterwerken deutscher Schriftsteller erst recht bekannt, da er vorher mit den Griechen und Römern seine Zeit beinahe ausschließend zubrachte. Als er dann (1760) eine Rathsstelle in seiner Vaterstadt Biberach erhielt, arbeitete er an einer Übersetzung Shakspeares. Bei allen ihren Mängeln, die Wieland selbst sehr freimüthig und bescheiden anerkannt hat, hatte sie den trefflichsten Nutzen für die Deutschen, und trug besonders viel dazu bei, die Fehler der französischen Tragödie kennen zu lernen. Einen bedeutenderen Schwung, als Schriftsteller wirkend für Deutschland und seinen Ruhm aufzutreten, erhielt er während seines Aufenthaltes bei Graf Stadion, Mainzischem Staatsminister, auf dessen Schlosse Warthausen. In diesem Hause, wo der heiterste Lebensgenuß erwünscht und jede Gezwungenheit und Überspannung verbannt war, fand Wieland Trieb, sich ferner auszubilden. Die reiche Bibliothek des Grafen gab ihm Gelegenheit und Mittel dazu an die Hand. Im Jahre 1769 bekam er einen Ruf als Professor der Philosophie nach Erfurt. Drei Jahre darauf ging er von da als Erzieher der Prinzen von Weimar nach dieser Stadt ab, zu welcher Stelle ihn Freiherr von Dalberg der Herzogin Anna Amalia vorgeschlagen hatte. Hier schüttelte Wieland's Genius kräftiger seine Schwingen und erhob sich zum großartigen Fluge. Im Vereine mit Göthe, Herder, Schiller schuf er Deutschland eine neue Literatur, und die Verbindung solcher Männer erhob die Stadt, welche sie bewohnten, in literarischer Bedeutenheit weit über alle übrigen. Was Wieland rücksichtlich der Erziehung der jun-

gen Herzoge leistete, so wie die Schilderung des goldenen Zeitalters alles Schönen und Guten, welches die fürstliche Mutter über ihr Ländchen heraufführte, gehört nicht in den Zweck dieser Blätter. Wielanden traf das Los, beinahe alle, die ihm lieb und theuer waren, vor ihm entschwinden zu sehen. Die Herzogin Amalie, Herder, Schiller und noch viele Andere gingen ihm voran auf der Reise in's Land des Friedens. Er selbst starb im 81sten Jahre, noch in den letzten Lebenstagen heiter, froh und thätig.

Solch' seltene Gewandtheit des Ausdrucks, wie Wieland, besitzen höchst wenige Schriftsteller, vielleicht keiner in diesem Grade. Eine griechische Grazie, wenn man so sagen darf, spricht und lebet in seinen Schriften und eine unerschöpfliche Fülle attischen Witzes und froher, harmloser Laune. Seine Prosa ist, bis auf eine gewisse Breite, welche in launigen Darstellungen zuweilen erscheinet, vortrefflich; aber auch viele seiner in Versen geschriebenen Werke sind mit einem großen Aufwand stilistischer Kunst geformet, während der Leser glaubet, das Gesagte könne nicht wohl anders gesagt werden. Dieß ist auch der Grund, aus welchem die französischen Schriftsteller, mit denen Wieland in mehr als einer Rücksicht verwandt ist, ihn am meisten unter den deutschen Dichtern erhoben, als einen, der ihnen an die Seite gesetzt werden könne, wenn er es ihnen nicht zuvorthäte. Jean Paul nennt ihn treffend einen Orangenbaum französischer Blüthen und deutscher Früchte zugleich. Seine Feder malt mit ergreifender Wahrheit die Begierden und Schwächen der Menschen, manchmal sogar mit zu üppigen Farben, so daß jungen, jedem Eindrucke empfänglichen Gemüthern seine Schriften nur in strenger Auswahl und selbst da nur mit größter Vorsicht in die Hand gegeben werden können. Derselbe musterhafte Stil, welcher seine Werke überhaupt schmücket, herrschet auch insbesondere in seinen Erzählungen. Auf gleich vortreffliche Weise hat er auch viele Mährchen mit kunstgeübter Hand auf deutschen Boden verpflanzt. Allein der Stoff derselben, so wie die Darstellung, ist

von der Art, daß die wenigsten der, für jede Flamme leicht entzündbaren Jugend empfohlen werden können. So besitzen wir von demselben Dichter eines der trefflichsten romantischen Heldengedichte: Oberon, sowohl, was Reichhaltigkeit des Stoffes, Vollständigkeit der Durchführung, als auch, was die vollendete Form anbelangt. Allein auch von ihm gilt das rücksichtlich der Tauglichkeit für junge Gemüther schon geäußerte Urtheil im vollen Maße. Wieland's vorzüglichere Romane sind: »Agathon«, »Aristipp«, »Don Sylvio di Rosalva«, »Der goldene Spiegel«, »Danischmend«, »Die Abderiten« u. s. w. Sie spiegeln die Menschheit von den verschiedensten Gesichtspuncten, bald in griechischer Lebens- und Freudenfülle, bald in dürftiger, oft lächerlicher Beschränktheit ab; aber alle sind mehr oder weniger philosophischer Tendenz, und führen eine oder die andere philosophische Lehre in einer Reihe von Beispielen erklärend und beweisend durch. Die Schreibart in denselben ist größten Theils vollkommen zu nennen; der feine Witz, die Grazie der Wendungen, die darin herrschende Bestimmtheit des Ausdrucks werden stets die vollste Bewunderung erregen; aber ihr Inhalt, verbunden mit der höchst anziehenden Darstellung, verursacht, daß sie, so wie der Roman überhaupt, nur für das gereifte Mannesalter empfehlenswerth sind.

## Johann Carl August Musäus,

geboren zu Jena im Jahre 1735; starb an einem Herzpolypen, als weimarischer Pagenhofmeister und Professor, am 28. October 1787.

Er studirte als Jüngling Theologie, und sollte Pfarrer zu Eisenach werden; aber die Bauern daselbst protestirten dagegen, weil er ein Mal getanzt hatte. Hierauf gab er Unterricht, bis er zur obigen Stelle gelangte. Unter seinen Schriften sind die Volksmährchen der Deutschen, womit er die Welt beschenkte, unstreitig das Vorzüglichste. Er gab sie zu einer Zeit heraus, in welcher die elendeste Gattung sogenannter Romane, ich meine die weinerliche, im Schwunge war, und diese freien Spiele der Fantasie trugen viel dazu bei, jene

leeren Schreibereien in das Nichts zurückzusenden, aus welchem sie entstanden waren. Eine heitere, harmlose Gutmüthigkeit, welche Musäus im Leben nach dem Zeugnisse derer, die ihn kannten, besaß, findet sich auch in diesen Mährchen, so wie in seinen übrigen Werken. Sein Stil ist, wenn wir eine unangenehme Breite, die sich in den Erzählungen manchmal zeiget, ausnehmen, in jeder Rücksicht musterhaft zu nennen, und der Inhalt seiner Mährchen so unterhaltend, als belehrend.

## Johann Gottlieb Willamov,

geboren zu Mohrungen im Jahre 1735; starb als Lehrer eines Mädchen-Institutes zu Petersburg, am 6. Mai 1777.

Er studirte zu Königsberg Theologie und schöne Wissenschaften. Im Jahre 1758 wurde er Professor am Gymnasium zu Thorn und lebte daselbst einfach und ruhig, als er (1767) einen Ruf als Director der deutschen Schule zu Petersburg nach Rußland erhielt. Allein Unkenntniß der ökonomischen Verwaltung verwickelten den schlichten Mann in Schulden und unangenehme Verhältnisse, und zwangen ihn, seine Entlassung zu nehmen. Er ward bald wieder als Lehrer der Mathematik und der Zeichenkunst bei einem Fräuleinstifte angestellt, als ein beschämendes Ereigniß, eine Folge der üblen Verwaltung des Vermögens jener Direction, den zartfühlenden Mann so sehr ergriff, daß er in ein hitziges Fieber verfiel, welches seinen Tod herbeiführte. — Seine Fabeln, die er nebst anderen, meistens lyrischen Gedichten, herausgab, sind sämmtlich in der Form des Dialogs geschrieben, und manche sowohl ihrer Anlage, als ihrer Durchführung nach, den alten Fabeln Äsops würdig an die Seite zu stellen.

## Gottlieb Conrad Pfeffel,

geboren zu Colmar am 28. Junius 1736; starb als Präsident des evangelischen Consistoriums zu Colmar, am 1. Mai 1809.

Er studirte zu Halle die Rechte; allein eine Augenkrankheit, die ihn damals traf und ihn seitdem nie verließ, raubte

ihm im Jahre 1757 die Sehkraft gänzlich. Über funfzig Jahre lebte in Blindheit der edle Mann, kräftig wirkend nach verschiedenen Richtungen. Im Jahre 1773 errichtete er zu Colmar eine Kriegsschule, aus der viele treffliche Zöglinge hervorgingen, bis sie in den Stürmen der französischen Revolution zu Grunde ging. Wir besitzen von ihm neun Bände poetischer, und einige Bände prosaischer Versuche. Die ersteren sind bei weitem gelungener. Seine Fabeln sind in der Regel keine äsopischen, sondern, wie jene Lessing's, Spiele des Witzes und der Laune. Sie zeichnen sich aber sämmtlich durch leichte, gefällige Versification und heitern, treffenden Scherz aus. So sind auch die Vorzüge seiner Erzählungen heitre Laune, wahre Empfindung, tiefe Lebensweisheit und eine reine, fehlerfreie Schreibart. Zu bemerken ist noch, daß Pfeffel als Mensch nicht minder, denn als Dichter zu achten ist.

## Moritz August von Thümmel,

geboren zu Schönfeld bei Leipzig am 27. Mai 1738; starb in stiller Zurückgezogenheit von allen Staats- und Hofdiensten zu Coburg am 26. October 1817.

Den ersten wissenschaftlichen Unterricht empfing er zu Roßleben in Thüringen. Auf der Universität zu Leipzig, die er im Jahre 1756 bezog, war Gellert sein Lehrer, und Weiße, Rabener, von Kleist nannten sich seine Freunde. Hierauf trat er in die Dienste des Erbprinzen, nachherigen Herzogs von Sachsen-Coburg, und wurde zuletzt (1768) Geheimer Rath und Minister. Nachdem er sich im Jahre 1783 von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen hatte, lebte er theils auf dem Familiengute seiner Gattin, theils in Gotha, theils auf Reisen, und bewahrte als ein echter Weiser unter allen Glückswechseln die Heiterkeit und den Frieden seines Gemüths. Ihm verdanken wir, nebst mehreren kleineren lyrischen Gedichten, ein komisches Heldengedicht in Prosa: »Wilhelmine«, welches wegen seiner anmuthigen Schreibart, seiner artigen Erfindung und seiner vielen aus dem Leben genommenen Schilderungen, denen es nicht an fröhlichem Muthwillen fehlt, all-

gemeinen Beifall erhielt; ein heiterer Geist weht durch diese Dichtung und läßt sie nie veralten. Auch besitzen wir von ihm einen der geistreichsten deutschen Romane: »Die Reise in die mittägigen Provinzen von Frankreich«, in zehn Bänden, voll wahrer und echt poetischer Schilderungen der Menschheit, den er mit einigen Rückerinnerungen aus seinen früheren Reisen durchwebte, welcher aber nur in gereiftem Alter und von Menschen mit wahrhaft gebildetem Geiste gehörig gewürdigt werden kann, und daher von solchen allein gelesen werden soll.

## Theodor Gottlieb von Hippel,

geboren zu Gerdauen in Ostpreußen am 31. Januar 1741; starb als Stadtpräsident und Polizeidirector zu Königsberg am 23. April 1796.

Von armen Ältern geboren (sein Vater war Schulrector), äußerte er schon frühe herrliche Geistesgaben. Seine lebendige Einbildungskraft war die Ursache religiöser Schwärmerei, welche den Knaben umfing und den Hang zur Einsamkeit vermehrte. Er studirte anfangs Theologie, dann die Rechtswissenschaften, ging hierauf (1769) nach Rußland, wo sich ihm herrliche Aussichten eröffneten; aber aus Liebe zum Vaterlande kehrte er nach Preußen wieder zurück, und ward Erzieher in einem angesehenen Hause zu Königsberg. Hier ward ihm sein Streben und seine Bestimmung, in einem hohen Geschäftskreise als angesehener und geachteter Mann in dem vollen Genusse der Güter des Lebens seine hohen Geisteskräfte wirksam anzuwenden, erst recht klar. Er verließ daher (1762) jenes Haus wieder, widmete sich mit dem vollsten Eifer dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit und verfolgte mit dem angestrengtesten Eifer das Ziel, welches er sich selbst vorgesteckt hatte. Ihm ward das Glück, dasselbe schnell zu erreichen, und seit dem Jahre 1780 als Polizeidirector und Stadtpräsident kräftig für das Wohl des Staates zu wirken. Sein Leben und sein Charakter waren übrigens eine Kette von Widersprüchen und Sonderbarkeiten. Hippel kann, was Stil und äußere Darstellung belangt, der Vorgänger Jean Paul's genannt werden, doch besitzt er

nicht die poetische Tiefe des jüngeren Humoristen. Aber Witz, Laune und tiefe Menschenkenntniß sprechen aus seinen Schriften, welche größten Theils philosophischen Inhalts im humoristischen Gewande sind. Sie nehmen auch einen vorzüglichen Rang unter dieser Art von Geistesproducten ein. In das Gebiet des Romans gehören seine »Lebensläufe nach aufsteigender Linie«, in drei Theilen, in welchen aus dem heiteren Gewande des Humors, hoher Ernst, zartes Gefühl und scharfsinnige Bemerkungen über Welt und Menschen hervortreten.

## Johann Jacob Engel,

geboren zu Parchim im Mecklenburgischen am 11. September 1741; starb ebendaselbst am 28. Juni 1802.

Er studirte zu Leipzig Philosophie und alte Sprachen, und folgte einem Rufe als Professor nach Berlin. In der Folge unterrichtete er den jetzigen König von Preußen, und wurde von dessen Vater, Fridrich Wilhelm II., zum Ober-Director des Berliner Theaters ernannt, welche Stelle er aber bald niederlegte und sich nach Schwerin begab. Als der jetzige König von Preußen zur Regierung kam, rief er seinen Lehrer nach Berlin zurück, wo dieser durch seine gemeinnützigen Schriften Vieles wirkte. Allein sein angestrengtes Arbeiten hatte schon lange vorher eine Kränklichkeit vorbereitet, die, als er im Jahre 1802 seine Mutter besuchte, seinem Leben ein Ende machte. Er schrieb nebst mehreren andern philosophischen Schriften, zwei Romane: »Der Philosoph für die Welt« und »Lorenz Starke«, welcher letztere, ein treffliches Zeit- und Sittengemälde seiner Zeit, sich der dramatischen Form nähert, und unter die Werke der deutschen Schule zu rechnen ist. Die Züge zu dem Hauptcharakter dieses Buches nahm er aus dem Leben seines Großvaters Brasch, eines reichen Kaufmanns zu Parchim.

# Fridrich Heinrich Jacobi,

geboren zu Düsseldorf im Jahre 1743; starb als Präsident der baierischen Akademie der Wissenschaften zu München, am 10. März 1819.

Wenn dessen äußeres Leben auch nicht reich ist an merkwürdigen Begebenheiten und Veränderungen, so ist sein inneres Leben an Allem, was schöne und edle Seelen anziehen kann, um so reicher. Er strebte, die Welt der Dichtkunst und die der Philosophie mit einander zu vereinigen. Darüber ist wohl nur Eine Stimme, daß er als Dichter durch kräftige Darstellung, treffliche Schilderung der Natur und des menschlichen Herzens, Wärme und Innigkeit des Gefühls und einen lebendigen, geistreichen, kühnen und doch sicheren Ausdruck sich ungemein auszeichne. Auch gibt es wenige Philosophen, die, ohne eine eigene Schule zu gründen, so viel Einfluß auf ihre Zeitgenossen hatten und in solcher Achtung standen, wie Jacobi. Die Werke, welche ihn unter die vorzüglichsten Romanen-Dichter stellen, sind: »Woldemar« und »Eduard Allwills Briefsammlung.« Wenn auch das Streben, die menschliche Natur im Bilde zu zeigen, manchmal zu offenbar und daher verletzend hervortritt, so sind beide Romane doch in Hinsicht des klaren, ausgebildeten Stiles musterhaft zu nennen.

# Johann Gottfried von Herder,

geboren zu Mohrungen in Ost-Preußen am 26. August 1744; starb als Präsident des Consistoriums und Studien-Director zu Weimar, am 18. December 1803.

Freundlich in Osten erglüht der rosige Morgen; ihn feiert
Liederbelebet der Hain, Opferumduftet die Flur.

Bernard.

Herder liefert ein glänzendes Beispiel, wie der schöne Stern des Genies durch alle trüben Wolken dieses Erdenlebens siegend hervorbricht. Sein Vater war ein armer Schullehrer in seinem Geburtsstädtchen, und seine erste Erziehung keineswegs geeignet, Liebe zu den Wissenschaften zu erwecken. Außer der Bibel und dem Gesangbuch durfte er kein Buch anders als

verstohlen lesen. Als Jüngling ward er wegen seiner reinlichen Handschrift vom Prediger Trescho als Abschreiber gebraucht. Als dieser seine schönen Anlagen sah, erlaubte er, daß Herder an den Lehrstunden seiner Kinder Theil nehme. Von hier an stieg mit Riesenschritten seine literarische Bildung in den verschiedensten Zweigen. Er wirkte durch längere Zeit wohlthätig in verschiedenen Ämtern, als Erzieher, Prediger und Professor, als welcher er den Studien durch seine lebhaften, höchst verständlichen Vorträge eine neue, wirksamere Richtung gab. Göthe, welchen er zu Straßburg kennen lernte, und auf dessen herrliches Entfalten als Dichter, Herder bedeutenden Einfluß hatte, verschaffte ihm durch seine Verbindungen den Ruf nach Weimar, wo er auch starb. Was er daselbst für Wissenschaft und Kunst, für die Bildung des dortigen Hofes sowohl, als des ganzen Volkes wirkte, ist noch in Jedermanns lebhaftem Andenken. Im Jahre 1802 wurde er mit Schiller und Göthe in den Adelstand erhoben. Sein Name als Schriftsteller wird in der Theologie, Philosophie, Geschichte und in der schönen Literatur mit tiefer Achtung genannt. Zu unserem Zwecke dient nur, was er in der letzteren, und insbesondere, was er im Gebiete der epischen Dichtung leistete. Zu bemitleiden sind jene Wenigen, welche in neuerer Zeit mit großem Unrecht Herdern das poetische Talent abgesprochen haben; denn nur der Reim weigert sich ihm, nicht aber die Sprache des kühneren Gefühls, des energischen Gemüths. Er machte uns Deutsche mit der Paramythie, als deutschem Dichterwerke, bekannt, und die Sammlung derselben, die wir von ihm besitzen, ist eine reiche Blumenflur von seltenem Farbenglanz und erquickendem Dufte. Auch lieferte er eine Sammlung von Legenden, wovon jede einzelne als Muster aufgestellet werden kann. Sie athmen alle fromme Andacht und stille Begeisterung, und erreichen die beabsichtete Wirkung auf ungewöhnliche Weise. Die Sprache, in welcher sie abgefaßt sind, ist eben so einfach als poetisch, dem Stoffe angemessen und musterhaft gehalten. Als Beispiele echt christlicher Ro-

mantik sind sie noch nicht gehörig gewürdigt worden. Seine Übertragungen spanischer Romanzen sollten das Studium der herrlichen Poesie jener Nation einleiten, und haben es auch wirklich auf glänzende Weise eingeleitet. Was wir von diesem Dichter in der Gattung der Novelle besitzen, ist eben so vorzüglich, wie alles Übrige, was er im Gebiete der Poesie geleistet. Sein blühender, höchst bezeichnender Stil erhebt auch das Geringste, das aus seiner Feder geflossen, zu einem Kunstwerk, dessen Vortrefflichkeit man um so deutlicher erkennet, als man sich mit demselben näher bekannt macht. Das schöne Streben, die Dichtkunst zu ihrem erhabenen Zwecke zu benützen, wird auch in Herder's Novellen sichtbar, welche übrigens mehr als andere, nach ihrer Form und Tendenz, in das Gebiet verwandter Dichtungsarten streifen. — Göthe schildert das Äußere Herder's mit folgenden Worten: Er hatte etwas Weiches in seinem Betragen, das sehr schicklich und anständig war, ohne daß es eigentlich adrett gewesen wäre. Ein rundes Gesicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas stumpfe Nase, einen etwas aufgeworfenen, aber höchst individuell angenehmen, liebenswürdigen Mund. Unter schwarzen Augenbraunen ein Paar kohlschwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine roth und entzündet zu sein pflegte. Sein gepudertes Haar war in eine runde Locke aufgesteckt, das schwarze Kleid bezeichnete ihn als einen Geistlichen, mehr noch aber ein langer, schwarzer seid'ner Mantel, dessen Ende er zusammengenommen und in die Tasche gesteckt hatte. Seinem Charakter und seiner hohen Dichtergabe setzte Jean Paul am Schlusse seiner trefflichen »Vorschule der Ästhetik« ein schönes Ehren-Denkmal, woraus wir einige Züge entlehnen wollen: »In Herder's schöner Seele floß wie in einem Gedichte alles zusammen, und das Gute, das Wahre, das Schöne war eine untheilbare Dreieinigkeit. Griechenland war ihm das Höchste, und wie allgemein auch sein episch-kosmopolitischer Geschmack lebte und anerkannte, so hing er doch, zumal im Alter, wie ein vielgereis'ter Odysseus nach der Rückkehr aus allen Blüthen-

ländern, an der griechischen Heimath am innigsten. Er und Göthe allein sind für uns die Wiederhersteller des singenden Griechenlands, dem alle Schwätzer voriger Jahrhunderte nicht die Philomelen-Zunge hatten lösen können. Die Poesie war Herdern nicht etwa ein Horizont-Anhang an's Leben, wie man oft bei schlechtem Wetter am Gesichtskreise einen regenbogenfarbigen Wolkenklumpen erblickt, sondern sie flog, wie ein freier, leichter Regenbogen glänzend über das dicke Leben als Himmelspforte. Daher kam seine griechische Achtung für alle Lebensstufen, seine zurechtlegende, epische Weise in allen seinen Werken. Daher kam sein griechischer Widerwille gegen jedes Überschlagen der Wage auf die eine, oder die andere Seite; er wollte die Opfer der Dichtkunst nur so schön und unverletzt erblicken, als der Donner des Himmels die getroffenen Menschen läßt. Darum zog er, wie ein griechisches Gedicht, um jede, auch schönste Empfindung, z. B. um die Rührung, oft durch die Gewalt des Scherzes, frühe die Gränze der Schönheit. Wenige Geister waren auf die große Weise gelehrt, wie er. Er nahm nur die großen Ströme, aber aller Wissenschaften, nicht das Seltenste, Unbekannteste allein, in sein himmelspiegelndes Meer auf, das ihnen, aufgelöst, seine Bewegung von Abend gegen Osten aufdrang. So ward er ein reicher blumiger Isthmus zwischen Morgenland und Griechenland. Überall das Entgegengesetzte organisch dichtend sich anzueignen, war sein Charakter, und um das trockne Kernhaus zog er eine süße Fruchtfülle. So verknüpfte er die kühnste Freiheit des Systems über Natur und Gott mit dem frömmsten Glauben, bis sogar an Ahnungen. So war er ein Festungswerk voll Blumen, eine nordische Eiche, deren Äste Sumpfpflanzen waren. Wie herrlich, unversöhnlich entbrannte er gegen jede kriechende Brust, gegen Schlaffheit, Selbstzwist, Unredlichkeit und poetische Schlammweiche, so wie gegen deutsche, kritische Rohheit; und wie beschwor er die Schlangen der Zeit! Aber wolltest du, Jüngling, die süßeste Stimme hören, so war es seine in der Liebe, es sei gegen ein Kind,

oder ein Gedicht, oder die Musik, oder in der Schonung gegen Schwache. Er richtete innerlich viel schärfer über die Zeit, als es äußerlich seine Duldung und Allseitigkeit verrieth; daher geht durch seine Werke eine geheime bald Socratische, bald Horazische Ironie, die nur seine Bekannten verstehen. Überhaupt wurde er wenig, nur im Einzelnen anstatt im Ganzen gewogen und erwogen; dieß wird erst auf der Diamantwage der Nachwelt geschehen.«

»Ich sage dir Jüngling, er kommt mir jetzt, so sehr auch sonst der Tod die Menschen in eine heilige Verklärung hinein hebt — in seiner Ferne und Höhe nicht glänzender vor, als sonst hier unten neben mir; ich denke mir ihn drüben, hinter den Sternen, gerade an seinem rechten Orte und nur wenig verändert, die Schmerzen ausgenommen. Ach, wer ihn nur gelesen, hat ihn kaum verloren; aber, wer ihn gekannt und geliebt, den kann nicht *seine* Unsterblichkeit mehr trösten, sondern nur die *menschliche*. In seinem Nachtliede sagt er selbst zu seinem schlafenden Körper:

Schlumm're wohl indeß du träge Bürde
Meines Erdenganges. Ihren Mantel
Deckt auf dich die Nacht und ihre Lampen
Brennen über dir im heil'gen Zelte.

Sieh hinauf, Jüngling! zu dieser Sternennacht, jetzt steht sie anders, kälter über seiner Hülle, die Todesnacht hat die große Blume geschlossen. — Wir wollen jetzt die große Seele mit einander lieben; und bewegt dich zuweilen ihre Erinnerung zu schmerzlich, so wollen wir alles wieder lesen, wodurch sie das Unsterbliche und Göttliche und sich verkündigt hat.« —

## Gottfried August Bürger,

geboren zu Wolmerswende im Halberstädtischen, am 1. Jänner 1748; starb als Professor der Beredsamkeit zu Göttingen, im Jahre 1794.

Frühe schon äußerte sich eine Art poetischer Stimmung in dem scheinbar nicht sehr begabten Knaben. Er studirte zu Halle Theologie, und zu Göttingen die Rechte. Nach Vollendung

dieser Studien wurde er Amtmann zu Altengleichen, einem Gute der Herren von Uslar.

Bürger ist einer von jenen Dichtern, welchen hiernieden nur ein trauriges, drückendes Los zu Theil geworden, und daß er bei solch' prosaischem Erdenleben noch so viel und so Treffliches im Gebiete der Poesie geleistet, spricht laut für seine poetische Schöpferkraft. Sein heißes Temperament und seine lebhafte Fantasie hatten schon in den Universitätsjahren zu Göttingen auf ihn und seinen Ruf verderblichen Einfluß, und ohne Unterstützung seiner Freunde: Hölty, Voß, Stolberg, Cramer, Leisewitz, Boie u. s. w., wäre der hoffnungsreiche Jüngling in seinen Mißverhältnissen untergegangen. Als er in der Folge zu einem Amte gelangte, brachte ihn der Betrug eines seiner Freunde um eine bedeutende Summe, und die daraus entstandene Geldverlegenheit war für ihn bis an sein Ende drückend fühlbar. Er war so beschränkt an Mitteln seines Unterhalts, daß er zuletzt um kärglichen Lohn für die Buchhändler übersetzen mußte. Seine erste Heirath war für ihn eine Quelle namenloser Leiden. Am Altare mit seiner Gattin stehend, liebte er schon ihre Schwester. Als er, nachdem seine Frau gestorben war, sich mit jener (Molly) vermählte, raffte auch sie nach einem Jahre der Tod dahin. Seine dritte Verbindung mit einem Schwabenmädchen (Elise Hahn), die ihm in einem Gedichte öffentlich ihre Hand bot, war der letzte nagende Wurm, der an seinem schon erkrankten Lebensbaume tödtend fraß. Er starb zwei Jahre nach der Trennung dieser unglücklichen Ehe. — Unter seinen Schriften zeichnen sich seine Gedichte, und unter diesen mehrere Lieder und Balladen höchst vortheilhaft aus. Insbesondere sind seine Romanzen bisher nur von einigen Göthe's und Schiller's in gewisser Hinsicht übertroffen worden. Seine »Lenore« ist ein Muster einer romantischen Dichtung. Für die Schilderung des Idealen taugte Bürger als Dichter nicht; seine Gebilde sind aus der wirklichen Welt genommen, und in dieser Rücksicht könnte man ihn naiv nennen. Das treffendste Urtheil über Bürgers poeti-

schen Werth sprach W. A. Schlegel auf folgende Weise aus: »Bürger ist ein Dichter von mehr eigenthümlicher, als umfassender Fantasie, von mehr biederer und treuherziger, als zarter Empfindungsweise, von mehr Gründlichkeit im Ausführen — besonders in der grammatischen Technik — als tiefem Verstand im Entwerfen; mehr in der Romanze und dem leichten Liede, als der höheren lyrischen Gattung einheimisch; in einem Theile seiner Hervorbringungen echter Volksdichter, dessen Kunststil, wo ihn nicht Maximen und Gewöhnungen hindern, sich ganz zu demselben zu erheben, Klarheit, rege Kraft, Frische und zuweilen Zärtlichkeit hat.«

## Johann Wolfgang von Göthe,

geboren zu Frankfurt am Main, am 28. August 1749; befindet sich jetzt in erfreulicher Muße, noch immer den Wissenschaften und Künsten lebend, als Großherzoglich Weimarischer Minister und Geheimer Rath zu Weimar.

Sonne, du leuchtest, du wärmst und befruchtest; du schaffest der Erde Schönheit, Leben, Genuß, Frühling und Sommer und Herbst.

Bernard.

Göthe hat uns vor einigen Jahren mit einem Theile seiner Lebens- und Bildungsgeschichte, von eigener Meisterhand entworfen, erfreut, aus welcher wir einige Linien entnehmen wollen. Die alte Stadt Frankfurt mit ihren grauen Denkmalen, das rege Leben in derselben, die Pracht der Kaiserkrönung Franz I., seines Vaters eigene Liebe zur Kunst regte das Gemüth des Knaben frühe schon zur Wirksamkeit auf. Eine Menge von Krankheiten, die seine Kinderjahre bis zum Jünglingsalter erfüllten, gab ihm Gelegenheit, den von außen empfangenen Stoff zum Nachdenken in seinem Innern zu verarbeiten und auszubilden. Die Einquartirung des Königs-Lieutenants, Graf Thorane, und dessen Liebe zu Gemälden, erweckte auch in dem achtjährigen Knaben den Entschluß, sich der Malerkunst zu widmen; so wie er durch Erlernung der französischen Sprache auf dem Wege der Unterredung mit Graf Thorane mit der französischen Literatur bald bekannt wurde. Als Jüngling beschäftigten ihn abwechselnd die Zeichenkunst, Musik, Naturgeschichte,

Rechtslehre und Sprachkunde. Die Erlernung der hebräischen Sprache und das Lesen der Bibel im Originalterte erweckte zuerst seinen poetischen Genius, welcher sich auf der Universität zu Leipzig bald glänzender entfaltete, während die Collegien seiner Berufsstudien, Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit, größten Theils unbesucht gelassen wurden. Zur Zeit, als Göthe als Dichter auftrat, fing eben Deutschlands Literatur aus dem Kampfe mit der vorigen breiten, wässerigen Epoche neu hervorzugehen an. So wie man sich früher an französische Muster gehalten hatte, so suchte man jetzt die englischen Schriftsteller nachzuahmen. Göthe war der erste, welcher, von sich selbst ausgehend, mit den in seinem Innern entstandenen und vollendeten Gebilden in's Publikum trat. Bei seinen literarischen Schöpfungen ward aber die Liebe zur Kunst nicht vernachlässigt, und Oeser war es vorzüglich, der in dieser Rücksicht bedeutend auf Göthe einwirkte. Seine Übungen im Kupferstechen brachten ihm durch das Einathmen der aufsteigenden Dünste eine gefährliche Krankheit, von welcher er kaum genesen war, als er nach Frankfurt zurückkehrte. Hier ward er mit dem damals schon berühmten Herder bekannt. Durch diesen Mann lernte er die Poesie in einem Sinne und von einer Seite kennen, welche ihm mehr zusagte, und die er vorher nur dunkel geahnet hatte. Nachdem er nach dem Wunsche seines Vaters (1771) die Doctorswürde erhalten hatte, fing er an, einige seiner kleinen Gedichte, ohne Namen des Verfassers, herauszugeben. Die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland zog aber erst die Erscheinung seines »Götz von Berlichingen« (1773), und das Jahr darauf die seines »Werthers« auf sich. Der Erbprinz von Weimar lernte Göthe'n zu Frankfurt kennen, und lud ihn, als er zur Regierung gekommen, an seinen Hof ein, wo er auch jetzt noch wirket. Von Weimar aus machte er Reisen in die Schweiz und nach Italien, welchen wir manche seiner Meisterwerke verdanken.

Man kann sagen, daß die Geschichte der neueren deutschen Literatur mit Göthe's Bildungsgeschichte als Dichter dieselbe

sei; solch' wirksamen Einfluß hatten seine Werke auf andere Schriftsteller, daß man nach Göthe's Schriften die Epochen bezeichnen könnte, in welchen unzählige Gebilde erschienen, die sämmtlich mehr oder weniger der Bekanntmachung von Göthe's Werken ihr Dasein verdanken. Er gab nur die erste Weisung, und ihr folgte willig die Schar der deutschen Schriftsteller. Göthe ist aber auch einer jener wenigen Begabten, welche alles, was sie ergreifen, rühmlich vollenden. Wenn er auch als ausübender sowohl, wie als leitender Künstler, als Beurtheiler, als Natur- und Sprachforscher groß und trefflich ist, so ist es doch sein dichterischer Genius vorzüglich, der ihn in die Reihe der berühmtesten Männer aller Zeiten stellet, und seinen Namen unsterblich macht. Wenn man Lessing den Dichter des Verstandes, Schiller den Dichter der Vernunft nennen könnte, so darf man den allseitigen Göthe den Dichter des Gemüthes nennen. Er leistete sowohl in erzählenden als in lyrischen und dramatischen Gedichten das Vollendete, und man kann keine Gattung als die trefflichste bezeichnen, ohne ungerecht gegen die übrigen zu sein. Sein hoher Dichterbaum treibt die Wurzel in Deutschland, und senkt den Blüthenüberhang hinüber in's griechische Klima. Jedes seiner Werke athmet einen andern Geist, aber doch stets denjenigen, welchen es athmen soll; so, daß man oft kaum glaublich findet, Götz von Berlichingen und Iphigenia seien aus Einer Feder geflossen. Seine schönen Romanzen und Balladen finden sich in dessen gesammelten Gedichten; in ihnen herrschet nebst dem höchsten lyrischen Schwunge die klare, edle Einfalt des Erzählers, und eine gänzliche Selbstverläugnung des schaffenden Gemüthes wird in denselben, wie in allen seinen Werken sichtbar. Seine epische Idylle: »Herrmann und Dorothea,« wäre allein schon vermögend, ihn unter die vorzüglichsten Dichter Deutschlands zu stellen. Hier herrscht wahre naive Dichtung, und in dieser Hinsicht kann das genannte Werk sich kühn mit den besten Dichtungen der Alten messen; denn gediegene Wahrheit spricht aus jedem Bilde, und Kraft und Milde vereint sich zu einem schö-

nen, poetischen Ganzen. Mehrere seiner, der höchsten Poesie sowohl, als der reinsten Eleganz des Stils sich erfreuenden Novellen sind jetzt von ihm selbst in einem seiner neuesten Werke: »Wilhelm Meisters Wanderjahre,« gesammelt, und vermittelst eines innern Bandes, dessen Endpuncte bei der noch unvollendeten Herausgabe der Wanderjahre noch nicht sichtbar sind, unter sich verbunden. Sie sind sämmtlich Muster der poetischen Erzählung. Göthe's Bearbeitung des komischen Heldengedichtes: »Reineke Fuchs,« wurde zwar etwas kalt aufgenommen; vielleicht möchte sich der Hexameter, so wie überhaupt die hochdeutsche Sprache nicht ganz für dieses Gedicht eignen, indem die meist sehr unliebenswürdige Pfiffigkeit des Helden durch die plattdeutsche Sprache des Originals eine gewisse Milderung zu erhalten scheint, die sehr nöthig sein dürfte *). Aus jenem Theile seiner Reisebeschreibung nach Italien, welchen Göthe herausgab, lernen wir, wie man klar sehen und schildern müsse, wobei denn auch der Zauber des köstlichsten Stils gewisser Maßen mitbedingt ist, und sich fast wie von selbst versteht. Die Romane, welche wir diesem Dichter verdanken, sind: »Werthers Leiden,« »Wilhelm Meister,« »die Wahlverwandtschaften.« Wenn auch das lyrische Feuer, das in dem ersten lodert, so wie die musterhafte Form des letzteren volle Bewunderung verdienen, so ist es doch vor allen Wilhelm Meister, welcher seinem Verfasser den Kranz der Unsterblichkeit auch in dieser Rücksicht um die Schläfe wand, und der unter die ersten Romane aller Zeiten gerechnet werden kann. Dieß Werk ist ein romantisches Gemälde, in welchem das Leben in seiner Allseitigkeit sich abspiegelt. Es ist ein treues und doch höchst poetisches Bild des Edelsten und Besten aus der Zeit des Dichters. Alle Stände, jedes Alter und die mannigfachsten Verhältnisse der Menschheit werden hier auf höchst anziehende Weise geschildert, und jeder aufmerksame Leser mag in dieser idealen Welt Anklänge aus seinen eigenen Lehrjahren fin-

*) Fr. Horn.

den. In den drei ersten Theilen sind die reizendsten Novellen auf die lieblichste Weise zu dem anziehendsten Ganzen verschlungen; der vierte Band verliert etwas von dieser Milde, und die Fabel des Buchs wird nicht geendigt; aber selbst dadurch wird auf die immerwährende neue Verwickelung der Menschenschicksale im Momente der Entwickelung sinnig hingedeutet. Indessen hat Göthe die Fortsetzung versprochen, und bis jetzt einen Band geliefert, welcher aber den Knoten nur fester schürzet, statt ihn zu lösen. Fast möchte man Göthe's Lebensgeschichte, welche »Dichtung und Wahrheit« überschrieben ist, zu den trefflichen Romanen zählen, wenn nicht wirklich lebende Personen darin erschienen, und wirklich geschehene Begebenheiten in derselben erzählt würden: in solch wahrhaft poetischem Tone ist das Ganze gehalten. »Zu den bedeutenden Vorzügen der Göthe'schen Romane gehört noch eine Sprache, die wie ein schöner Strom in ruhiger Klarheit und der schönsten Bewegung sich ergießt; ein Ausdruck, welcher einfach, ohne nüchtern, zierlich, ohne preciös, wahr, ohne gesucht, beredt, ohne rhetorisch zu sein, ist *).« Aber der Inhalt seiner Romane, so wie der bei weitem größte Theil seiner Werke überhaupt, eignet sie nur für das reifere Alter.

## Christian Graf zu Stolberg,

geboren zu Hamburg, am 15. October 1749; starb auf seinem Gute Wendebyn im Holsteinischen, am 18. Jänner 1821.

Nachdem er im väterlichen Hause eine vortreffliche Erziehung genossen hatte, bezog er die Universität zu Göttingen, wo er nebst seinem jüngeren Bruder Fridrich dem Dichterbunde angehörte, welcher sich zwischen den fähigsten, in dieser Zeit dort studierenden Köpfen gebildet hatte, und dem die deutsche Literatur so viele treffliche Früchte verdanket. Im Jahre 1777 ward er Amtmann zu Tremsbüttel, welches Amt er aber im Jahre 1800 niederlegte. In seinen Gedichten herrschet eine edle,

*) A. Gruber.

hohe Begeisterung, eine tiefe Innigkeit des Gefühls, ein starker kraftvoller Ausdruck, Neuheit der Gedanken, Zartheit und Lieblichkeit, und eine meist glückliche, leichte Versification; wenn auch das Feuer, die lebhafte Fantasie, die Erhabenheit der Bilder in den Poesien des jüngeren Bruders überwiegend sind. Insbesondere sind manche Balladen Christian Stolbergs als würdige Muster zu nennen.

## Fridrich Leopold Graf zu Stolberg,

geboren zu Bramstedt im Holsteinischen, am 7. November 1750; starb zu Münster, am 5. December 1819.

Er studirte mit seinem älteren Bruder Christian zu Göttingen; ward in der Folge (1791) Präsident der Fürstbischöflichen Regierung zu Eutin, und Domherr zu Lübeck, dann (1797) Ritter des russischen St. Annen- und Alexander-Newsky-Ordens. Er legte im Jahre 1800 alle seine Würden nieder, und kehrte mit seiner Familie in den Schooß der katholischen Kirche zurück, welches ihm viele seiner früheren Freunde zu Feinden machte. — In den meisten seiner Gedichte herrscht ein nicht recht geläutertes Streben nach Erhabenheit; manche derselben bezeichnen nur das Ringen des Dichters nach dem Ziele, nicht aber das Annähern und Erreichen. Man könnte sagen, er fasse zuweilen die Dichterharfe mit beiden Händen, statt mit leisen Fingerspitzen ihre zarten Saiten zu berühren; ja man dürfte vielleicht hinzusetzen, es schiene, als wenn er sogar mitunter das Instrument selbst an dem Felsen zerschleudere, damit es nur Getöse gebe, welches freilich der Poesie nicht immer zusagen mag *). Indessen herrscht in manchen seiner Balladen echt poetischer Schwung und Tiefe. Eine Ausgabe der sämmtlichen Werke der Brüder Stolberg wird jetzt vom Buchhändler Perthes in Hamburg besorgt.

---

*) Franz Horn.

## Johann Heinrich Voß,

geboren zu Sommersdorf im Mecklenburgischen, im Jahre 1751; lebt als Hofrath zu Berlin.

Er sollte zu Göttingen Theologie studieren, widmete sich aber bald dem Studium der classischen Sprachen, und besuchte das philologische Seminarium unter Heyne. Beschränkte Vermögensumstände nöthigten ihn früher, als Lehrer seinen Unterhalt sich zu verschaffen; dann ward er Erzieher; von da brachten ihn thätige Freunde in die Lage, die Universität besuchen zu können. Sein ganzes Leben liefert eine ununterbrochene Reihe literarischer Werke, welche von ausdauerndem Fleiße und unermüdeter Thätigkeit zeigen. Voß ist berühmt als erster deutscher Übersetzer; die griechischen und römischen Meisterwerke: Homers Iliade, Odyssee, Virgils Werke, Ovids Verwandlungen, die Schriften des Horaz, Hesiod, Theocrit, Bion und Moschus, und mehrere andere besitzen wir durch ihn in deutscher Sprache. Abgerechnet, daß keine neuere Nation solche Übersetzungen jemals wird aufweisen können, so läßt sich sogar mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit behaupten, daß selbst unter den Deutschen ihm niemand mehr den ersten Lorber hierin entreißen werde. Alles, was sich nur von einem poetischen Übersetzer fordern läßt, leistet Voß mit einem Aufwande von Kraft, Talent und Fleiß, wie wir ihn nur höchst selten erblicken. Als Idyllendichter reicht ihm seine »Luise« den Kranz der Unsterblichkeit. In dieser ist stille, häusliche Tugend mit jenen lebendigen Farben, welche die idyllischen Dichtungen der Alten schmücken, geschildert. Aber auch in den übrigen Idyllen, die er herausgab, herrscht die naive Darstellung eines harmlosen Glückes in der Beschränkung, und eine treffliche Zeichnung individueller Bilder und Charaktere.

## Fridrich Maximilian von Klinger,

geboren zu Frankfurt am Main, im Jahre 1753; lebt als General-Lieutenant, Curator der Universität Dorpat, und Director mehrerer Bildungsanstalten in Rußland.

Dieser Dichter gehört zu jenen, durch deren Kraft und Streben die erfreuliche Umwälzung der deutschen Literatur zu

Ende des achtzehnten Jahrhunderts herbeigeführt wurde. Seinen festen, kraftvollen Charakter hat uns Göthe mit folgenden Worten treffend geschildert: »Klingers Äußeres war sehr vortheilhaft. Die Natur hatte ihm eine große, schlanke, wohlgebaute Gestalt, und eine regelmäßige Gesichtsbildung gegeben; er hielt auf seine Person, trug sich nett. Sein Betragen war weder zuvorkommend, noch abstoßend, und wenn es nicht innerlich stürmte, gemäßigt. Er empfahl sich durch eine reine Gemüthlichkeit, und ein unverkennbar entschiedener Charakter erwarb ihm Zutrauen. Auf ein ernstes Wesen war er von Jugend auf hingewiesen; er, nebst einer eben so schönen und wackern Schwester hatten für eine Mutter zu sorgen, die als Witwe solcher Kinder bedurfte, um sich aufrecht zu erhalten. Alles, was an ihm war, hatte er sich selbst verschafft und geschaffen, so daß man ihm einen Zug von stolzer Unabhängigkeit, der durch sein Betragen durchging, nicht verargte. Entschiedene, natürliche Anlagen, leichte Fassungskraft, vortreffliches Gedächtniß, Sprachengabe besaß er in hohem Grade; aber Alles schien er weniger zu achten, als die Festigkeit und Beharrlichkeit, die sich ihm, gleichfalls angeboren, durch Umstände völlig bestätigt hatten. Einem solchen Jüngling mußten Rousseau's Werke vorzüglich zusagen; vor allen war »Emil« sein Haupt- und Grundbuch; denn auch er war ein Kind der Natur, auch er hatte von unten angefangen. — — Er hatte nicht mit sich selbst, aber außer sich mit der Welt des Herkommens zu kämpfen, von deren Fesseln der Bürger von Genf uns zu erlösen gedachte. Weil nun in des Jünglings Lage dieser Kampf oft schwer und sauer ward, so fühlte er sich gewaltsamer in sich zurückgetrieben, als daß er durchaus zu einer frohen und freudigen Ausbildung hätte gelangen können: vielmehr mußte er sich durchstürmen, durchdrängen; daher sich ein bitterer Zug in sein Wesen schlich, den er in der Folge zum Theil gehegt und genährt, mehr aber bekämpft und besiegt hat. — In seinen Productionen zeigt sich ein strenger Verstand, ein biederer Sinn, eine rege Einbildungskraft, eine glückliche Be-

obachtung der menschlichen Mannigfaltigkeit, und eine charakteristische Nachbildung der generischen Unterschiede. — Klinger gehört unter die, welche sich aus sich selbst, aus ihrem Gemüthe und Verstande heraus zur Welt gebildet hatten. Wie nun gegen neue Meinungen, Ansichten, Systeme, so erklären sich solche Männer auch gegen neue Ereignisse, hervortretende bedeutende Menschen, welche große Veränderungen ankündigen, oder bewirken: ein Verfahren, das ihnen keineswegs so zu verargen ist, weil sie dasjenige von Grund aus gefährdet sehen, dem sie ihr eigenes Dasein und ihre Bildung schuldig geworden. Jenes Beharren eines tüchtigen Charakters aber wird um desto würdiger, wenn es sich durch die Welt und das Geschäftsleben durch erhält. Dieß geschah bei ihm, da er ohne Biegsamkeit, aber desto tüchtiger, fester und redlicher sich zu bedeutenden Posten erhob, sich darauf zu erhalten wußte, und mit Beifall und Gnade seiner höchsten Gönner fortwirkte, dabei aber niemals seine alten Freunde, noch den Weg, den er zurückgelegt, vergaß.« — Klingers Schriften verrathen seine enthusiastische Verehrung für Rousseau uud dessen Grundsätze. Widrige Schicksale, die ihn in der ersten Periode seines Lebens trafen, erregten eine Bitterkeit in seinem Gemüthe, welche sich auch nicht undeutlich in dessen Werken ausspricht. Er gab eine Reihe von Romanen heraus, welche nach seiner eigenen Aussage seine gesammelten Ansichten über die Welt und die Menschen in derselben aussprechen sollten, und die daher bei vieler Kraft der Charakterzeichnung und Schilderung von Einseitigkeit nicht ganz frei sind. Klingers Romane sollten der Jugend um so weniger in die Hände gegeben werden, als sie manche Irrthümer enthalten, und sehr leicht gemißdeutet werden können.

## August Gottlieb Meißner,

geboren zu Bautzen, am 4. November 1753; starb als Director der Lehranstalten zu Fulda, am 20. Februar 1807.

Er studirte zu Leipzig und Wittenberg die schönen Wissenschaften und die Rechte, und war vom Jahre 1785 bis zum

Jahre 1805 als Professor der Ästhetik zu Prag geachtet und geliebt. Noch vor zwei Jahrzehenten war er einer der gelesensten Schriftsteller; jetzt ist er beinahe vergessen: so strenge richtet die entfliehende Zeit. Wenn man seinen Werken nicht mit Unrecht eine steife Eleganz des Stils, Geschraubtheit und leeres Wortgepränge vorwirft, so zeigen doch manche seiner Novellen, in welchen er rücksichtlich des Stoffes leider den Geschmack der Italiener und Spanier nachahmet, und die man in seinen »Skizzen« findet, von nicht unbedeutendem Talente.

## Johann Baptist von Alxinger,

geboren zu Wien, am 24. Jänner 1755; starb ebendaselbst als Hoftheater-Secretär, am 1. Mai 1797.

Außer einer Sammlung von kleineren Gedichten, haben wir von ihm zwei romantische Heldengedichte: »Bliomberis« und »Doolin von Mainz,« in welchen beiden er Wieland's Weise ziemlich glücklich nachgeahmt hatte. So sorgfältig indeß beide Epopöen, besonders die erstere, in den einzelnen Theilen ausgearbeitet sind, so fehlt ihnen doch jenes innere Leben, dessen sich jedes wahre Dichterwerk erfreuen soll, und daher konnten sie sich nicht lange in dem Anfangs erworbenen Ruhme erhalten.

## Franz Xaver Bronner,

geboren zu Höchstädt in Baiern, im Jahre 1758.

Er ist der Sohn eines Knechts in einem Ziegelofen, und wurde wegen seiner schönen Stimme Sängerknabe in dem Jesuiterkloster zu Dillingen. Von da ging er in ein Benedictinerstift, aus welchem er entsprang, und in der Schweiz unter dem Namen Johann Windfried als Notensetzer in einer Druckerei Unterkommen fand. Er kehrte in ein anderes Kloster nach Augsburg zurück, und entfloh auch aus diesem zum zweiten Male nach der Schweiz, wo er einige Zeit Lehrer zu Aarau war, bis er als Professor zu Kasan nach Rußland berufen wurde. Von dort kehrte er im Jahre 1817 wieder nach Deutschland zurück. Seine

Fischer-Idyllen stehen den Geßnerischen sehr nahe, und haben Vorzüge und Fehler mit ihnen gemein; doch sind sie eher der Natur noch getreuer gehalten, als die Gemälde seines Vorbildes.

## Ludwig Theobul Kosegarten,

geboren zu Grevesmühlen im Mecklenburgischen, im Jahre 1758; starb als Professor der Theologie und Pfarrer zu Greifswalde, am 26. October 1818.

In früheren Jahren war er Erzieher, dann Schulrector, hierauf vom Jahre 1792 bis zum Jahre 1807 Probst auf der Insel Rügen, wo er der Natur, seiner Familie, den Wissenschaften und der Poesie lebte. Im Jahre 1807 ward durch den Krieg die Ruhe dieses anmuthigen Eilands gestört, und Kosegarten in eine Menge ihm fremdartiger Geschäfte verwickelt. Er beschloß daher, die Insel Rügen zu verlassen, und bewarb sich um die Lehrkanzel der Geschichte zu Greifswalde, welche er später mit jener der Theologie vertauschte. Außer einem unbedeutenden Romane haben wir von ihm Gedichte, aus welchen nur seine Legenden hierher gehören. Der Vorwurf, welchen man ihm als Dichter überhaupt macht, daß nämlich Überspanntheit, erzwungene Exaltation und verworrene Bilder in seinen Werken herrschen, hat auch auf einige seiner Legenden Anwendung; die meisten derselben sind aber des gerechtesten Lobes würdig, und eben so zart erdacht als ausgeführt.

## Johann Christoph Fridrich von Schiller,

geboren zu Marbach, am 10. November 1759; starb als Professor der Geschichte und Philosophie zu Weimar, am 9. Mai 1805.

Einzelne Züge, deren man sich aus Schillers frühesten Jahren erinnert, waren Beweise von Weichheit des Herzens, Religiosität und strenger Gewissenhaftigkeit. Den ersten Unterricht erhielt er vom Pfarrer Moser in Lorch, einem würtembergischen Gränzdorfe. Den neunjährigen Knaben beschäftigten schon Plane zu Trauerspielen, nachdem er zu Ludwigsburg das erste Theater gesehen hatte. Er wurde in seinem vierzehnten Jahre in das vom Herzoge gestiftete Institut zu Stuttgard auf-

genommen, und studirte die Rechtswissenschaften, welches Studium er nach zwei Jahren mit dem der Medicin vertauschte. Hier auf der Karlsschule entstanden Schillers früheste Gedichte; die Werke von Klopstock, Utz, Lessing, Göthe und Gerstenberg erfreuten und begeisterten den Jüngling, besonders des letzteren »Ugolino,« und Göthe's »Götz von Berlichingen.« Später erst lernte er Shakspeare kennen. Auch Plutarchs Biographien, Herder's und Garve's Schriften waren für ihn besonders anziehend. Während der zwei Jahre seines medicinischen Studiums entsagte er allen poetischen Arbeiten. Im Jahre 1780 ward er als Regimentsarzt angestellt, und ein Jahr darauf erschienen seine »Räuber« und einige einzelne Gedichte. Im Jahre 1782 flüchtete er, vorzüglich aus dem Grunde, weil der Herzog ihm verboten hatte, außer dem medizinischen Fache etwas drucken zu lassen, aus Stuttgard, ging unter fremdem Namen nach Franken, und lebte dort beinahe ein Jahr auf dem Gute Bauerbach in der Nähe von Meinungen. Hier entstanden: »Fiesko,« Kabale und Liebe,« und die ersten Ideen zu Don Carlos. Im Jahre 1783 ging er nach Mannheim, und trat mit dem dortigen Theater in genauere Verbindung. Hier beschäftigte er sich mit einem Plane einer neuen Einrichtung der Bühne und mit der Bearbeitung verschiedener dramatischer Stoffe. Durch die Vorlesung einiger Scenen aus Don Carlos am Hofe zu Hessen-Darmstadt ward Schiller zuerst dem Herzoge von Sachsen-Weimar bekannt, der ihn zu seinem Rath ernannte. Das Jahr 1785 verlebte er zu Leipzig und Dresden. In letzterer Stadt wurde »Don Carlos« geendet und umgegossen. Im Jahre 1787 kam er nach Weimar, wo er von Wieland und Herder — Göthe war damals in Italien — mit Wohlwollen aufgenommen wurde. In Rudolstadt, wo er das folgende Jahr verlebte, lernte er Göthe'n zum ersten Male kennen. Der erste Eindruck, welchen das ruhige, unbefangene Wesen dieses Mannes auf den jugendlichen Schiller machte, war nicht der angenehmste; aber Göthe verwendete sich mit Eifer für den jungen Mann, und sein Einfluß verschaffte ihm die Anstel-

lung als Professor der Geschichte zu Jena. Seit dieser Zeit warf er sich mit dem angestrengtesten Eifer auf das Studium dieses neuen Faches, und seine Werke in dieser Gattung beurkunden den Meister des historischen Stiles. Indessen machte seine begeisternde Ansicht der Geschichte Schillern der Dichtkunst nicht untreu. Sein Lehramt zu Jena begann auf sehr glänzende Weise; über vierhundert Zuhörer strömten zu seinen Vorlesungen. Hier vermählte er sich auch mit Fräulein von Lengefeld, dessen Bekanntschaft er schon zu Rudolstadt gemacht hatte. Eine heftige Brustkrankheit, die ihn im Jahre 1791 ergriff, zerrüttete seinen körperlichen Zustand für seine ganze übrige Lebenszeit. Er bedurfte nach seiner Herstellung der größten Schonung; nur eine gänzlich sorgenfreie Lage konnte ihn wieder zur vorigen Thätigkeit bringen. Da wurde ihm vom Erbprinzen von Dänemark und dem Grafen von Schimmelmann eine Pension von tausend Thalern auf drei Jahre mit einer Zartheit angeboten, welche den Werth der Gabe noch mehr erhöhte, und den Empfänger mehr rührte, als das Anerbieten selbst. Völlige Wiederherstellung seiner Gesundheit war nicht zu erwarten, aber die Kraft seines Geistes, der sich vom Drucke der äußeren Verhältnisse frei fühlte, siegte über die Schwäche des Körpers. Kleinere Übel vergaß er, wenn ihn eine begeisternde Arbeit oder ein ernstes Studium beschäftigte, und von heftigen Anfällen blieb er oft Jahre lang befreit. Um diese Zeit schrieb er seine »Geschichte des dreißigjährigen Krieges,« und faßte die erste Idee zum »Wallenstein,« welcher aber erst sieben Jahre darauf erschien. Während dieser Zeit reiste er nach Hause, und freute sich des Wiedersehens seiner Ältern, Schwestern und Jugendfreunde. Als er nach Jena zurückkehrte, unternahm er die Herausgabe der »Horen.« In diese Zeit trifft auch der Anfang des schönen und nachher immer fester geknüpften Bundes zwischen Göthe und Schiller, der für beide den Werth ihres Lebens erhöhte. An Göthe's Seite begann für Schiller eine neue und schönere Jugend. Hohe Begeisterung für alles Treffliche, lebendiger Haß gegen falschen Geschmack überhaupt und gegen

jede Beschränkung der Wissenschaft und Kunst, berauschender Übermuth einer vorher kaum geahnten Kraft war damals bei ihm die herrschende Stimmung. Bald darauf wählte er Weimar zu seinem beständigen Aufenthalt, bei welcher Gelegenheit er von dem regierenden Herzoge von Sachsen-Weimar auf eine sehr edle Art unterstützt wurde, so wie ihn überhaupt dieser Fürst bei jedem Anlasse durch die deutlichsten Beweise seines Wohlwollens erfreute. Er war es auch, der Schillern im Jahre 1802 aus eigener Bewegung den Adelsbrief auswirkte. Nach der Erscheinung Wallensteins folgten seine übrigen dramatischen Werke schnell auf einander. Bei der Bearbeitung eines neuen dramatischen Stoffes, der Geschichte des falschen Demetrius, mitten im Vollgefühl seiner geistigen Kraft, ergriff ihn der Tod. Ein heftiger Rückfall seiner gewöhnlichen Brustkrankheit endigte sein Leben *). Schiller glänzt, ein Stern erster Größe, an Deutschlands literarischem Himmel, groß als dramatischer, trefflich als lyrischer, aber nicht minder vorzüglich als epischer Dichter. So ist kein Hauptzweig der Poesie, in welchem er nicht Bedeutendes geleistet hätte, daher wir in verschiedenen Beziehungen auf ihn zurückkommen werden. Seine schönen Gleichnisse verrathen eine feurige, aber edle Fantasie, welche sich nur an edlen Bildern ergötzet; sie sind in seinen dramatischen und anderen poetischen Werken zerstreut. Besonders reich daran ist seine Braut von Messina. Seine Balladen stehen in gewisser Beziehung unerreicht da. Seine Kraft, einen romantischen Stoff zu ergreifen, und dieses abenteuerliche Mannigfaltige in ein schönes Gewand zu kleiden, ist bei keinem Balladendichter in solchem Grade vorhanden. Sie sind ohne Ausnahme Meisterstücke der poetischen Erzählung. Selbst das lyrische Feuer, welches in denselben lodert, und das Einige, als den Fluß der Erzählung manchmal hemmend, rügen wollen, ist ein Quell von zahllosen schönen Bildern, z. B. im »Taucher.« Allen, selbst den strengsten Forderungen, dürfte vielleicht »Ritter Toggenburg«

---

*) Aus Körners Nachrichten von Schillers Leben.

am ehesten genügen. Dieß Gedicht ist ein Kunstwerk, welches von dem reinen warmen Hauche der Poesie bis in das Tiefste durchdrungen ist, das nie veraltend, stets zu allen Zeiten sprechen und rühren wird. Auch zwei treffliche Novellen besitzen wir von ihm, wovon indeß eine: »der Verbrecher aus verlorner Ehre,« seiner ersten Periode angehört, welches der etwas überladene Stil andeutet. Daß Schiller auch im Gebiete des Romanes Ungewöhnliches zu leisten im Stande gewesen, beweist sein, leider! nicht vollendeter »Geisterseher;« ein Werk, welches bei aller Fülle der Fantasie eine klare, höchst lebendige Darstellung entwickelt, und durch die Wahrheit der Schilderung des Lebens, die durch einen gediegenen und harmonischen Stil noch gehoben wird, das Gemüth in seinem Innersten ergreift und erschüttert. Schade, daß diese schöne Aufgabe, eine der letzteren aus dem Leben des Dichters, nicht gelöst, daß die, durch die kühnste Verknüpfung hoch gespannte Erwartung der Leser nicht befriedigt wurde. — Schillers Gesichtszüge sind am treuesten und geistvollsten in einer colossalen Büste vom Professor Dannecker in Stuttgard dargestellt worden. Er ist nicht unbetrauert hinweggegangen, und es ist beruhigend, sich zu erinnern, daß es für ihn in dem letzten Augenblicke ein süßer Trost müsse gewesen sein, die Unsterblichkeit seines Namens gesichert zu sehen. Von ihm sagt Göthe so schön, als wahr:

Es glühte seine Wange roth und röther,
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt;
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme!
Damit der Tag des Edeln endlich komme;
Und manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß' Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig fest gebannt.

Zum Höchsten hat er sich empor geschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng' verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

## August Fridrich von Kotzebue,

geboren zu Weimar, am 3. Mai 1761; starb zu Mannheim am 23. März 1819, von einem fanatischen Jünglinge mit Dolchstichen ermordet.

Seit der frühesten Jugend neigte sich sein Talent zu poetischen Arbeiten, besonders zu dramatischen, hin. Er studirte zu Jena die Rechte, ward bald Advocat, und trat dann, durch den preußischen Gesandten, Grafen Görz, empfohlen, in russische Dienste. Seine frühere Bildung hatte er von seinem Oheim Musäus erhalten. Er war einige Zeit in Wien (1795) als Hoftheaterdichter angestellt; allein Mißhelligkeiten zwangen ihn, diese Stelle niederzulegen. Als er hierauf nach Rußland zurückkehren wollte, wurde er auf der Gränze verhaftet, und, ohne den Grund zu wissen, nach Sibirien geschleppt. Allein die Übersetzung seines Lustspiels: »Der alte Leibkutscher Peter III.« in das Russische, verschaffte ihm bald Befreiung und Genugthuung der ausgestandenen Leiden. Nach Kaiser Pauls Tode lebte er bald in Weimar, bald in Berlin, im beständigen Federkriege mit den Brüdern Schlegel, ankämpfend gegen Göthe u. s. w., bis er endlich im Jahre 1813, als ein eifriger Feind des französischen Usurpators, zum russischen Staatsrath erhoben wurde, und nach Beendigung des Krieges zu Mannheim mit einem Jahresgehalt von 15000 Rubeln lebte. Er hinterließ eine zwei und achtzigjährige Mutter, eine trostlose Gattin und dreizehn Kinder. — Von seinen zahlreichen Novellen, die er, theils in Zeitschriften und Taschenbüchern, theils gesammelt, wie z. B. in der »Grille,« zwei Bände, »Biene,« vier Bände, in den »jüngsten Kindern meiner Laune,« zwei Bände, »Geschichtchen für meine Söhne,« zwei Bände u. s. w. herausgab, erfreut sich wohl keine eines wahrhaft dichterischen Schwunges; aber sie sind mit einer ungemein anziehenden Lebhaftigkeit und mit treffendem Witze geschrieben, und würden ein unbedingteres Lob verdienen,

wenn Kotzebue durch sein reiches Talent mehr Gutes zu wirken, als durch beißenden Witz zu glänzen gestrebt hätte.

## Jean Paul Fridrich Richter,

geboren zu Wunsiedel im Bayreuthischen, am 21. März 1763; lebt als baierischer Legationsrath zu Bayreuth.

In dem Gymnasium zu Hof bereitete sich dieser geniale Dichter für die Universität vor, welche er im Jahre 1780 zu Leipzig bezog, um daselbst Theologie zu studiren. Frühe schon ward sein Hang zur Poesie in ihm reif; er entsagte der ernsten Theologie, und lebte eine Zeitlang, seinem süßen Hange folgend, in Schwarzebach, gleichsam brütend über den schönen Früchten seiner Zukunft. Von da ging er nach Hof, Weimar, Berlin, Meiningen, Coburg, und blieb endlich in Bayreuth. Hier lebt er, vermählt mit einer trefflichen Gattin, Caroline Mayer aus Berlin, seit einer Reihe von Jahren, ward vom Herzoge von Sachsen-Hildburghausen aus eigener Bewegung zum Legationsrath ernannt, und vom damaligen Fürst Primas von Dalberg mit einem ansehnlichen Jahresgehalte ausgestattet, welchen jetzt nach öffentlichen Blättern der edelmüthige König von Baiern ihm gewähret. Seine zahlreichen Schriften sind sowohl erzählenden als philosophischen Inhalts, und großen Theils in vielen Zeitschriften, Taschenbüchern u. s. w. zerstreut. Obwohl er bisher nie die Versform gebrauchte, so ist er doch, was Reichthum der Erfindung und Kraft des Ausdruckes betrifft, den ersten Dichtern Deutschlands beizuzählen. Die vorzüglichste Seite, die ihn vor allen übrigen Schriftstellern auszeichnet, ist sein unübertrefflicher Humor, der wie ein glänzender Stern durch alle seine, an Form und Inhalt noch so verschiedene Werke glänzend zieht. Man weiß nicht, ob man seinen sentimental-elegischen, oder seinen humoristischen Darstellungen den Vorzug geben soll, doch scheint sein Charakter sich zu den letzteren entschieden hinzuneigen. Mit seinen glänzenden Dichtergaben vereinigt sich noch eine außerordentliche Belesenheit und ein seltener Reichthum des Wissens in allen Fächern, den er in

seinen Schriften auch häufig benützt, daher sie einem großen Theil des Publikums nicht ganz verständlich sind. Er liebt die Blumensprache und den figurirten Ausdruck, besonders den der Metapher, ungemein, und seine häufigen Gleichnisse und Schilderungen sind eben so neu, als treffend. Jean Paul hatte das Schicksal, bei seinem ersten Auftreten mit den »grönländischen Prozessen« und der »Auswahl aus des Teufels Papieren« beinahe gänzlich übersehen zu werden. Spät erst würdigte man seine Romane nach Verdienst, und erst nach Erscheinung seiner trefflichen »Frucht und Dornenstücke« ward sein Werth allgemeiner anerkannt. In diesem Buche erscheint auch in der üppigsten Freiheit des Scherzes der reizendste Anstand und die mildeste Frömmigkeit. Weder England noch Frankreich hat ein Buch, wie dieses, aufzuweisen. »Die unsichtbare Loge« und »Hesperus« sind aus einem reinen, tiefen und liebenden Gemüth hervorgegangen. Vor Erscheinung dieser Werke hatten die Deutschen noch keinen Dichter gefunden, der das Herz bald so zart und leise, bald so gewaltig und furchtbar, in allen seinen Wurzeln und Adern erregt hätte. Das Höchste, was Richter bisher geleistet hat, wird im »Titan« zu suchen sein, einem Roman, zu dem sich jedes reiche Talent des Dichters vereinigt zu haben scheint, um ihn hervorzubringen. Außer den genannten Romanen besitzen wir noch in dieser Gattung: »Quintus Firlein,« das herrliche »Campanerthal,« »Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin,« den »Jubelsenior,« »Palingenesien,« »Briefe und bevorstehender Lebenslauf,« »Flegeljahre,« und aus der neuesten Zeit den »Kometen.« Sein erstes bedeutendes Werk philosophischer Tendenz war seine »Vorschule der Ästhetik,« ein Schatz des reichsten, kräftigsten Wissens, der treffendsten Urtheile in bezeichnender, bilderreicher Sprache, woraus sich bei jedesmaliger Wiederlesung etwas Neues lernen läßt; und die »Levana,« eine treffliche Erziehungsschrift für Mütter. Das Charakteristische bei allen genannten Werken besteht in der Vereinigung oder Verschmelzung des reinen Ernstes und des tiefsten Gefühls mit dem blühendsten und reichsten Scherze. Dieser

reichste Humor wehet in allen seinen Schriften, und wirket — man kann es nicht läugnen — zuweilen unangenehm störend auf den Leser. Noch könnte man sagen, daß die in dem Romane erforderliche Einheit des leitenden Geistes (spiritus rector) in den Werken Jean Pauls nicht immer zu finden sei, wofür man aber durch treffliche Charakterschilderungen und einen höchst blumenreichen Stil entschädigt wird *).

## August Fridrich Lafontaine.

Dieser überaus fruchtbare Schriftsteller lieferte häusliche Gemälde und Familienscenen, die sich ohne Anstrengung recht gut weglesen lassen, und würde sich nicht so frühe überlebt haben, wenn er weniger Erzählungen geschrieben hätte. Zehen Bände seiner früheren Werke hätten ihm einen bedeutenderen Rang unter den deutschen Schriftstellern angewiesen, als mehr als hundert in der Folge nicht vermochten. Das Talent Lafontaine's ist keinem Zweifel unterworfen, und man kann nicht läugnen, daß bei einem Schwalle überflüssiger Wörter und Schilderungen doch manchmal Züge sichtbar werden, welche eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens und eine rege Fantasie verrathen; ja daß die leichte Darstellungsgabe dieses Schriftstellers Anfangs Hoffnungen erregte, welche aber in der Folge nicht erfüllt worden sind.

## August Fridrich Langbein.

Ein beliebter und sehr gelesener Schriftsteller im Fache der komischen Erzählung. Seine Gebilde sind meistens heiter gehalten, und sein Witz ohne Bitterkeit. Doch ist bei allen keine höhere Tendenz, als fröhliche Erheiterung zu gewähren, zu suchen; sie scheinen indeß auch auf nicht mehr Anspruch machen zu wollen, und sind für jene, die ein Mal derlei Schriften gerne lesen, immer den wässerigen Empfindungsproducten des vorigen Jahrhunderts vorzuziehen. Langbein hat auch mehrere der französischen und italienischen Novellen zu seinen Erzählungen benützt.

*) Nach M. i. r. und Fr. Horn.

# August Wilhelm von Schlegel,

geboren zu Hannover, am 5. (8.) September 1767; ist seit 1818 Professor der indischen Sprache und Literatur.

Frühe schon erwachte in ihm die Neigung für Sprachen und Dichtkunst. Er studirte Anfangs zu Göttingen Theologie, welche er aber bald mit dem Studium der Antiquitäten vertauschte. Sehr günstig für ihn als Dichter wirkte der Umgang mit Bürger, der sich in Göttingen mit besonderer Neigung an ihn angeschlossen hatte. Dieser Bekanntschaft mit Bürger verdanken wir seine trefflichen Sonette. Nachdem er die Universität verlassen hatte, ward er Erzieher zu Amsterdam, ging einige Jahre darauf nach Jena, wo er als Professor an der dortigen Universität seine berühmten Vorlesungen über Ästhetik hielt. Hier lebte er im innigsten Vereine mit seinem Bruder Fridrich, mit Schiller, Göthe, Tieck und Novalis, unter deren Einfluß sein vielseitiges Talent sich erhob, und bedeutend auf Deutschlands Literatur einzuwirken anfing; doch verließ er mit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts Jena, und lebte zu Berlin, stets mit der Literatur beschäftigt, worüber er seine gesammelten Ansichten in Vorlesungen aussprach. Hier wurde er auch mit Frau von Staël bekannt, und übernahm die Bildung ihrer Kinder. In ihrer Gesellschaft durchreiste er die Schweiz, Italien, Frankreich und das südliche Deutschland, und verweilte zu Ende des Jahres 1808 zu Wien, wo er Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur hielt, welche mit Recht allgemeine Bewunderung erregten, denn sie sind das Trefflichste, was Deutschland, man möchte sagen, Europa, über diese wichtige Dichtungsart besitzt. Von Wien ging er nach Stockholm, ward im Jahre 1813 vom jetzigen Könige von Schweden zum politischen Schriftsteller bei seinem Hauptquartier in Deutschland angestellt, und erhielt als Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste mehrere Orden und den Adel. Nach geendigtem Kriege kehrte er wieder zu Frau von Staël nach Koppet zurück, wo er bis nach ihrem Tode verweilte, und dann erst dem Rufe nach Bonn folgte. A. W. Schlegel steht als

Dichter, als Übersetzer, und vorzüglich als Kritiker auf einer, von wenigen einzeln, vielleicht von keinem in allen diesen Zweigen zugleich erreichten Stufe. Seine Gedichte, zumal seine Romanzen, athmen Wohllaut und Zartheit des Stoffes sowohl als der Behandlung, und sind, was Gluth der Empfindung und die Form der Durchführung betrifft, den spanischen an die Seite zu setzen.

## Fridrich Kind,

geboren zu Leipzig, am 4. März 1768; lebt als Hofrath zu Dresden.

Er studirte in seiner Geburtsstadt Leipzig die Rechte, ward dann Advocat, bis er im Jahre 1816 mit dem Titel eines Appellationsrathes die juristische Praxis niederlegte, um der schönen Literatur zu leben. Dieser Schriftsteller, welcher seit mehr als zwanzig Jahren eine ununterbrochene literarische Thätigkeit gezeigt hat, erfreut sich einer Fülle von schaffender Kraft, die sich auf mannigfaltige Weise in seinen Novellen kund gegeben. Wir bemerken ferner an ihm das Vermögen des dichtenden Malers, seine Gestalten nicht selten auf eine angenehme Weise zu gruppiren und in Handlung zu versetzen. Geringer ist die bildende Kraft, und nicht selten vermissen wir eine sorgfältige Entwicklung der Charaktere, so wie er überhaupt zu vermeiden scheint, das Leben in seinen tieferen Räthseln zu berühren, gleichsam, als wären dieselben von vorn herein schon gelöst. Noch ist von Kind die große Leichtigkeit der Verse und des Reimes rühmlich zu erwähnen, die selbst bei flüchtigen Arbeiten noch immer einigen Genuß zu bieten weiß. Seine ungemein zahlreichen Novellen zeichnen sich größten Theils durch eine sinnige Zartheit in der Erfindung sowohl als in der Durchführung, und durch eine gewisse Eigenthümlichkeit aus, welche sie von allen Novellen fremder Nationen nicht unrühmlich unterscheidet. Er ließ sie zum Theil zerstreut, zum Theil in mehreren Sammlungen erscheinen. Die vorzüglichsten dieser letzteren sind: »Malven,« zwei Bände; »Tulpen,« sieben Bände; »Lindenblüthen,« drei Bände; »Roswitha,« drei Bände; »die Harfe,«

acht Bände, u. s. w. — Kind ist einer der gelesensten Schriftsteller, dem ein großer Theil des Publikums bedeutende Gunst gezeigt hat. Je größer aber die Wirksamkeit, je strenger möge der Wirkende gegen sich selbst sein *).

## Jens Baggesen,

geboren in Dänemark, im Jahre 1769; lebt als Professor der dänischen Sprache und Literatur zu Kiel.

Dieses Dichters vorzüglichstes Werk ist: »Parthenais, die Alpenreise,« welches er selbst ein idyllisches Epos nennt. Die kräftige, gediegene und doch bilderreiche Sprache, so wie die technische Ausbildung der Verse ist des vollsten Lobes würdig, obwohl die Einmengung mythischer Wesen in den aus der neuesten Zeit genommenen Stoff nicht ganz passend genannt werden kann. Außer der Parthenais sind von Baggesen noch andere Schriften, größten Theils in dänischer Sprache, vorhanden.

## Fridrich von Schlegel,

geboren zu Hannover, im Jahre 1769 (1772); lebt zu Wien.

Seine Kindheit verbrachte er bei seinem Oheim und bei seinem ältesten Bruder, welche beide Landgeistliche waren. Bei natürlichem Verstande und lebhaftem Geiste zeigte der Knabe keine bedeutende Spur eines ausgezeichneten Talentes. Erst im sechzehnten Jahre fing er seine gelehrte Bildung mit dem glühendsten Eifer an. Er studirte ein Jahr zu Göttingen, und dann in Leipzig, sich der Philologie so ganz widmend, daß er nach vollendeten Studien sich rühmen durfte, jeden uns übrig gebliebenen, griechischen und römischen Schriftsteller von einiger Bedeutung aus eigenem Studium zu kennen. In mehreren Werken, welche jetzt in schneller Folge erschienen, zeigte Schlegel bei einer Fülle von Gelehrsamkeit die Originalität des Selbstdenkers, und eine seltne Kraft, mit der er sich im Felde der antiken

*) Nach Fr. Horn.

und modernen Poesie zu bewegen anfing. Durch ihn wurde auch zuerst der Gegensatz des Antiken mit dem Romantischen scharf ausgesprochen. Im Jahre 1800 hielt F. Schlegel mit großem Beifalle zu Jena philosophische Vorlesungen. Zwei Jahre darauf lebte er in Dresden, zu welcher Stadt ihn alte Erinnerungen und eine geliebte, dort verheirathete Schwester öfters hinzogen. Dann reiste er mit seiner Gattin nach Paris, nachdem er in Cöln mit derselben zur römisch-katholischen Kirche übergegangen war. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland bildete er nach Turpins Chronik den »Roland,« ein Heldengedicht in Romanzen mit durchgehender Assonanz. Im Jahre 1809 ward er als Hoffecretär im Hauptquartiere des Erzherzogs Carl angestellt. Seine »Vorlesungen«, welche er in den Jahren 1811 und 1812 über »die neuere Geschichte« und über »die Geschichte der Literatur« zu Wien hielt, wurden allgemein lobend anerkannt, besonders sind die letzteren ein lebensreiches Gemälde der Literatur alter, mittlerer und neuer Zeit. Er wurde in der Folge als Legationsrath der österreichischen Gesandtschaft bei dem Bundestage zu Frankfurt angestellt, und ist jetzt zu Wien mit der Herausgabe seiner sämmtlichen Werke beschäftigt. —

Wenige deutsche Schriftsteller sind so viele merkwürdige innere Revolutionen durchgegangen, als Fridrich Schlegel, bis er zur reinen Erfassung Gottes und Christi durch den ernstesten Katholicismus gelangte. Hier fand er seine eigenthümliche Heimath wieder, und Hingebung an das Vaterland und dessen Geschichte, Wissenschaft, Poesie und Glauben sind die Sphäre, in welcher sein Geist jetzt athmet. In des tiefen Mannes Seele lag die Poesie verhüllt, und von Überkraft wie verbaut. Da war ihm der Himmel gnädig, indem er eine große Aufforderung an ihn ergehen ließ, für das leidende Vaterland, wie seine Kräfte es verstatteten, zu wirken, und kühn und muthig in vollen Wogen strömte jetzt der Gesang, wie er früherhin nie getönt hatte. Seine Gedichte, unter welchen viele schöne Romanzen und einige Allegorien sich finden, erschienen im Jahre 1809. Unstreitig haben die Deutschen den Bemühungen des Brüder-

paares Schlegel so manche wohlthätige Veränderung des Geistes ihrer Sprache und Literatur zu danken *).

## Novalis (eigentlich Fridrich Freiherr von Hardenberg),

geboren zu Weißenfels, auf einem Familiengute in der Grafschaft Mansfeld, am 2. Mai 1772; starb ebendaselbst als Amtshauptmann in Thüringen und Salinen-Assessor, am 25. März 1801.

Fridrich Hardenberg lebte in dem reinen Elemente, welches eine edle, eng verbundene Familie, die nur dem Guten und Schönen lebt, um sich zu verbreiten pflegt; zeigte aber als Knabe wenig Anlage, war kränklich, lebte still für sich hin, und fand im Mittelpuncte seines Wesens nur eine unendliche Liebe für seine Mutter, bis endlich eine spätere, höchst schmerzliche Krankheit, die nur durch gewaltsame Reizmittel gehoben werden konnte, seinen Geist aus dem Schlummer weckte. Als reifender Jüngling verlebte er ein Jahr bei einem Oheim zu Luclum bei Braunschweig, besuchte hierauf das Gymnasium zu Eisleben, und studirte dann zu Jena unter Reinhold die Philosophie, und zu Leipzig und Wittenberg die Rechtswissenschaften. Im Jahre 1797 ging er nach Freiberg, um sich der Bergwerkskunde zu widmen. Im Sommer des Jahres 1799 wurde er Assessor bei dem Directorium der Salinen zu Weißenfels; in diese Zeit fällt auch seine innige Geistesverbindung mit den Brüdern Schlegel und Ludwig Tieck. Als er eben die Stelle eines Amthauptmanns in Thüringen erhalten sollte, entschlummerte er am 25. März 1801 unter den melodischen Tönen des Claviers in den Armen seines Freundes Fr. Schlegel.

Sein früher Tod ist ein großer Verlust für Deutschlands Literatur, denn er war einer von den wenigen Auserwählten, welchen die himmlische Gabe der Poesie im vollen Maße zu Theil ward. Er war ein Dichter in des Wortes höchster Bedeutung, dieß beweisen die wenigen Bruchstücke, welche wir von ihm be-

*) Nach Gruber und Horn.

sitzen; er war aber auch ein edler, trefflicher Mensch, dieß bezeugen einstimmig seine Freunde Schlegel und Ludwig Tieck, welche seine Schriften in zwei Bänden gesammelt herausgaben, und von denen der letztere Novalis Erdenleben der Nachwelt geschildert hat. Im Umgange mit Fremden, oder in großen gemischten Gesellschaften war Novalis oft Stunden lang still, doch dabei aufmerksamer Beobachter dessen, was um ihn her vorging; aber im traulichen Zirkel um so beredter. Es war ihm überhaupt Bedürfniß, daß er sich ausreden konnte. Ganze Abende konnte man ihm zuhören, und man ward nicht müde, ihn zu hören; denn den gemeinsten Gegenständen wußte er ein Interesse zu geben. Und wie sichtbar ward da seinen Freunden der Reichthum seiner Fantasie, die Schärfe seines Verstandes, das Innige seiner Herzlichkeit! Widerspruch ertrug er gern, und ward nie unwillig darüber. Hatte er aber einmal einen paradoxen Satz gesagt, so gab er ihn nicht auf, und machte dann auch wohl den Sophisten. Seine Gestalt war lang, gut gebaut, hager, sein Auge verrieth Geist, sein Mund Freundlichkeit. Sein Äußeres war einfach und schlicht, aller Putz war ihm widernatürlich. Sein Gemüth war in einem ewigen Streben nach Harmonie, und so ahnete er zuletzt die Ursonne, in der alles Eins ist, und in welcher sich die scheinbar vereinzelten Strahlen wieder versammeln. Einem solchen Gemüth begegnet selbst das Feindliche nicht mehr feindlich; nur Wohlgesinntheit im Allgemeinen verlangte seine edle Seele, und diese kann dem mit Liebe Suchenden nie verborgen bleiben. Ein solches Streben nach universeller Bildung, diese Einheit in der Gesinnung spricht überall in seinen Schriften, besonders in seinem, leider! nicht vollendeten Romane: »Heinrich von Ofterdingen;« ein Werk, welches vielleicht nicht vollendet werden konnte, indem hier Manches zur Sprache gebracht werden sollte, was sich selbst mit dem schönsten Wort nicht frei vereinigen läßt. Aber noch als Fragment ist es eines der trefflichsten poetischen Werke der Deutschen, voll wunderlieblicher Blumen und Lichter, die aus einer andern Welt genommen zu sein scheinen. Seine Fragmente

sind wahre Noten zur Menschennatur, in welchen sich ein vielseitiger und tiefer Geist mit der gemüthlichsten Liebe ausspricht*). Seinem Tode setzte L. Tieck folgendes Denkmal:

Wenn sich die Pflanz' entfaltet aus dem Keime,
Sind Frühlingslüfte liebliche Genossen,
Kommt gold'ner Sonnenschein herabgeflossen,
Sie grünt und wächst, empfindet süße Träume.
Bald regt sie sich, in Ängsten, daß sie säume;
Luft, Sonne, Wasser, die sie schon genossen,
Macht quellend Leben und den Kelch erschlossen.
Nun ist es Nacht, sie schaut die Sternenräume,
Da fühlt sie Liebe, und den stillen Lüften
Gibt sie, von tiefer Inbrunst angezogen,
Den Blumengeist, und stirbt in süßen Düften.
So wurdest du zum Himmel hingezogen,
Sanft in Musik schied'st du in Freundesarmen,
Der Frühling wich, und Klagen ziemt uns Armen.

## Ludwig Tieck,

**Doctor der Philosophie, geboren zu Berlin, am 31. Mai 1773; lebte im Jahre 1819 zu Dresden.**

Dieser geniale Dichter brachte seine Schul- und Universitätsjahre mit seinem zu frühe verstorbenen Freunde Wackenroder in seiner Vaterstadt und zu Halle zu, wo den Jüngling schon das Studium der bildenden Künste, so wie der altdeutschen Poesie und der modernen Literatur beschäftigte. In der Folge arbeitete er mit den Brüdern Schlegel und andern eifrig an dem neuen Aufblühen der deutschen Literatur. Außer einer trefflichen Übersetzung des spanischen Romans Don Quixotte bewegen sich seine zahlreichen Schriften sämmtlich in dem Gebiete der Künste und der verschiedenen Arten deutscher Poesie. Er ist mit unendlicher Liebe dem schönen Walten des Mittelalters zugethan, und in seinen Gedichten weht der milde Hauch des Südens, gepaart mit der Kraft des fernen Nordens. Er besitzt eine ungewöhnliche

*) Nach Tieck, Just und F. Horn.

Gewalt in seinem Stile; doch ist derselbe nicht immer mit gleicher Sorgfalt behandelt. Seine originelle Zusammenstellung der Bilder und Gefühle, die oft ungewöhnliche Form seiner Gebilde, und vor allem sein reicher Humor und sein treffender Witz, mit welchem er die Geißel der Satyre schwang, verschafften ihm viele Feinde und machten überhaupt seine Schriften, welche stets eine Zierde der deutschen Literatur bleiben werden, für einen großen Theil des Publikums unzugänglich. Um so inniger wird er aber von denen, welche die Mühe, sich länger und ernstlicher mit ihm zu beschäftigen, nicht scheuten, geliebt und verehrt. Jean Paul nennt ihn in Bezug seiner Geisteswerke einen schönen barocken Blumenmischling der altdeutschen und neudeutschen Zeit. — Viele treffliche Allegorien finden sich in seinen poetischen Werken zerstreut. Seine Muse neigte sich, zumal in früheren Jahren, zur Bearbeitung jener romantischen Erzählungen hin, die unter dem ungebildeten Volke von Mund zu Mund gehen. So entstand mit der Beihilfe einiger Freunde sein berühmtes Werk: »Phantasus,« eine Sammlung von Erzählungen, Mährchen, Novellen und Schauspielen, worunter treffliche Muster, sowohl in erzählender, als in dramatischer Form, ernsthaften, ja manchmal tragischen, und wieder echt komischen, humoristischen Inhalts in reicher Fülle vorkommen. In den Mährchen zeigt sich Tieck in seiner ganzen Eigenthümlichkeit, indem er das Erschlaffen und den Mißbrauch der Poesie in seiner Zeit auf ergötzliche Weise durch satyrische Darstellung desselben bekämpfet. Außerdem gab er noch einzeln den »Kaiser Octavianus« und die »Geschichte der schönen Melusine« heraus, wovon das erstere, dramatisch behandelt, bei vielen Eigenheiten und Fehlern große Vorzüge hat. So sind auch die dramatischen Mährchen im Phantasus ungemein witzig und treffend; aber auch die erzählenden enthalten viele Schönheiten, und verrathen, was Anlage, Durchführung und Stil betrifft, die geübte Hand des Meisters. Doch kann man nicht umhin zu gestehen, daß auch aus den trefflichsten derselben den Leser eine Art poetischen Schauders anweht, der oft in erreg-

baren Gemüthern eine peinliche Erschütterung hervorbringt, welche den reinen Genuß bei Geisteswerken nothwendig aufhebt. Von demselben fruchtbaren Dichter besitzen wir auch die Romane: »Abdallah,« »William Lowell,« »Peter Leberecht« und »Franz Sternbalds Wanderungen.« Das erst genannte Buch, unreif in den meisten Partien, zeigt im Großen und Ganzen eine tragische Stimmung; aber keine Stimme der Versöhnung ertönt aus diesem Werke. William Lowell ist im Einzelnen fein und zierlich, aber wo möglich noch unberuhigender für die Menschenbrust, als jenes. Hier ist der Kampf einer einseitig tiefen Natur geschildert, die im unendlichen Hasse gegen alles Gemeine die Bestimmung des Menschen erfüllt zu haben glaubt, und das rein Positive, das Gute, Schöne, Wahre und die Liebe nicht zu erfassen vermag. Darum endet sie auch im Laster. Der kleine Roman Peter Leberecht scheint aus der Sehnsucht nach einem behaglicheren Zustande hervorgegangen zu sein. Die meiste Aufmerksamkeit verdienen unstreitig Franz Sternbalds Wanderungen, in welchem, wenigstens im ersten Theile, das ewig Unvergängliche der Kunst mit wahrhaft andächtiger Begeisterung und in beständiger Beziehung auf Religion geschildert wird. Diesem Werke ist von einigen Kritikern eine unmäßige Bewunderung geworden; man wollte dasselbe Göthes Wilhelm Meister gleichsetzen. Allein mit so reger Fantasie auch das Leben der altdeutschen Maler und ihr Verhältniß zu der Kunst und dem Vaterlande aufgegriffen und dargestellet worden, so ist die ruhige Klarheit des Göthe'schen Stils doch keineswegs erreicht. Der zweite Band insbesondere enthält einzelne Scenen, die weder dem sittlichen, noch dem ästhetischen Gefühl zusagen mögen, und deßhalb schlechthin zu mißbilligen sind *).

*) Nach Fr. Horn.

# Fridrich Freiherr de la Motte Fouqué,

geboren im Brandenburgischen, am 12. Februar 1777, lebte im Jahre 1819 als verabschiedeter preußischer Major und Johanniter-Ritter auf seinem Gute Nennhausen bei Rathenau.

Dem der Jugend Kraft
In entflammter Sehnsucht nach dem Sonnenland
Durch gewaltigen Fittiges Schlag Melodien rauscht.

F. L. G. v. Stolberg.

Dieses Dichters Leben und Wirken theilte sich bisher zwischen Kampf fürs Vaterland und dem eifrigen Dienste der Musen. Seine Jugendbildung verdankt er seinem Lehrer Hülsen. In dem französischen Revolutionskriege machte er den Rheinfeldzug als Lieutenant in Gesellschaft seines unglücklichen Freundes Heinrich von Kleist mit, und lebte dann in ländlicher Stille der Freundschaft und den Musen, bis im Jahre 1812 der Aufruf seines Königs erscholl, welchem er selbst ein Fähnlein wohlbewaffneter Krieger zuführte. Er ward im Laufe des Krieges Rittmeister, schlug die bedeutendsten Schlachten dieses glorreichen Kampfes bis zum Rheine mit, wo ihn die Folgen körperlicher Anstrengungen nöthigten, als Major einen ehrenvollen Abschied zu nehmen. Seit dem Jahre 1804 entwickelt sich sein reiches Talent unter den günstigsten Verhältnissen. Jean Paul wußte den Charakter des Dichters sogleich zu bestimmen und mit Einem Worte treffend zu bezeichnen. Er nannte ihn unter den Dichtern den Tapfern, und wirklich bestätigte sich's in der Folge, daß diese Tugend den Mittelpunct seiner Dichtungen bilde. Auf »Undine«, welches Mährchen durch seinen neuen Ton und durch den Zauber der Darstellung die Gemüther mit sich fortriß, folgte eine Reihe von Romanen und andern Dichtungen, und wenn auch der Genius nicht mit gleicher siegender Kraft über alle gewaltet hatte, so stand er doch schon in der allgemeinen Liebe so fest, daß vieles entschuldigt, übersehen, vergessen wurde, und man neue Blüthen sowohl ersehnte, als mit neuen Hoffnungen aufnahm. Doch muß man gestehen, daß jene löbliche Hinneigung zum alten Nord,

der sich oft mit dem glühendsten Süd vermischt, zu einer nicht sehr angenehmen Manier ausgeartet sei. So sind auch manche Motive zu stehenden Stücken, die fast in jedem Werke ihren Platz einnehmen, herangewachsen, z. B. das Pferd, der Zweikampf. Indessen hat Fouqué durch mehr als Ein Werk sich den Dichterkranz der Unsterblichkeit errungen, und wird fortleben, wenn mancher andere schon untergegangen ist. Er gab auch in Verbindung mit Amalie von Hellwig, geb. von Imhof, einige Bändchen eines »Taschenbuchs der Sagen und Legenden« heraus, welche von ihm viele der zartesten und echt religiösen Legenden in einer anmuthigen Form enthalten, denen nur hier und da ein freierer, weniger dunkler Ton zu wünschen wäre. Derselbe Schriftsteller beschenkte uns auch reichlich mit Balladen und Romanzen, von welchen gewiß viele gelungen, manche sogar trefflich zu nennen sind. Da sich sein Gemüth überhaupt mit mehr Liebe zu den hohen Gebilden des Nordens hin zu neigen scheint, so ist auch die bei solchem Stoffe gewöhnliche Behandlungsart in seinen Romanzen die vorherrschende. Er führt manchmal durch mehrere Balladen denselben Helden in verschiedenen Lagen durch, und bildet so ein aus mehreren in sich abgeschlossenen Theilen bestehendes Ganzes. Ferner lieferte er, in mehreren Bänden gesammelt und in andern Schriften zerstreut, viele gelungene Novellen; doch kann man nicht umhin, zu gestehen, daß, seitdem die Zahl derselben sich so sehr vergrößert, ihr Gehalt sich um einiges vermindert habe. Die besseren derselben zeichnen sich durch tiefe Poesie und eine seltne innige Zartheit der Erfindung mit einer kräftigen und höchst entsprechenden Durchführung verbunden, aus, von allen aber ist zu rühmen, daß sie in der Form des Schönen den Keim des Guten und Edlen zu erwecken streben. Das Werk, dessen Hervorbringung ihn in die Reihe der vorzüglichsten Mährchen-Dichter stellt, ist »Undine.« Es gibt vielleicht kein zarteres, sinnigeres, mehr poetisches Mährchen, als das genannte. Inhalt und Darstellung sind gleich musterhaft, wie dessen Tendenz; weßhalb man denen nicht unbedingt Unrecht geben kann,

welche dasselbe zu den ausgezeichnetsten Werken des Verfassers zählen. Es wurde in die meisten lebenden Sprachen übersetzt und überall mit ungetheiltem Beifall aufgenommen. Über dieses Buch sagt F. Horn: »In diesem Mährchen wird es wohl allen recht klar werden, daß man nur von dem Tapfern sagen kann, daß er sanft, nur von der Kraft, daß sie milde sei, nur von der Herzensgediegenheit, daß sie die ganze tiefe Bedeutung und den süßen Trost der Thränen kenne. Wir finden in diesem Werke eine Darstellung des Elementes des Wassers, die uns an Pindar's Wort erinnert, daß das Wasser das Beste der Elemente sei; wir finden das Feuer in der Menschenbrust und das ewige Feuer der Liebe und Religion. Der Poesie, die auf reiner Liebe und Sehnsucht gegründet ist, widersteht so leicht keiner, und es mag wohl manchem durch dieses Gedicht erst deutlich geworden sein, wohin diese Sehnsucht deute. Es ist nicht die Sehnsucht nach der Vergangenheit, obwohl sie gar manches Köstliche in ihren Schooß aufgenommen hat, das in der stillen Erinnerung, wie vom Abendroth verklärt, nur noch köstlicher erscheint. Immerhin mögen wir manches herrliche Paradies auf Erden verloren haben; unser Herz ganz anzuregen vermag doch nur die Sehnsucht nach dem wieder zu gewinnenden ewigen. Manche Freuden unserer Kindheit und die Thränen, welche die heiligsten Stunden zu begleiten pflegten, können uns, im trüben Weltleben befangen, wohl als ein solches Paradies erscheinen, aber im tiefern Sinne geht doch jene Sehnsucht immer nach Vollendung und nach dem himmlischen Leben, dessen wir aus Gnade einst gewürdigt werden sollen. Diese reine Freude an Undinen konnte indessen der Dichter nur erreichen, indem er sie durchaus persönlich und in harmonischer Gestaltung vor unser Auge führte, so daß wir sie vor uns sehen, wie das zarteste, liebste Kind, über dessen Weh wir einen unendlichen Schmerz, aber auch einen unendlichen Trost empfinden.« — Unter seinen zahlreichen Romanen ist der erst erschienene »Allwin« als ein Tag des mächtig waltenden Vorfrühlings zu betrachten, für dessen einzelne Unbehaglich-

keiten die Hoffnung auf einen baldigen vollständigen Dichterlenz schadlos hält. In dem »Zauberring« wird die schwierige Aufgabe, den Charakter eines ganzen Volkes in dem Bilde eines Einzelnen zu schildern, auf bewunderungswürdige Weise gelöset. Er scheint auf dem Gedanken gegründet zu sein, daß wir Europäer alle aus germanischer Wurzel entsprungen sind. Wir sehen hier die große Verwandtschaft versinnlicht durch einen deutschen Ritter, der in fremden Landen viel umhergezogen und dort Kinder zurückgelassen, die sich in der Folge bald in Haß, bald in Liebe begegnen, bis endlich die Liebe siegt und der ganze Baum mit allen Wurzeln, Blüthen und Blättern deutlich vor unsern Augen steht *). In »Thiodolf dem Isländer« wird die Bekehrung des edlen Heidenjünglings zum Christenthume höchst romantisch geschildert. Zudem verdient der in seinen Werken größten Theils herrschende würdevolle, einfache und doch poetische Stil rühmliche Erwähnung.

## Caroline Baronin de la Motte Fouqué, geb. v. Briest,

Gattin des Vorhergehenden, würde noch Bedeutenderes im Fache der poetischen Erzählung zu leisten im Stande sein, wenn sie das schwarze Dunkel einer düstern, unheilbringenden Schicksalsnacht nicht gar so sichtbar in ihren Novellen vorwalten ließe, und die getreue, aber gräßliche Schilderung eines trüben Erdenlebens nicht bis zur abstoßenden Wahrheit fortführte, ohne es manchmal mit einem lichten Hoffnungsstrahle zu erleuchten und zu erwärmen.

## E. T. A. Hoffmann,

geboren zu Königsberg im Jahre 1778; starb als Kammergerichtsrath zu Berlin, am 5. Junius 1822.

Dieser vorzügliche epische Dichter studirte in seiner Vaterstadt die Rechte und ward im Jahre 1803 als Rath bei der Re-

*) Nach Fr. Horn.

gierung nach Warschau berufen, nachdem er früher andere Ämter rühmlich bekleidet hatte. Als der für Preußen unglückliche Friede zu Tilsit ihn seiner Stelle zu Warschau entsetzte, ward er Musikdirector des Theaters zu Dresden, bis die glücklichen Ereignisse der Jahre 1813 und 1814 ihn wieder im Jahre 1816 zu seiner vorigen Stelle verhalfen. Seine Liebe zur Musik äußert sich in den meisten seiner Schriften. Seine Novellen gab er selbst, kurz vor seinem Tode, unter dem Titel: »Die Serapionsbrüder«, gesammelt heraus, von welchem Werke vier Bände erschienen sind. Die meisten der darin enthaltenen Erzählungen sind, was Anlage und Durchführung belangt, trefflich, alle aber rücksichtlich der Reichhaltigkeit und höchst geschickten Behandlung des Stoffes sehr anziehend zu nennen. Sollen wir auch die Fehler derselben näher bezeichnen, so wären sie im Stoffe Übertreibung und in der Form Überdehnung. Selten ist ein Schriftsteller so glänzend aufgetreten, wie Hoffmann mit seinen »Fantasiestücken.« Was in der Folge erschien, war nicht mehr mit der Kraft des ersten Werkes ausgestattet. Überhaupt würden seine Gebilde vollendeter sich gestaltet haben, wenn er seinem Hange, das Gräßliche, Erschütternde in Zerrbildern auszumalen, sich nicht so rücksichtlos überlassen und in seinem Humor einem unerreichten Vorbilde nicht so ängstlich nachgestrebt hätte, sondern freier den Eingebungen seiner eig'nen reichen Laune gefolgt wäre.

## Franz Horn,

geboren im Jahre 1781.

Dieser geschätzte Literator gab nebst mehreren für die Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands bedeutenden Werken und einigen trefflichen Biographien seit dem Jahre 1801 eine Reihe von Romanen und Novellen, letztere meistens in Taschenbüchern und Zeitschriften zerstreut, heraus, von welchen wir sehr viele als gelungen und hohes Talent verkündend anrühmen können. Aus der großen Anzahl

dieser poetischen Werke zeichnen wir namentlich folgende aus: »Guiskardo«; »Der Einsame«; »Fantastische Gemälde«; »Henrico«; »Octavio von Burgos«; »Otto«; »Kampf und Sieg«; »Liebe und Ehe«; »Die Dichter«, welchen Roman Horn selbst als jenen erklärt, den er am meisten liebe und ihn deßhalb seinen Freunden zur heitern Prüfung empfiehlt; von den Novellen: »Der Geist des Friedens«; »Die diamantene Kutsche«; »Der ewige Jude«; »Mitternacht«; »Die Retterin«. — Wenn auch in diesen Schriften manche Irrthümer ausgesprochen werden, so muß man doch gestehen, daß der Verfasser derselben auf eigenthümliche Weise, fern von aller Nachahmung, nach dem Höchsten und Besten gestrebet habe, welches er seinen Lesern keineswegs auf die gewöhnliche seichte Art, sondern mit dem tiefsten Ernste und in einer entsprechenden Form mittheilen wollte. Dieß letztere geht aus der Sorgfalt hervor, die er auf die Ausbildung des Stils in seinen Productionen verwendete. Allen seinen Werken aber dürfen wir deutschen Geist und deutsches Gemüth und eine Reinheit der Gesinnung und Tendenz nachrühmen, welche nicht in vielen Werken von gleicher Form zu finden ist *).

## Ludwig Uhland,

Doctor der Rechte, geboren zu Tübingen am 26. April 1787 (1785); lebt als Advocat zu Stuttgard.

Alles, was bisher von dieses Mannes poetischen Schriften zur öffentlichen Kenntniß gekommen, beurkundet seinen schönen Beruf als Dichter. Er ist ein echter Liebling des Himmels, dem es verliehen wurde, das Unendliche darzustellen in der schönen Begränzung des Bildes, der erfinden kann und beschreiben, schaffen und darstellen, und der in der Romanze keinem deutschen Dichter weicht und sehr viele übertrifft. Seine Romanzen und Balladen verbinden das Groteske des Nordens mit dem milden Glanze des Südens und erfreuen,

*) Nach Fr. Horn's eignen Äußerungen.

rühren und erschüttern wechselweise das wundersam erregte Gemüth des Lesers. Das Charakteristische fast aller seiner Gedichte ist vollendete Gesundheit, Einfachheit ohne alle Manier und treffende Wahrheit.

## Franz Anton Joseph Ignaz Maria Freiherr von Sonnenberg,

geboren zu Münster am 5. September 1788; endigte zu Jena durch einen Sturz aus dem Fenster im heftigen Fieberkampfe am 22. November 1805 sein Leben.

In ihm ging ein Stern von Deutschlands poetischem Himmel noch vor seinem völligen Aufgange unter. Schon in seinem zwölften Jahre entwarf er den Plan zu einer Epopöe: »Das Weltende« genannt, welche das Jahr darauf in Druck erschien und in der man bei den größten Fehlern gegen Regeln und Sprache, einzelne Blitze des Genies wahrnimmt. Später arbeitete er bis an sein trauriges Ende an der »Donatoa« (der erste der Todesengel); vier Bändchen (Rudolstadt 1804); welches einen aus der Fantasie allein gegriffenen Stoff behandelt, dessen Idee Zerstörung und Wiederherstellung der Welt durch Liebe mit unerschöpflicher Kraft durchgeführt ist. Dieß Werk verräth bei den größten Fehlern in vielen einzelnen Stellen poetische Fülle, Tiefe der Charakterzeichnung und eine ausgezeichnete Innigkeit in Schilderung des Zarten und Rührenden.

## Ernst Konrad Fridrich Schulze,

geboren zu Zelle im Jahre 1789; starb ebendaselbst am 26. Junius 1817.

Mit ihm entschwanden viel schöne Hoffnungen für Deutschlands Literatur im epischen und lyrischen Fache. Der lebhafte Knabe zeigte mehr Anlage, als Fleiß, und frühe schon entwickelte sich sein, durch die verschiedenste Lectüre genährtes Dichtertalent. Im Jahre 1806 bezog er die Universität zu Göttingen, um daselbst Theologie zu studiren, welche er aber in der Folge mit der Philologie vertauschte. Er schloß sich innig an Bouterweck an, der ihm bald Freund und Lehrer in

der Dichtkunst ward. Im achtzehnten Jahre schrieb er sein erzählendes Gedicht: »Psyche«, welches ein reiches Talent beurkundete. Später erschien sein romantisches Gedicht »Cäcilie« in zwanzig Gesängen; ein Werk, welches durch ein Wesen gleichen Namens, in welchem Schulze das Ideal des Schönen gefunden zu haben geglaubt, und welches eine langwierige Krankheit hinweggerafft hatte, hervorgerufen wurde. Dieses Gedicht ist ein reines Epos. Hier ist keine Spur von Mischung und Verwechslung ursprünglich nach den Gesetzen des Schönen getrennter Formen, nichts von der Manier, didactische Zwecke mit andern zu vereinigen. So sehr die Stimmung sich zur Weichheit der elegischen Poesie neigt, so wird doch dadurch nie der Einheit, nie der Würde des Heldengedichtes geschadet. Auf dem düstern und grauenvollen Hintergrunde dieser Dichtung, deren Stoff nur locker mit einer historischen Begebenheit zusammenhängt und eigentlich reine Erfindung des Dichters ist, tritt das Milde und Edle im stärksten Contraste mit dem Furchtbaren und Schauderhaften hervor. Nur ist zu bedauern, daß Schulze nach Wieland's Beispiel die unregelmäßige Stanze statt der echten achtzeiligen wählte, weßhalb die Form Manches zu wünschen übrig läßt; so wie, daß eben dieses Vorbild ihn manchmal zu einer gewissen Breite verleitete, welche auch der anmuthigste Wohllaut der Sprache nicht anziehend zu machen vermag. — Im Jahre 1814 nahm Schulze als Freiwilliger an dem Kriege gegen Frankreich Theil, und kam nach erfolgtem Frieden nach Göttingen zurück. Hier kehrte jener Trübsinn, der sich schon vor Ausbruch des Krieges seiner bemeistert hatte, stärker wieder, und er selbst beschloß, durch eine Reise nach Italien sich dem nachtheiligen Einflusse desselben zu entreißen. Eine Fußreise, die er früher unternahm, erschöpfte aber seine Kräfte, besonders seine Brust so sehr, daß sein Zustand bedenklich wurde. In solcher Verfassung schrieb er das liebliche Gedicht, »die bezauberte Rose«, ein Werk, welches an Zartheit und Anmuth beinahe alles Vor-

handene in epischer Form überbot, und welchem der für die beste poetische Erzählung vom Buchhändler Brockhaus ausgesetzte Preis einstimmig zuerkannt wurde. Kurz vor seinem Hinscheiden erhielt er die Nachricht seines rühmlichen Sieges, der ihn mit sichtbarer Freude erfüllte. — Nach Schulze's Tode hat Bouterweck dessen poetischen Nachlaß in vier Bänden heraus gegeben. Sie enthalten nebst den angezeigten drei größeren Werken eine Reihe der sinnigsten lyrischen Gedichte.

## Caroline Pichler, geborne von Greiner,

lebt in literarischer Thätigkeit zu Wien.

Ihr Talent zur poetischen Erzählung ist unbestritten. Eine prunklose, aber größten Theils correcte Schreibart ist der Vorzug, dessen sich die meisten ihrer Werke rühmen können. Doch kann man den Wunsch nicht unterdrücken, daß ihre Novellen mit etwas strengerer Auswahl vor dem Publikum erschienen. Unter der nicht geringen Anzahl von poetischen Erzeugnissen dieser Schriftstellerin hat keines so viele günstige Leser gefunden, als der Roman »Agathocles«. Ihn bezeichnet, sagt Horn, ein wohlwollendes Gemüth, ein besonnener Verstand, der die einzelnen Charaktere und Situationen wohl ordnet und stets nach der Herrschaft über den Stoff strebt, die er zuweilen auch wirklich erreicht. Dazu kommt eine stille Ahnung von den Segnungen des Christenthums, das hier in eine tief beschattete Welt hinein leuchtet, und was die äußere Darstellung betrifft, ein mäßiger und gelassener Stil, der der Verfasserin sehr zu Hilfe kommt, ein Werk von diesem Umfang ohne Ermüdung zu Ende zu führen.

## Carl Clauren,

eigentlich Hofrath Heun, Herausgeber der Staatszeitung zu Berlin.

Seine Novellen sind für die deutsche Literatur ganz unbedeutend und dennoch erfreuen sie sich in der Lesewelt eines

großen Beifalls, welcher immer von einigem Werthe und Talente zeigt. Dieß Talent besteht bei Clauren in einer leichten sinnlichen Darstellung der äußern Dinge, in einem Anflug gutartiger Munterkeit und ganz vor Allem in der Bildung einer Art Naturkinds. Eine Gabe, interessant zu schildern und einige ungewöhnliche Situationen am gehörigen Orte anzubringen, charakterisirt daher lobend diesen Schriftsteller. Aber seine Gebilde sehen sich sämmtlich ähnlich, und das Streben ihres Verfassers, zu gefallen, wird allenthalben sichtbar. Auch sind sie auf nichts anderes, als auf Zeitverkürzung berechnet. Sie werden daher vergehen mit den Menschen und den Anlässen, die sie hervorbrachten.

## Dr. Fridrich Adolph Krummacher,

Superintendent zu Bernburg, bekannt als trefflicher Religionslehrer.

Unter seinen zahlreichen, sämmtlich einen frommen, kindlichen Geist athmenden Schriften sind seine Parabeln die bekanntesten und gerühmtesten. Sie sind wohl nicht alle von gleichem Werth, aber jene, welche zugleich Darstellungen aus einem edlen Familienleben enthalten, verdienen reichliches Lob. Noch ist zweier schöner Bücher für Kinder von demselben Verfasser: »Der Sonntag« und »Der Christtag« zu gedenken, welche zeigen, daß auch erwachsene Personen wie die Kinder werden müssen, wenn man sich des Erdengrüns und des Himmelblaues recht erfreuen wolle. Die Frömmigkeit dieses Dichters ist überhaupt eine sehr echte, denn sie ist fröhlich und poetisch, und wenn auch seine Menschendarstellung sich nur auf einen kleinen Kreis beschränkt, so ist doch dieser Kreis in sich selbst eine bedeutsame Welt, in die zu schauen erfreulich ist.

## Van der Velde,

starb am 6. April 1824 als Justiz-Commissär zu Breslau.

Dieser Schriftsteller machte sich erst in der neuesten Zeit bemerkbar. Seine Novellen verletzen zwar oft und bedeu-

tend die innere Wahrheit, allein dieser Fehler wird durch eine kraftvolle, blühende Diction, durch ungewöhnliche Charaktere, welche, in ungewöhnlichen Lagen sich entwickelnd, die Aufmerksamkeit des Lesers auf einen hohen Grad spannen, und durch höchst lebhafte Schilderungen beinahe vergessen gemacht.

## Ladislaus Pyrker,

**Patriarch zu Venedig; vorher Abt zu Lilienfeld in Österreich, dann Bischof zu Zips.**

Einer der geistreichsten, gebildet'sten Männer unserer Zeit. Sein widriges Schicksal warf ihn in seiner früheren Jugend als Sclaven auf die Raubküste von Africa. Hier mag er schon die einzelnen Züge zu seinem großen, epischen Gemälde: »Tunisias« gesammelt haben, welche er später in klösterlicher Einsamkeit mit unermüdetem Fleiße ausarbeitete und dadurch genanntes Heldengedicht lieferte, welches die Belagerung von Tunis unter Carl V. zum Gegenstande hat. Manche Schilderung ist mit echt Homerischem Geiste entworfen, aber das zu häufige Einschreiten so vieler höherer Gewalten aus den verschiedensten Geisterreichen, z. B. dem christlichen und heidnischen, störet die beabsichtete Wirkung und ist allerdings zu tadeln. Indessen hat diese Epopöe durchgängig das Verdienst eines reinen und sehr edlen poetischen Stils in gerundeten Hexametern. Von demselben Dichter besitzen wir noch mehrere, die reinste Frömmigkeit athmende, erzählende Dichtungen, unter dem Titel: »Perlen der Vorzeit«.

## Georg von Gaal.

Einer der geachtet'sten Literatoren zu Wien, der sich besonders die Verbreitung der ungrischen Literatur angelegen sein läßt. Er gab eine epische Idylle: »Die nordischen Gäste«, heraus. Der Stoff dieses in mehr als einer Hinsicht trefflichen Gedichtes ist der Besuch zweier sehr hoher Personen bei einem Bauer in der Schweiz. Es bedarf wohl keiner Er-

innerung, daß nicht gewöhnliche Schöpferkraft dazu gehört, einen so armen Gegenstand durch zwölf lange Gesänge anziehend durchzuführen.

## Frau Jos. Perin, geborne von Vogelsang.

Von dieser Frau sind bisher nur ein Bändchen Novellen nebst mehreren andern in Taschenbüchern zerstreuten, durch den Druck bekannt geworden; aber sie zeugen sämmtlich von künstlerischer Besonnenheit der Anlage, tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens und seiner Schwächen, und einer bei einem weiblichen Schriftsteller seltenen Richtigkeit der Diction.

---

Nebst den Producten der genannten Dichter sind noch die Werke folgender Schriftsteller für die Literatur der epischen Dichtungsarten in Deutschland von mehr oder minderer Bedeutung:

L. Achim von Arnim. — A. Apel. — Bernhardi. — Biedenfeld. — Bilderbeck. — Louise Brachmann. — Brentano. — Ad. v. Chamisso. — H. v. Chezy. — Heinr. v. Collin. — S. J. Contessa. — Cramer. — Dusch. — Eberhard. — Eichendorff. — Feßler. — G. W. Fink. — Regina Frohberg. — Gebauer. — Gedike. — Glatz. — Gottwalt. — Grötsch. — Gerstenbergk. — Heinse. — Th. Hell (Hofr. Winkler). — Am. v. Hellwig. — Th. Hermes. — L. F. Huber. — Therese Huber. — Fr. Jacobs. — Kähler. — Justinus Kerner. — Heinr. von Kleist. — Klingemann. — v. Knigge. — Th. Körner. — Kuhn. — Fr. Laun (Schulz). — Leander. — Lembert. — Otto Heinr. Graf v. Loeben. — Mil-

ler. — K. F. Moritz. — G. Müller. — K. L. Methuſ. Müller. — Gottwerth Müller. — Nicolai. — Öhlenſchläger. — Prätzel. — Raupach. — Soph. la Roche. — Rochlitz. — Salzmann. — Schilling. — Schlenkert. — Schreivogel. — St. Schütze. — Spieß. — Starke. — L. v. Starkloſ. — Steigenteſch. — K. Stein. — Benzel Sternau. — Fanny Tarnow. — E. Wagner. — Ant. Wall. — Zſchokke u. a. m.

# Theorie und Literatur

der

# deutschen Dichtungsarten.

---

## Ein Handbuch

zur

## Bildung des Stils und des Geschmackes.

Nach den besten Hilfsquellen

bearbeitet

von

Dr. Philipp Mayer.

---

Zweiter Band.

Bibliothek
des
K. Alten Gymnasiums
in
Regensburg.

---

Wien.

Gedruckt und im Verlage bei Carl Gerold.

1824.

ler. — K. F. Moritz. — G. Müller. — K. L. Methuſ. Müller. — Gottwerth Müller. — Nicolai. — Öhlenſchläger. — Prätzel. — Raupach. — Soph. la Roche. — Rochlitz. — Salzmann. — Schilling. — Schlenkert. — Schreivogel. — St. Schütze. — Spieß. — Starke. — L. v. Starklof. — Steigentesch. — K. Stein. — Benzel Sternau. — Fanny Tarnow. — E. Wagner. — Ant. Wall. — Zſchokke u. a. m.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mayer, Johann Philipp,

Theorie und Literatur der deutschen Dichtungsarten ein Handbuch zur Bildung des Stils und des Geschmackes

Bd.: 1. (1824). - XVI, 202 S.

Wien 1824

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.lit.1454(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11093817-6